

84. JAHRGANG



DRITTES HEFT

## THEOLOGISCH-PRÄKTISCHE QUARTALSCHRIFT

19



31

### Aus frühchristlicher Zeit für unsere Zeit.<sup>1)</sup>

Von Otto Cohausz S. J.

Am 22. Juni d. J. waren ein und einhalbtausend Jahre verflossen, seitdem eine der wichtigsten und einflußreichsten aller Kirchenversammlungen tagte, das Konzil von Ephesus, das dritte der allgemeinen Kozilien. Der Heilige Vater fordert zu dessen feierlichem Gedenken auf und verspricht sich davon reiche Früchte. In der Tat ragt dieses Konzil als einer der Höhepunkte aus der langen Reihe der Kirchenversammlungen hervor. Was das Konzil von Trient für die Reformationszeit, das Vatikanische für unsere Zeit, das bedeutete das Konzil von Ephesus für das fünfte, von heißen Kämpfen und beunruhigenden Wirren durchbebe Jahrhundert. Auf ihm wurden lange schwedende Unklarheiten geklärt, nie zur Ruhe kommende Streitigkeiten entschieden, die kirchliche Atmosphäre von Gewitterluft gesäubert, blauer Himmel und Friede geschaffen. Besonders waren es drei große Entscheidungen, die damals gefällt, wie wuchtige Merksteine die kirchliche Wissenschaft auf sicheren Weg wiesen, wie strahlende Leuchttürme ihr Licht ins Dunkel sandten, allen kommenden Jahrhunderten sichere Führung boten und noch heute in unveränderter Helle Licht, Aufschwung und Freude verbreiten. Das Konzil entschied die Einpersönlichkeit Christi, die Muttergottesschaft Mariens, stützte aufs neue das kirchliche Lehramt. So rückte es

<sup>1)</sup> Benutzt: Scheeben, Dogm.; Pohle, Dogm.; Kirsch, Kirchengesch.; Seeburg, Dogmengesch.

die drei Grundträger unseres Glaubens: Christus, Maria und das Papsttum in helles Mittagslicht und umgab sie mit neuem, nie mehr erlöschendem Glanz.

### I.

In erster Linie bedeutete das Konzil einen Triumph Christi. Es erklärte feierlich seine Einpersönlichkeit. Wie diese Definition in das damalige Leben eingriff, wird uns erst klar, versetzen wir uns in jene Zeit zurück. Daß Christus Gott und Mensch zugleich sei, hatte er selbst zu klar ausgedrückt und zu deutlich bewiesen; das hatten Apostel und Evangelisten zu oft als unabänderlich feststehend verkündet und durch Wunder und Zeichen erhärtet. So nahm es die Urkirche als unbezweifelt sicher an, ohne sich über die Art der Verbindung zwischen Gottheit und Menschheit weitere Gedanken zu machen. Man war sich seines Glaubens froh bewußt, glücklich, endlich einen Erlöser gefunden zu haben, nach so langer Zeit der Unerlösung aus seinen Quellen trinken zu können. Zu wissen, daß Christus Gott und Mensch sei und die Erlösung bringe, genügte, blieben auch die Einzelheiten verborgen.

Das wurde anders, als der christliche Glaube nun in die hellenistische Welt eindrang, sich auch an griechisch gebildete Geister richtete und bald auch solche zu seinen Anhängern zählte. Die Christ gewordenen Denker empfanden das Bedürfnis, sich auch vor ihrem Verstand Rechenschaft über den Glauben zu geben, in seine Geheimnisse auch mit der Leuchte des Geistes einzudringen, sie allseits zu erhellen und weiter zu entwickeln. Auch erhoben sich bald mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattete Widersacher, die eine wissenschaftliche Abfuhr erforderten. Jetzt galt es also, die Glaubensgeheimnisse auch den Intellektuellen aus Platos, Zenos und des Aristoteles Schule nahe zu bringen. Des Evangeliums bemächtigte sich die Spekulation. Ein von der Vorsehung durchaus gewollter Vorgang. Mochte er anfangs auch zu manchen Irrungen und Verwirrungen führen, der letzte

Ertrag war doch immer eine neue Sicherheit und Herausarbeitung des ganzen Glaubensgehaltes.

Was der Heidenwelt mit ihrer Vielgötterei nun am ehesten in die Augen fallen mußte, war der *eine* Gott der Christen. So richteten sich denn darauf zunächst Fragen und Antworten. Aber dieser eine Gott erwies sich doch wieder zugleich als Dreiheit. Nicht nur Christus hatte sich als Sohn Gottes bekannt und auch noch den Heiligen Geist als ebenbürtig mit sich und dem Vater erklärt, auch in der Taufformel stand die Dreiheit über dem Eingangstor zur Kirche und mußte aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So war denn die nächste Zeit hauptsächlich mit trinitarischen Untersuchungen und Streitigkeiten, mit Lehrmeinungen über die Eigenart der drei göttlichen Personen und ihr Verhältnis zu einander erfüllt.

Als diese einigermaßen zum Abschluß gekommen, oder auch während sie noch im Gange waren, löste sich dann ein anderes Problem ab: klar geworden war die Stellung des Logos zum Vater und Heiligen Geist, wie aber nun sein Verhältnis zu der mit ihm verbundenen Menschheit war? War die Verbundenheit beider nur eine akzidentelle, nur eine moralische oder eine substantielle? Neben den Vertretern des wahren Sachverhaltes wurden die verschiedensten Ansichten laut. Schon der heilige Johannes hatte in seinen Briefen Irrlehrer bekämpfen müssen, die jede Identität von Jesus und Christus sowie die wahre Menschwerdung leugneten. Christi Leib war ihnen nur ein Scheinleib. Der mit alexandrinischer Bildung ausgestattete Jude Cerinth sah in Jesus bloß einen Menschen, über den erst in der Taufe Christus (der Geist Gottes) kam. Viel Staub wirbelte dann Paulus von Samosata mit seiner Lehre auf, Christus sei nur Mensch gewesen, gezeugt vom Heiligen Geiste und aus der Jungfrau geboren. In ihm aber habe der göttliche Logos, die Weisheit Gottes (als unpersönliche Macht) gewohnt und in höherer Weise gewirkt als in allen anderen Propheten. Eine Ansicht, die mit der heutigen, von liberal-protestantischer Seite wieder verbreiteten, in Christus offen-

bare sich (der pantheistische) Gott, manche Ähnlichkeit aufweist.

Diese rein äußerliche moralische Verbundenheit genügte aber den meisten nicht. Die Stelle: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ besagte mehr. So sah man ein, daß nur eine *physische* Verbindung der wahren Lehre genugtue. Aber auch da gab es bald irrite Ansichten. Die bedeutendsten unter ihnen gingen von Apollinaris und Theodor von Mopsuestia aus. Von der platonisch-photinischen Trichotomie, daß der Mensch aus drei Teilen: Geist, Seele und Leib bestehe, ausgehend, sprach Apollinaris Christus den menschlichen Geist ab und ließ dessen Stelle den Logos vertreten und so die Einigung zwischen Gottheit und Menschheit zustandekommen. Christus einen der Sündefähigen menschlichen Geist zuschreiben — meinte er — vertrage sich nicht mit seiner Unsündbarkeit, und zwei in ihrem vollen Sein verschiedene Wesen könnten sich nie zu einem Ganzen vereinen, zwei Personen nicht eine ausmachen. Daß er Christus dabei nur eine verstümmelte menschliche Natur gab und damit die Erlösung des ganzen Menschen, auch seiner Geistseele nach, unmöglich machte, übersah er. Aber man gewahrt, wie wenig klar und abgegrenzt noch die Begriffe, besonders das Verhältnis von Natur, Person, Subsistenz waren. Apollinaris bereitete den Monophysitismus vor.

Schwang ein Pendel zu weit nach rechts, schwingt es bald darauf zu weit nach links. So auch hier. Dem Apollinarismus erstand ein Gegner in der Schule von Antiochen. Hatte der erstere die Einheit in Christus auf Kosten der vollständigen menschlichen Natur übertrieben, so lag dieser vor allem daran, ihm gegenüber die Unvermischttheit der zwei Naturen in Christus und damit die Zweiheit seines göttlichen und menschlichen Wesens wieder ins Licht zu rücken. Dieser Schule entsprang Theodor von Mopsuestia. Er baute auf ihrem Fundament weiter; aber nun wurde die Zweiheit Anlaß zu neuer Irrung. Die Apollinaristen waren davon ausgegangen, daß die Einwohnung Gottes in Christo eine wesentliche, keine nur moralische

sei, daß aber zwei vollständige Naturen sich nie zu einer Person verbinden könnten. Darum hatten sie bei Christus den menschlichen Geist durch den Logos ersetzen wollen. Theodor aber hielt an der vollen Unversehrtheit und Unvermischtheit beider Naturen in Christus und doch auch an der Einheit fest. Wie aber beides miteinander in Einklang bringen? Er glaubte die Lösung so zu finden: Jesus ist der Tempel, in dem Gott wohnt und den er als Organ benützt. Betrachtet man das menschliche und göttliche Element in Christus beide für sich, so begegnen uns zwei verschiedene Naturen, die aber zwei Hypostasen, eine vollkommen göttliche und eine menschliche Person sind. Und doch müssen wir von Christus als von einer Person reden, da in ihm die menschliche Natur in die göttliche aufgenommen ward, so wie Mann und Frau *ein* Leib heißen. Deshalb kann auch Maria sowohl „Christusgebärerin“ als auch „Gottesgebärerin“ genannt werden; letzteres aber nur, insofern sie den geboren hat, in dem Gott wohnte.

Diese Gedanken nun wurden von seinem Schüler, dem ungestümen, leidenschaftlichen, mehr rednerisch als theologisch geschulten Nestorius, Bischof von Konstantinopel aufgegriffen, zum vollen Aufblühen gebracht und als Giftsaat in das ganze Morgenland gestreut. Nach ihm gibt es in Christus nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei verschiedene Personen, eine göttliche und eine menschliche. Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens, ist ein anderer der Person nach als der göttliche Logos oder Sohn Gottes. Gleichwohl sind beide Personen miteinander aufs engste verbunden, indem der Logos im Menschen Jesus wie in seinem Tempel einwohnt. Daraus folgt, daß der Mensch Jesus nicht als wahrer Gott, sondern nur als „Gottesträger“ ( $\Theta\epsilon\phi\rho\sigma$ ) bezeichnet werden kann, daß es ferner bei ihm sich nicht um eine physische, sondern nur um eine akzidentelle, moralische Vereinigung handelt, und die Menschwerdung nicht als eigentliche Menschwerdung Gottes, sondern nur als „Einwohnung des Logos“ im bloßen Menschen Jesus angesprochen werden kann.

So löste Nestorius Christus in zwei für sich bestehende Personen auf, die nur durch ein äußeres Band miteinander verknüpft sind. Machen andersdenkende Dogmen- und Kirchengeschichtler dagegen geltend, daß er doch von Christus häufig als von einer Person rede, so übersehen sie, daß er darunter immer nur eine moralische oder juridische Person versteht, die sich aus zwei physischen Hypostasen zusammensetzt.

Diese Lehre nun, auf allen Gebieten der Christologie umstürzend wirkend, versetzte das ganze Morgenland in Meeresstürme. Schon waren tüchtige Kämpfer zur Abwehr aufgetreten, aber in der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit tat ein autoritativer Entscheid not, zumal Nestorius sich der im August 430 stattgehabten Synode, die ihn mit Absetzung und Bann bedrohte, zu entwinden suchte. Der Kaiser Theodosius II. berief deshalb für Pfingsten 431 das berühmte Konzil nach Ephesus. Hier wurde feierlich erklärt: „*Si quis non confitetur, carnis secundum subsistentiam unitum Dei Patris Verbum . . . A S (can. 2).* *Si quis in uno Christo dividit substantias post unionem, sola eas connexione conjungens ea quae secundum dignitatem est, vel etiam auctoritatem et potestatem ac non potius conventu, qui per unitatem factus est naturalem.* A S (can. 3). *Si quis audeat dicere Christum hominem Theophoron id est Dei ferentem ac non potius Deum esse veraciter dixerit A S (can. 5).* *Si quis dicit, Deum esse vel dominum Christi . . . et non magis eundum ipsum confitetur Deum simul et hominem . . . A S (can. 6).*“ Damit war die Einpersönlichkeit Christi endgültig festgelegt, Nestorius gerichtet; und, mußte auch das Konzil von Chalzedon 451 später noch manche Einzelheiten bestimmen, so war jetzt doch wieder ein fester Boden geschaffen und kehrten Ruhe und Sicherheit zurück.

Die so lange hin- und hergezogenen Gemüter wurden wieder gefestigt, beruhigt, die Theologie gewann wieder klare Sicht und sichere Bahn — das war der erste große Erfolg dieses Konzils. Daran aber schloß sich ein größerer zweiter: Neuer Glanz umstrahlte die Person und Wirk-

samkeit unseres Erlösers. Hätte Nestorius mit seiner Ansicht, der Logos und der Mensch Christus seien zwei verschiedene Personen, nur durch die Einwohnung des ersten im letzteren vereint, recht behalten, dann war Jesus von Nazareth im Grunde nicht anders als alle Propheten, also nur graduell, nicht wesentlich von ihnen verschieden. Er war auch nur Mensch, mit dem Wort Gottes deshalb nur äußerlich verbunden. Auch wäre es Götzendienst, ihn in seiner Menschheit anzubeten. Götzendienst also die jetzt allgemein übliche Andacht zum allerheiligsten Altarsakrament, die doch auch der Menschheit Christi gilt, Götzendienst die Andacht zu den heiligen Wunden und zum heiligsten Herzen Jesu. Zudem leiden und erlösen konnte uns Christus nur mit seiner menschlichen Natur; wäre diese eine eigene menschliche für sich bestehende Person, so hätte alles Leiden und Sterben als das eines Menschen alsdann nur endlichen Wert, würde also nie zur Tilgung der Schuld ausreichen. Der Logos, sagt wieder Nestorius, habe nicht gelitten, Gott könne nicht leiden. Im Abendmahlssaal, sagte Nestorius wiederum, wurde nur der Leib des Menschen Jesus genossen; wer anders denke, sei Menschen- und Totenanbeter. — Nun nach der Entscheidung aber steht in Jesus Christus nur eine Person mit zwei Naturen vor uns, eine göttliche Person, die Jesu menschliche Natur mit sich in einer Subsistenz vereinte, sie zu eigen besitzt, ihre göttliche Würde auf sie und ihre Handlungen ausdehnt, ihnen unendlichen Wert verleiht, sie mit auf den göttlichen Thron über die Chöre der Engel erhebt und der ganzen Schöpfung zur Anbetung vorstellt.

Man sieht, der Kampf ging hier nicht um unnütze theologische Spitzfindigkeiten, sondern um tief in das ganze Wesen und Leben der christlichen Religion eingreifende Dinge, und unbegreiflich ist es, wie Seeberg in seiner Dogmengeschichte und Casper in seiner Papstgeschichte den ganzen Streit vorwiegend als den Ausfluß persönlicher Intrigen und amtlicher Rivalität aufzuzeigen versuchen.

## II.

Wie das Konzil Christus in strahlendes Licht rückte, so nicht minder seine gebenedete Mutter. Ja, ihre Person und Würde waren damals der eigentlichste Gegenstand des Kampfes, so daß Papst Pius XI. in seiner Aufforderung zur Gedenkfeier nicht ansteht, das Konzil als „marianisches“ Konzil zu bezeichnen.

Seit den ersten christlichen Anfängen wurde Maria als Mutter Jesu hochgeachtet. Niemand bezweifelte, daß sie den großen Religionsstifter geboren habe und darum der höchsten Verehrung würdig sei. Als „Theotokos“, Gottesgebärerin, lebte sie in der kirchlichen Überlieferung. Als solche wurde sie von Origenes, Eusebius, Athanasius, Didymus, Gregor von Nazianz, Cyrillus von Alexandrien stets bezeichnet. Erst als die häretische Spekulation das Wesen Christi falsch zu deuten begann, wurde auch ihr Glanz verdunkelt. Da Gnostiker und Doketen zunächst Christus nur einen Scheinleib, einen himmlischen Leib andichteten, mußten sie folgerichtig zur Leugnung des irdischen Ursprungs der Menschheit Christi und der wirklichen Empfängnis und Geburt Christi aus Maria als seiner Mutter kommen. Unter diesen verstanden manche wie Valentin nur ein „Hindurchgehen“ Christi durch Maria, ähnlich wie das Hindurchfließen des Wassers durch einen Kanal. Andere wie Cerinth nahmen eine eigentliche Geburt aus Maria an; da aber nach ihrer Auffassung Jesus nur Mensch und erst bei der Taufe mit der Gottheit vereinigt war, konnten sie in Maria nur die Mutter eines Menschen, nicht aber die eines Gottes erblicken. In ähnlicher Lage blieben alle, die der Menschheit in Christus eine eigene Subsistenz zuschrieben, und ihre Vereinigung mit dem Logos nur als Einwohnung, als akzidentelle, rein moralische betrachteten. Verständlich, daß bei allen diesen der übliche Name „Theotokos — Gottesgebärerin“ Anstoß erregte und heiß umstritten wurde. Gerade um die Wende des 5. Jahrhunderts nahm der Kampf die schärfsten Formen an. Besonders heftig ging, gemäß seiner Trennung des Menschensohnes vom Gottessohne, Theodor von Mopsuestia gegen den

Ausdruck „Theotokos — Gottesgebärerin“ vor; er wollte Maria nur den Namen „Christotokos — Christusgebärerin“ zuerkennen und den Ausdruck „Gottesgebärerin“ höchstens insofern gelten lassen, als Maria den geboren habe, mit dem sich später die Gottheit vereinte. Einer seiner Anhänger, der Priester Anastasius, rief in einer Predigt aus: „Keiner nenne mir Maria Mutter Gottes; denn sie war ein Mensch, und Gott kann von keinem Menschen geboren werden.“ Der Bischof Dorotheus von Marcianopolis in Mysien erkührte sich sogar in einer in Konstantinopel gehaltenen Rede den Bann über alle auszusprechen, die Maria „Gottesgebärerin“ zu nennen wagten. Die ganze christliche Umwelt geriet in Aufregung. Priester und Laien ließ die Frage nicht mehr zur Ruhe kommen.

Da griff Nestorius, der Bischof der Hauptstadt, selbst ein. In wiederholten Reden vertrat er die Ansicht, Gott eine Mutter beilegen sei heidnisch, Vergötterung der menschlichen Natur; der von Maria Geborene sei nur ein vom Heiligen Geist bereiteter Tempel, in dem der göttliche Logos später Wohnung genommen habe. Seine Ausführungen brachten die Hauptstadt in Aufruhr. Laien traten ihm öffentlich entgegen. Das Volk rief: „Wir haben einen Kaiser, aber keinen Bischof.“ Zur Gegenwehr hielt der damals in Konstantinopel weilende Bischof Cyzikus eine Lobrede auf Maria im antinestorianischen Sinne; der anwesende Nestorius erhob Einsprache. Priester, die gegen seine Ansichten predigten, ließ er absetzen und einkerkern. Aber nicht nur in der Hauptstadt, weithin in ganz Kleinasien, selbst in Ägypten und Rom, gerieten die Gemüter in Wallung. Da war es vor allen Cyrill von Alexandrien, der in die Kampfbahn trat und mit großer Wucht und gründlicher Gelehrsamkeit den Ausdruck „Theotokos“ verteidigte. Seine Ausführungen unterstrich Papst Cölestin auf einer Synode 430. Nestorius wurde unter Absetzung und Bann aufgefordert, innerhalb acht Tagen seine Irrtümer zu widerrufen. Aber Nestorius und seine Anhänger klammerten sich an einige ungenaue Ausdrücke Cyrills; die theologischen Streitigkeiten wollten kein Ende

nehmen. Da sprach das Konzil, nicht ohne daß noch viele Kämpfe sich ergeben hatten, das entscheidende Wort: „Wenn jemand nicht bekennt, Gott sei *wahrhaft* Emmanuel und daher die heilige Jungfrau Gottesgebärerin — sie gebar nämlich dem Fleische nach das fleischgewordene Wort Gottes —, so sei er im Bann“ (Denz. n. 113).

Nestorius wurde abgesetzt und in sein Kloster von Antiochien verwiesen. Doch sowohl er selbst, wie ein großer Teil seines Anhanges, beharrten in ihrem Widerstand. So wurde er 435 nach Ägypten verbannt, das Lesen seiner Schriften verboten und ihre Verbrennung angeordnet. Er starb 451 ruhmlos im Elend. „Gib mir ein von Häretikern gereinigtes Land, und ich will dir dafür den Himmel geben. Hilf mir, die Ketzer besiegen, und ich will dir helfen, die Perser zu besiegen“, so hatte er bei seinem Regierungsantritt zu Kaiser Theodosius II. gesprochen. Und nun war er ob seiner Beschränktheit, Leidenschaftlichkeit und Hochfahrenehme selbst zu einem der hartnäckigsten und verderbenbringendsten Häretiker geworden. Wiederum ein warnender Beleg, wohin der bestgemeinte Eifer führt, ist er mit Engblick, Leidenschaftlichkeit und Hartnäckigkeit verbunden. Auch viele andere Bischöfe seiner Partei traf ein ähnliches Los, alle Versammlungen dieser Sekte wurden verboten und ihre Geistlichen verbannt.

Um so größer aber war die Freude aller wahren Marienverehrer. Die rechtgläubigen Konzilsväter atmeten auf; das Volk von Ephesus brach in Jubel aus, illuminierte die Stadt und der Freudenruf „Theotokos“ widerhallte in allen Straßen und auf allen Plätzen. Und von da pflanzte er sich fort durch alle Länder und Zeiten. Mariens Ehre war glänzend gerettet. Gefahr war im Anzuge gewesen, sie ihrer höchsten Würde zu entkleiden, sie für das Gedanken aller Zeit aus der Zenithöhe in die Zahl der eben über den Horizont erscheinenden Sterne zu verweisen. Denn was wäre Maria ohne die Gottesmutterchaft? Eine der vielen Mütter, die Große geboren, hie und da mitgenannt, aber doch wie sie alle nur nebenher und gelegentlich erwähnt. Und welch kümmerliches Dasein hätte die

ganze Marienverehrung gefristet! Nun aber leuchtet wieder Mariens Ehre, Würde und Stellung in alter, ja neuer Helle. Im Strahlenglanz und mit der goldenen Krone der Gottes-mutterschaft gekrönt, steht sie wieder da vor aller Welt. Als Weib mit der Sonne bekleidet, als Königin aller Frauen, als höchste Erwählte und größtes Wunderwerk der Dreifaltigkeit beschreibt sie in neuer Herrlichkeit ihren Weg am Himmel christlichen Glaubens, als Dei mater alma von allen gepriesen, von der Kirche verherrlicht, von Dichtern besungen, durch Baudenkmäler und Wallfahrtsorte ohne Zahl geehrt, von der ganzen katholischen Christenheit bewundert und geliebt. Welch fruchtbare Antriebe auf Mariologie und Marienverehrung gingen von der ephesinischen Definition aus! Ihrer Wirkung kommt wohl nur noch die Erklärung der Unbefleckten Empfängnis Mariens unserer Tage gleich. So hat der Papst gewiß recht, das Konzil vorwiegend ein „marianisches“ zu nennen.

### III.

Wie Christus und seine himmlische Mutter so ging auch sein Stellvertreter, das kirchliche Lehramt, neu gefestigt und in neuem Glanz aus dem Konzil hervor. Zwei Bestimmungen waren es, die hierauf hinwirkten: eine, die den obersten Träger des kirchlichen Lehramtes selbst traf und eine andere, die sich mit der rechten Lehrart befaßte.

Die erste lautet: „Nulli dubium, imo saeculis omnibus notum est, quod sanctus beatissimusque *Petrus* Apostolorum princeps et caput, fideique columna, et Ecclesiae catholicae fundamentum, a Domino nostro Jesu Christo . . . . claves regni accepit . . . . Qui ad hoc usque tempus et semper in suis successoribus vivit et judicium exercet“ (Denz. 112).

Einmal ist diese Erklärung schon für die Dogmatik wichtig, da sie in so klarer Weise die Verleihung der obersten Kirchengewalt an Petrus anerkennt und dessen Weiterleben in seinen Nachfolgern, also dem römischen Bischof, bekundet, was bei so manchem sonstigen Gegensatz zwischen der östlichen und westlichen Kirche um so

schwerer wiegt; und daß diese Verleihung des Primates an Petrus und sein rechtmäßiges Weiterleben im römischen Bischof als nulli dubium, *imo saeculis omnibus notum* angeführt wird.

Dazu hatte die Erklärung eine für das ganze damalige kirchliche Leben überaus große Bedeutung. Erkannte man im damaligen Osten auch theoretisch den Primat des Papstes an, so war praktisch doch bei manchen die Gefolgschaft nicht, wie sie hätte sein sollen. Nicht nur, daß manche Parteien und Bischöfe bisweilen zu selbständig vorgingen, ihren Machtkreis über die Grenzen hinaus auszudehnen suchten, daß auch die östliche weltliche Regierung von Cäsaropapismus beseelt, Roms Rechte möglichst zu beschneiden trachtete: infolge der vielen theologischen Wirren und Sekten hatten auch nicht wenige Bischöfe, Mönche und Priester eine auflehnende Haltung gegen Rom angenommen und weite Laienkreise da hineingerissen. Nicht nur einmal war ein orientalisches Schisma in die Nähe gerückt; jetzt tauchte es wieder drohend auf. Da war es eine Großtat, daß so viele Kirchenfürsten aus Ost und West sich einmütig zum Primat des römischen Papstes bekannten. Damit war die Einheit der Kirche gerettet, das Gespenst der Spaltung noch einmal beschworen, besonders dem Orient wieder Halt und Festigkeit geboten, die kirchliche Disziplin wieder gefestigt.

Die zweite Erklärung betraf die Lehrart: „*Statuit sancta Synodus, alteram fidem nemini licere proferre aut conscribere aut componere, praeter definitam a sanctis Patribus.*“

Hier wurde also die alte Glaubensregel wieder eingeschränkt, nichts als Lehre aufzustellen, was nicht in den Glaubensquellen enthalten sei. Auch das tat not. Waren doch die geistig regen, spekulationsbedürftigen Griechen nur zu geneigt, sich auf ihre eigenen Geisteserfindungen allein zu stützen und sie an Stelle der geoffenbarten Wahrheit zu setzen. Daher dann auch die überaus große verderbliche Fruchtbarkeit an Irrlehren. Dem wurde durch die Zurückrufung des Konzils auf die rechten Glaubens-

quellen ein Damm entgegengesetzt und so die theologische Wissenschaft vor einem Ausfließen in rein natürlichen Betrieb bewahrt.



Man sieht, daß das Konzil mit der Neubefestigung dieser drei Grunddogmen einen Merkstein in der Geschichte der Kirche bedeutet. Sein Einfluß wirkt bis heute fort. Ja, heute gewinnen seine Entscheidungen wieder aktuelle Bedeutung.

Auch heute geht wieder, wenn auch in anderer Form, ein erregter Kampf um Christus. Auch heute leugnen viele seine Gottheit, stempeln ihn zu einem einfachen Menschen und stellen ihn mit anderen Weisen, Solon, Sokrates, Moses, Buddha auf gleiche Stufe. Andere erkennen ihm noch eine besondere Sohnschaft Gottes zu, aber keineswegs im Sinne einer hypostatischen Vereinigung. Christus ist Sohn Gottes, insofern (der oft pantheistisch gedachte) Gott in ihm in besonderer Weise wohnt und sich offenbart. Selbst vielen „Rechtgläubigen“ geht das tiefere Verständnis für die hypostatische Vereinigung ab. Infolge all dieser Irrungen fehlt auch das rechte Verständnis für die Anbetung Christi, seine Erlösungsart, seine Stellung als Haupt der Kirche, sein Wohnen in den Seelen, für jede Art von Christusmystik. Wie notwendig ist es da, das Tiefste der Person Christi und seines ganzen Wirkens vor den Augen der heutigen Welt wieder in voller Klarheit erstehen zu lassen! Tiefgründige Predigten über Christus sind zeitgemäß als je! Aber man darf es nicht bei rein moralischen oder ästhetisierenden, gefühlsmäßig verschwommenen Ausführungen bewenden lassen; gründliche, klare Aufschließung der christlichen Dogmatik erheischt die verworrene Zeit.

Wie die wahre Kenntnis Christi bedarf auch die rechte Wertschätzung seiner heiligsten Mutter wieder der Belebung. Nicht als ob es in katholischen Kreisen allgemein an warmer Marienverehrung fehle. Gott sei Dank, blüht sie noch, wie die Marienfeste, der Maimonat, Rosen-

kranzmonat und die zahlreichen Wallfahrten bekunden. Aber einmal färbt doch in der Diaspora die protestantische Geringschätzung Mariens stark auf die dort wohnenden Katholiken ab. Es fällt geradezu auf, wie viele da Aufgewachsene der Andacht zu Maria doch nicht das Verständnis entgegenbringen, wie man es in rein katholischen Gegenden gewohnt ist. Aber auch bei manchen sonstigen Katholiken kann man gewahren, wie wenig die Marienverehrung in ihren Seelen Wurzel geschlagen hat, wie gering ihre Wertschätzung Mariens, wie kalt und wenig vertrauend ihr Verhältnis zu Maria ist. Selbst Priester findet man darunter. Daher dann das mangelnde Verständnis für Rosenkranz und Marianische Kongregationen; die eifersüchtige Wachsamkeit, daß Maria ja kein neuer Ehrentitel zuerkannt werde. Die ganze Geschichte der Kirche und auch die des Konzils von Ephesus lehrt, Welch segensreiche Früchte von inniger Marienverehrung ausgingen, wie so viele Heilige gerade durch sie die größten Gnaden empfingen; sie belegt aber auch mit vielen Beispielen, wie die Verflüchtigung der Marienverehrung oft genug auch eine Verflüchtigung des tiefreligiösen Lebens herbeiführte. Nicht nur die Entwicklung des Protestantismus, der mit dem Marienaltar auch den Tabernakel verbannte, ist dafür Zeuge, auch das Leben des Nestorius und vieler anderer, die in der Andacht zu Maria erkalteten oder sie noch gar bekämpften. Als schönste Frucht des Ephesus-Jubiläums erwartet unser Papst Pius reiche Förderung der Marienandacht. Möchte er seine Wünsche erfüllt sehen! Alle Quellen müssen wir heute fließen machen. Verschütten wir doch keine!

Wie zeitgemäß ist sodann die dritte Erklärung des Konzils: Betonung des Primates. Und nicht nur Betonung desselben, sondern daß wir uns geschlossen hinter ihn stellen und unsere Gläubigen dazu mitreißen. Mehr als je bedarf die Zeit in ihrem Schwanken, ihrer Zerrissenheit und Unsicherheit wieder des Felsens. Katholiken gibt es aber leider, die in päpstlichen Verordnungen nur ein Machtgelüste, einen Vergewaltigungsversuch, eine un-

nötige, die Zeit nicht verstehende Härte erblicken; die alle Nörgeleien liberaler Zeitungen gegen römische Entscheidungen gedankenlos nachplaudern. Erlebt haben wir es ja wieder bei dem neuen Eherundschreiben. Andere hegen nicht das rechte Vertrauen, daß das Papstwort durchdringe. Und doch, mehr als in den damaligen Wirren ist entschiedener Widerstand gegen die überflutende Zersetzung aller Wahrheit und Sittlichkeit schreiendes Bedürfnis. Und wie damals das Papstwort wie ein Damm wirkte, wird es ihm auch heute nicht an Erfolg fehlen. *Portae inferi non praevalebunt adversus eam.*

An uns ist es darum, die Autorität des Heiligen Stuhles wieder zu beleuchten, mit gründlichen Ausführungen zu festigen, zu ihrer Gefolgschaft die Seelen zu stimmen!

Und dann das Letzte: die Glaubensregel. Wie viele gibt es auch bei uns, denen deren Bedeutung mehr und mehr geschwunden ist. Wie viele unserer gebildeten Laien kennen dank des modernen Wissenschaftsbetriebes an den Hochschulen kaum oder gar nicht mehr, daß ein Unterschied zwischen Glauben und Wissenschaft besteht. Was sie einsehen, was man ihnen philosophisch nahebringt, das allein lassen sie gelten. Aber auch Theologen sahen wir von der Tradition absehen, ihren eigenen Gedankengängen nachgehen und — im Irrtum enden.

Auch da gibt das Konzil Fingerzeige, das eigentliche Glauben, das Sichstützen auf die kirchliche Tradition wieder klar herauszuschälen und auch in der Predigt mehr wieder aus den Glaubensquellen zu beweisen, als mit rein menschlich-wissenschaftlichen Einsichten und die Bedeutung der Glaubensautorität wieder hervorzukehren. Sonst läufen wir leicht Gefahr, daß die Zuhörer die Predigten mit rein profan-wissenschaftlichen Vorträgen gleichstellen, ihnen nicht mehr Gehorsam zollen als diesen auch, aus ihnen annehmen, was ihnen zusagt, und abweisen, was ihnen nicht gefällt. Sollte der Grund, warum man mit so wenig kindlichem Gehorsam der Predigt oft folgt, nicht auch darin liegen, daß in ihr zu wenig das Wort Gottes

als Wort Gottes, zu viel aber menschliches Wort erscheint und darum als eines Menschen Wort der Beurteilung wie jedes andere Menschenwort verfällt? „Tamquam potestatem habens“ redete Christus. Aber das ist uns nur möglich, wenn wir „pro Christo legatione fungimur tamquam Deo exhortante per nos“ (2 Cor 5, 20)!

So bedeutet das Konzil von Ephesus nicht nur einen Merkstein in der Geschichte; es ergeht von ihm auch viel Wegweisung und Anregung für unser heutiges pastorales Wirken.

---

## **Das Recht der Revolution.**

Von Franz X. Böhm, St. Gabriel, Mödling.

(Fortsetzung.)

6. Göttliche Offenbarung und menschliche Vernunft bezeugen übereinstimmend, daß der tiefste Urgrund aller obrigkeitlichen Gewalt in Gott zu suchen ist. Dieser Erkenntnis gegenüber konnte es innerhalb der katholischen Wissenschaft zu keiner Zeit ein Schwanken geben. Aber etwas anderes war es um die Frage nach dem unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt. Ist in Gott nicht nur der tiefste und letzte, sondern auch der nächste und unmittelbare Ursprung der Staatsgewalt zu suchen? — An dieser Frage scheiden sich die Geister. Im wesentlichen sind es zwei Richtungen, deren eine nicht bloß den letzten, sondern auch den nächsten und unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt in Gott erblickt, wogegen die andere Richtung Gott zwar auch als den tiefsten und letzten Urgrund, dagegen als unmittelbare Quelle der obrigkeitlichen Gewalt die Volksgemeinschaft betrachtet. Im Interesse unserer Untersuchung wird eine kurze Darstellung der beiden Ansichten nicht zu umgehen sein.

Bis in das ausgehende 18. Jahrhundert wurde von der Mehrzahl der katholischen Gelehrten die Ansicht vertreten, das Volk in seiner Gesamtheit sei der erste Träger der Staatsgewalt, die ihm von Gott verliehen worden; das Volk aber übertrage die Gewalt ausdrücklich oder stillschweigend auf den Herrscher; mit anderen Worten, die Staatsgewalt stamme unmittelbar oder direkt von der Volksgemeinschaft, mittelbar oder indirekt von Gott. Als Hauptvertreter dieser Lehre, die man gewöhnlich als

scholastische Vertragstheorie bezeichnet, werden Bellarmin und Suarez genannt. Doch findet sich die Anschauung schon vor diesen beiden großen Theologen, auch bei zahlreichen Thomisten. Daß diese Lehre zu gewissen Zeiten nicht wenig Sympathie gefunden, wird uns erklärlich, wenn wir den geschichtlichen Hintergrund ins Auge fassen. Waren es doch die Zeiten, in denen der Absolutismus schwer auf so manchem Volke lastete. Auch weiß die Geschichte von Herrschern zu berichten, die im Kampfe mit der Kirche besondere Theorien erfanden, um ihre Stellung gegenüber der Macht der Päpste zu verbessern. Es sei erinnert an Ludwig den Bayer, der, um die Einsetzung des römisch-deutschen Kaisertums durch die Päpste aus der Welt zu schaffen, die Ansicht verteidigte, die kaiserliche Gewalt sei als solche unmittelbar von Gott eingesetzt; ferner an Jakob I. von England, der in jeder Einsetzung eines Königs ein unmittelbares Eingreifen Gottes erblicken wollte, wie die Heilige Schrift es von der Berufung Sauls oder Davids zur Herrscherwürde berichtet. Solchen theoretischen Entgleisungen und zahlreicher faktischen Entartungen des Autoritätsgedankens gegenüber mußte die Lehre von der Übertragung der Staatsgewalt durch die Volksgemeinschaft vielen als eine heilsame Reaktion erscheinen.

Der Gedankengang der scholastischen Theorie, in gedrängtester Kürze dargestellt, ist dieser: Damit von einem Staatswesen Rede sein könne, genügt nicht ein äußeres Zusammenleben einer Vielheit von Individuen oder Familien auf einem bestimmten Territorium; es muß auch ein einigendes Band da sein, das die Vielheit zu einer moralischen Einheit, zur Staatsgemeinschaft zusammenschließt. Ein solches einigendes Band findet sich aber nur in der gegenseitigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Übereinkunft, durch gemeinsames Zusammenhalten und Zusammenwirken das Wohl der Allgemeinheit zu sichern und zu fördern. Ein moralischer Körper verlangt nun von Natur aus eine einheitliche Leitung, eine oberste Gewalt, so notwendig, daß diese Leitungsgewalt mit und aus dem eben genannten Gesellschaftsvertrag sich von selbst ergibt; nicht als ob im Gesellschaftsvertrag die Ursache der Staatsgewalt zu erblicken sei (so der Protestant Pufendorf); sondern der Gesellschaftsvertrag ist die notwendige Bedingung dafür, daß die Staatsgewalt nach der von Gott gewollten Naturordnung aus der zum Staat verbundenen Volksgemeinschaft entsteht. Diese Leitungsgewalt kann sich von Natur aus nicht in einem Einzelgliede der Ge-

meinschaft finden; denn von Natur aus sind alle Menschen frei und keiner besitzt irgend eine Herrschergewalt über einen andern. Auch wäre keinerlei Grund ersichtlich, warum die Staatsgewalt von Natur aus sich gerade in diesem und nicht in jenem Einzelglied der Gemeinschaft finden sollte. Folglich kann die Staatsgewalt von Natur aus nur in dem ganzen moralischen Körper, in der ganzen Volksgemeinschaft ruhen. Das Volk aber, das als solches die Staatsgewalt nicht selbst ausüben kann, muß sie notwendig einem Haupte übertragen, sei es einem Einzelherrschер, bezw. einem Herrscherhaus, sei es einem Kollegium von mehreren Personen, die in ihrer Gesamtheit die oberste Leitung ausüben.

Seit der französischen Revolution ist wohl mitunter der Versuch gemacht worden, die scholastische Vertragstheorie in die Nachbarschaft der Rousseauschen Vertragstheorie zu bringen, um sie mit dem gleichen Verdikt zu treffen, das die letztere verdient. Dabei hat man jedoch den wesentlichen Unterschied übersehen, der die beiden Theorien wie durch einen Abgrund scheidet. Ja nicht bloß ein wesentlicher Unterschied, sondern ein scharfer Gegensatz muß es genannt werden, was die beiden Vertragstheorien von einander scheidet. Wohl gehen beide Theorien von einem allgemeinen Vertrage aus, den sie als rechtlichen Ursprung des Staates betrachten. Aber schon in dieser Grundlage sind beide Theorien wesentlich verschieden. Die Scholastiker sind einig in der Lehre, daß die Existenz einer Staatsordnung und damit auch der die Staatsordnung begründende Vertrag sittlich notwendig ist, weil in der sozial veranlagten Natur des Menschen begründet. Nach Rousseau dagegen ist jener Gemeinschaftsvertrag ein Akt der bloßen Willkür, durch den die Menschen den paradiesischen Naturzustand verlassen und sich in die Gebundenheit des gesellschaftlichen Lebens begeben haben. In diesem Gemeinschaftsvertrag will Rousseau zugleich den Ursprung aller sittlichen Bindungen, aller Rechte und Pflichten des Menschen erblicken. Das allein schon würde genügen, um zwischen der Lehre Rousseaus und der Vertragstheorie der Scholastiker einen unüberbrückbaren Abgrund aufzureißen. Denn mit dieser Lehre stellt sich Rousseau weit abseits von der christlichen Ethik, nach der das natürliche Sittengesetz in jedes Menschenherz „geschrieben“ ist (Röm 2, 15) und jeder Mensch von Natur aus mit gewissen Rechten und Pflichten ausgerüstet ist, die keiner Menschenwillkür unterworfen sind. — Nicht weniger schroff erscheint der Gegensatz zwischen den beiden Ver-

tragstheorien hinsichtlich des Zustandekommens der Staatsgewalt. Nach Rousseau hat die Staatsgewalt im Volke nicht bloß ihren unmittelbaren, sondern auch ihren letzten und einzigen Ursprung; die Staatsgewalt ist ihm nichts anderes, als die „volonté générale“, die Summe der Einzelpersonen aller Glieder der Gesamtheit. Nach den Scholastikern dagegen kommt die Staatsgewalt von Gott, der sie unmittelbar jeder zum Staatswesen verbundenen Volksgemeinschaft verleiht und durch diese dem jeweiligen Haupte der Gemeinschaft überträgt. Damit hängt ein weiterer höchst bedeutsamer Unterschied zusammen: im Rousseauschen System bleibt das Volk zu jeder Zeit der wirkliche Souverän, auch wenn es die Staatsgewalt einem Haupte, sei es auch einer Einzelperson, einem Monarchen, übertragen hat; die Souveränität des Volkes ist unveräußerlich. Der Herrscher kann nur im Namen des souveränen Volkes regieren, als Beamter des Volkes; er ist dem Volke verantwortlich, kann vom Volke zur Rechenschaft gezogen werden, kann auch beliebig abgesetzt werden. Anders nach der Vertragstheorie der Scholastiker; nach dieser ist die dem Volksganzen verliehene Staatsgewalt nicht unveräußerlich, vielmehr geht sie durch die Übertragung tatsächlich an den Herrscher über, und zwar für dauernd; das Volk kann den Herrscher nicht beliebig zur Rechenschaft ziehen noch auch bestrafen oder ganz absetzen.

7. Diese wenigen Bemerkungen werden hinreichen, um den großen Unterschied, ja direkten Gegensatz zu zeichnen, der zwischen der Vertragstheorie Rousseaus und jener der Scholastiker besteht. Wenn trotzdem seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Mehrzahl der katholischen Theologen und Staatsrechtslehrer sich von der scholastischen Vertragstheorie abgewendet hat, so dürfen wir einen der Gründe für diese Schwenkung wohl darin erblicken, daß viele von ihnen in der scholastischen Vertragstheorie — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — eine Wegbereiterin der Rousseauschen Theorie und damit indirekt auch der Revolution zu sehen glaubten. Man könnte dagegen geltend machen, daß die scholastische Theorie Jahrhunderte hindurch von den Gelehrten in breitestcr Öffentlichkeit vertreten worden ist und keinem Staat und keinem Herrscher hat sie ein Haar gekrümmmt. Treffend bemerkt dazu der spanische Philosoph Jakob Balmes: „Solange die Religion in allen Gemütern herrschte, hielt sie dieselben in geziemender Unterwürfigkeit unter den Fürsten. Wer da weiß, daß Gott Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit gebietet, dem liegt wenig daran,

ob ihre Gewalt mittelbar oder unmittelbar vom Himmel komme oder ob bei der Bestimmung der Regierungsform und bei der Erwählung der Personen oder Geschlechter, welche die höchste Gewalt ausüben sollen, die Gesellschaft mehr oder weniger beteiligt gewesen sei. Darum sehen wir, wie in Spanien, ungeachtet daß man viel von Volk, Über-einkunft, Verträgen redete, die Könige dennoch die tiefste Verehrung genossen, ohne daß die Geschichte in den letzten Jahrhunderten ein einziges Beispiel eines Angriffes auf ihre Person vorweisen könnte.“ (Protestantismus, II, 210).

— Wie sehr sich in diesem Lande unter dem Einfluß der revolutionären Ideen die Verhältnisse seit einem Menschenalter geändert haben, ist bekannt; daß auch hier die überwiegende Mehrheit des Volkes mit der neuesten Entwicklung der Dinge nichts zu tun hat, bestätigt nur die Erfahrung, der wir an anderer Stelle Erwähnung tun.) Das war eben das Verhängnis, daß der Boden, auf dem allein die Vertragstheorie als eine die gottgesetzte Autorität bejahende Lehre vertreten werden konnte, durch die gottfeindliche Philosophie des 18. Jahrhunderts unterwühlt worden war. Losgetrennt von dem gesunden Mutterboden des Gottesglaubens und der christlichen Staatsauffassung mußte die Lehre von der Volkssoveränität zur gefährlichen Irrlehre werden, die gleich einem unheimlichen Fiebergift die von ihr ergriffenen Organismen nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Hat nicht auch jenes andere unheilvolle Prinzip des Völkerfriedens unserer Zeit, das häretische Nationalitätsprinzip, seine tiefere Wurzel in der Lehre von der Volkssoveränität? Hier ist nicht die Gelegenheit, dieser Frage weiter nachzugehen. Es sei nur ein Wort des gewiß unverdächtigen Troeltsch angeführt; er schreibt in seiner Schrift „Deutsche Zukunft“ (Berlin 1916, 55): „Das Nationalitätsprinzip ist das natürliche Korrelat der Demokratie. Aus der Selbstregierung der Völker folgt die Selbstgestaltung und -gruppierung. Sobald der Staat von den Individuen her aufgebaut wird, wird das gruppierende Prinzip schließlich immer das instinktiv fühlbarste sein, das heißt die Sprach- und Gesinnungsgemeinschaft, die wirkliche oder vermeintliche Blutsverwandtschaft.“

Während so die scholastische Vertragstheorie seit der französischen Revolution unter den katholischen Gelehrten viel von ihrer Vormachtstellung eingebüßt, ist die Ansicht von dem unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt aus Gott seither in den Vordergrund getreten. Diese Auffassung läßt nicht bloß die Staatsgewalt in abstracto betrachtet von Gott herkommen, insofern sie sich natur-

notwendig aus dem Wesen der von Gott gewollten menschlichen Gemeinschaft ergibt; sondern auch die Autorität, wie sie sich konkret in der staatlichen Obrigkeit findet, betrachtet sie als unmittelbar von Gott verliehen, ohne Dazwischenkunft einer menschlichen Vermittlung. Wo ein menschlicher Akt dazwischentrifft wie etwa eine Wahl von Seite der Untertanen, da bedeute dieser Akt nur eine Bestimmung der Person („Designationstheorie“), mit anderen Worten eine *conditio sine qua non* für die Übertragung der Gewalt von Seite Gottes. Keinesfalls sei jener menschliche Akt die wirkende Ursache der Übertragung. Damit dem Leser die Möglichkeit eines eigenen Urteils geboten wird, sei hier die Beweisführung Cathreins, eines der neueren Vorkämpfer dieser Lehre, kurz skizziert (Moralphilosophie II, 461). Cathrein beruft sich zunächst auf die Analogie mit der väterlichen Gewalt in der Familie. Sobald die Familie entsteht, besitzt der Vater vom Naturrecht aus die väterliche Gewalt über die Kinder. Das Dasein der Kinder ist nur die notwendige Voraussetzung für das Entstehen der väterlichen Gewalt; sobald diese Bedingung gegeben ist, empfängt der Vater unmittelbar vom Naturgesetz, also von Gott, die väterliche Gewalt. Ähnlich ist die Verbindung mehrerer Familien zur Verwirklichung des Gemeinwohls nur die notwendige Voraussetzung, unter der das Naturgesetz dem dazu bezeichneten Träger die Staatsgewalt verleiht; ob die Mitglieder des Staates wollen oder nicht, sie können das Entstehen der Staatsgewalt unter der gegebenen Voraussetzung gar nicht hindern. Einen weiteren Beweis für den unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt aus Gott sieht Cathrein in dem Umstand, daß die in der Staatsgewalt enthaltenen Befugnisse unveränderlich sind. Wenn sich mehrere Personen zu einer Handels- oder Industriegesellschaft zusammenschließen, so können sie den Umfang der gesellschaftlichen Autorität beliebig einschränken oder ausdehnen, sie können auch die Autorität ganz aufheben und dadurch die Gesellschaft auflösen. Nicht so bei der staatlichen Gemeinschaft. Wohl können die Mitglieder die Regierungsgewalt auf verschiedene Träger verteilen, dem einen Beamten mehr, dem andern weniger Gewalt zuweisen; niemals aber können sie die Staatsgewalt, wie sie durch den von Gott bestimmten Zweck des Staates verlangt wird, als solche einschränken oder gar völlig beseitigen. Endlich sind die in der Staatsgewalt enthaltenen Befugnisse zum Teil von solcher Art, daß sie nur unmittelbar von Gott verliehen werden können. Als solche Befugnisse nennt Cathrein das

Recht der Kriegserklärung, der Todesstrafe, der richterlichen Entscheidung mit bindender Kraft u. s. w.; alles Rechte, die die einzelnen Staatsmitglieder nicht besitzen, mithin auch nicht verleihen können.

8. Welche Stellung hat das kirchliche Lehramt zu dieser Kontroverse eingenommen? Eine förmliche Lehrentscheidung ist niemals gegeben worden, weder im Sinne der einen noch der andern Meinung; Beweis dafür ist, daß beide Auffassungen bis heute unter den katholischen Gelehrten ihre Vertreter haben. Wohl besitzen wir zu dieser Frage eine Reihe Kundgebungen von höchster Stelle; unter anderem verschiedene Rundschreiben von Leo XIII., die sich mit staatsphilosophischen und staatsrechtlichen Fragen vom Standpunkt der christlichen Lehre aus befassen. Einige der wichtigsten Stellen aus diesen Rundschreiben über den Ursprung der Staatsgewalt finden sich im ersten Teil dieses Aufsatzes. Wie aus diesen Stellen ersichtlich, hat Leo die Lehre von dem Sozialvertrag im Sinne Rousseaus und im Zusammenhang damit die Lehre von der absoluten Volkssouveränität verworfen. Ob und wie weit der Papst mit dieser Verurteilung auch die scholastische Vertragstheorie und die Volkssouveränität im Sinne ihrer katholischen Vertreter treffen wollte, hat innerhalb des katholischen Lagers zu ernsten Meinungsverschiedenheiten geführt. Sicher ist, daß der Papst an keiner Stelle seiner Rundschreiben die scholastische Theorie ausdrücklich erwähnt oder gar verurteilt hat. Trotzdem wollen manche Autoren in diesen Rundschreiben eine Verwerfung der scholastischen Theorie erblicken; sie sagen, eine ausdrückliche Erwähnung und Verurteilung sei von Leo nur aus pietätvoller Rücksicht auf die bedeutenden Verteidiger dieser Lehre unterlassen worden; dafür sei in seinen Worten eine indirekte Verwerfung der scholastischen Vertragstheorie enthalten, insofern er die gegenteilige Lehre von dem unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt aus Gott als wahre Lehre verkünde. Indessen wird man bei ruhiger Prüfung aller in Frage kommenden Stellen in ihrem Zusammenhang sich schwerlich von einer auch nur indirekten Verurteilung der scholastischen Theorie überzeugen lassen. Wo der Papst ausdrücklich die gegenteilige Lehre, die Designationstheorie, erwähnt, da geschieht dies nur vorübergehend. In der Enzyklika „*Diuturnum illud*“ schreibt er: „Es steht mit der katholischen Lehre nicht im Widerspruch, wenn man sagt, daß diejenigen, welche einem Staatswesen vorzustehen haben, in gewissen Fällen nach dem Wunsch und Willen der

Majorität des Volkes gewählt werden können; auf diese Weise wird nun allerdings der Betreffende bezeichnet, der die Gewalt ausüben soll, das Recht dazu aber oder die Herrschaft selbst wird an diesen nicht vom Volke übertragen.“ Ja, gerade aus den unmittelbar folgenden Worten des Papstes entnehmen die katholischen Vertreter der Vertragstheorie ein Argument für ihre Ansicht. Es heißt dort weiter: „Ebensowenig steht hier in Frage die Art und Weise, wie ein Staatswesen geleitet wird. Es berührt die Kirche durchaus nicht, ob die Herrschaft von einem oder mehreren ausgeübt wird, wenn nur diese Herrschaft eine gerechte und für das Gemeinwohl ersprießliche ist; es hindert also nichts, daß die Völker jene Art von Staatswesen annehmen, welche ihnen entweder nach ihrem Charakter oder gemäß den Einrichtungen und Ansichten ihrer Vorfahren am passendsten zu sein scheint.“ Wenn also — so diese Autoren — nach den Worten Leos die Völker die Regierungsform bestimmen können, dann müssen sie a pari, um nicht zu sagen a fortiori, die Regierungsgewalt übertragen können; denn für die bürgerliche Gesellschaft sei es eine größere Sache, welche Staatsform sie habe, als welche Person die Staatsgewalt besitze (vgl. Göpfert, Moraltheol. I, 49). Welche immer die persönliche Ansicht Leos in dieser Frage gewesen ist, seine Rundschreiben dürften kaum gegen die scholastische Theorie zu verwerten sein. Was jene Rundschreiben ihrem klaren Wortlaut nach bezwecken, ist die scharfe Verurteilung der modernen atheistischen Theorien über den Ursprung des Staates und der Staatsgewalt und ihrer Konsequenz, der absoluten Volkssouveränität. Im gleichen Sinne scheint die Verurteilung des Sillon aufzufassen, die Pius X. in seinem Schreiben vom 25. August 1910 unter ausdrücklicher Berufung auf die Enzyklika „Diuturnum illud“ Leos XIII. ausgesprochen hat. Was die Sillonisten in Gegensatz zur katholischen Lehre gebracht hat, war nicht ihre Ansicht, daß die Staatsgewalt nur mittelbar von Gott ausgehe und unmittelbar vom Volke, sondern die Behauptung, daß sie auf den Träger der Staatsgewalt übergehe, „ohne deshalb das Volk zu verlassen und unabhängig von ihm zu werden“. Hier zeigte sich offenkundig der Pferdefuß der bereits von Leo verworfenen Volkssouveränität im Rousseauschen Sinne.

9. Alle obrigkeitliche Gewalt hat ihren Ursprung aus Gott. Das ist eine Wahrheit, die einer gesunden, nicht von ihrem ewigen Urgrund losgelösten Philosophie ebenso geläufig ist wie sie fest verankert ist im Felsengrund der

göttlichen Offenbarung. Ob dieser Ursprung der Herrscher gewalt aus Gott ein unmittelbarer im Sinne der Designationstheorie oder nach der scholastischen Theorie bloß ein mittelbarer zu nennen ist, kann weder aus der Offenbarung noch aus den Kundgebungen des kirchlichen Lehr amtes mit Sicherheit entschieden werden. Nun unsere Frage: Wie stellt sich die katholische Lehre, wie stellt sich die an der göttlichen Offenbarung orientierte Wissenschaft zu der Frage nach einem Recht der Revolution? — Revolution nannten wir die gewaltsame Auflehnung gegen die staatliche Autorität zum Zweck des Umsturzes der bestehenden Verhältnisse im Staate. Nun kann die staatliche Autorität einerseits eine legitime, eine rechtmäßige sein, andererseits eine illegitime, eine unrechtmäßige, wie beim Usurpator oder beim fremden Eroberer, der sich unrechtmäßig ein Gebiet oder einen Volksteil unterworfen hat. Damit ergeben sich von vornherein zwei verschiedene Fragen, die wir bei der Untersuchung auseinanderhalten müssen. Prüfen wir zunächst die Frage der Revolution gegen die rechtmäßige Obrigkeit, gegen den legitimen Herrscher.

Der Sinn der Frage kann nicht der sein, ob die Untertanen ein unbeschränktes Recht besitzen, sich gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu erheben, willkürlich den Herrscher zu vertreiben oder das bisherige System durch ein anderes zu ersetzen. Ein solches unbeschränktes Recht zur Revolution können auch die Anhänger der absoluten Volkssouveränität unmöglich meinen, wenn sie dem Volke das Recht zuerkennen, die staatliche Obrigkeit zur Rechenschaft zu ziehen, zu maßregeln und abzusetzen. Denn Revolutionen sind mit schweren Erschütterungen verbunden, die meistens ernste Schäden für das Gemeinwohl im Gefolge haben. In der Rücksicht auf das Allgemeinwohl, auf die mit der Revolution verbundenen schweren Schäden muß auch der extremste Anhänger der Volks souveränität die faktische Grenze für das Recht zur Revolution anerkennen, wenn anders nicht die Ordnung der gesunden Vernunft auf den Kopf gestellt werden soll. Der Sinn der Frage kann nur der sein: haben die Untertanen ein Recht zur Revolution, wo diese ein notwendiges oder wenigstens ein geeignetes Mittel scheint zur Rettung oder zum Schutz des Allgemeinwohls? — Eine Regierung, eine staatliche Obrigkeit kann vollkommen legitim sein und kann dabei schlecht ihr Amt versehen, kann selbst in gröhster Weise das Wohl der Allgemeinheit schädigen. Angefangen von Unfähigkeit und Unverständ, weist die

Geschichte der Staaten und Völker alle Schattierungen schlechter Obrigkeit auf bis zur ausgesprochenen Schreckensherrschaft, bei der Dummheit, Stolz und Bosheit wett-eifernd ein grausames Zepter über eine geknechtete Masse schwingen. Völlig außer Frage ist in allen derartigen Fällen, daß die Untertanen sich aller verfassungsmäßigen Mittel bedienen dürfen, die geeignet sind, das gefährdete Gemeinwohl zu verteidigen oder ungerechte Angriffe der Obrigkeit auf die Rechte der Untertanen abzuwehren. Unter diesen verfassungsmäßigen Mitteln ist nach den modernen Staatsverfassungen mit an erster Stelle das Wahlrecht zu erwähnen. In den Republiken wie in den konstitutionellen Monarchien haben die Untertanen die Korporationen zu wählen, die die Gesetze aufstellen oder doch an deren Aufstellung unmittelbar beteiligt sind. In anderen Fällen besitzt das Volk sogar die Macht, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, auf die Wahl der Regierung selber Einfluß zu nehmen. Da heißt es eben, Männer in die gesetzgebenden Körperschaften, bezw. in die Regierung zu wählen, die für das Recht einstehen, die ihrer hohen Verantwortung als Volksvertreter sich bewußt sind auch gegenüber den Launen oder Anmaßungen eines schlechten Herrschers. Neben dem Wahlrecht seien als gesetzliche Mittel genannt das Vereinsrecht, das Versammlungsrecht, das Recht der Petition und Remonstration. Es fehlt uns nicht an Beispielen, welchen Einfluß wirkliche Massendemonstrationen und Massenpetitionen auf die Regierungen auszuüben vermochten. Selbstverständlich soll hier keineswegs einer Diktatur der Straße in irgend einer Form das Wort geredet werden. Aber wo es gilt, verderbliche Gesetze oder offenkundiges Unrecht zu verhindern, schädigende Übergriffe der staatlichen Obrigkeit abzuwehren, da wird die friedliche Kundgebung der Massen noch das harmloseste Mittel sein, das häufig auch zum angestrebten Ziele führt. Schließlich, um das wirksamste Mittel am Schluß zu nennen: die Macht der Presse und der von ihr geschaffenen öffentlichen Meinung. Die jüngste Vergangenheit erst hat der Beweise genug geliefert, wie diese papierene Waffe wirksamer sein kann als die schwersten Feldgeschütze; leider nur zu oft im Dienst des Bösen, im Kampf gegen Recht und Wahrheit. Schafft sich aber das Volk eine starke Presse, die unbestechlich das eine Ziel verfolgt, der Allgemeinheit zu dienen und das Allgemeinwohl zu fördern, dann wird die Presse auch in wirksamer Weise der Tyrannie und Ungerechtigkeit auf Seite der Staatsgewalt entgegentreten können.

Aber, wird man entgegnen, was nützen alle verfassungsmäßigen Mittel, wenn Recht und Freiheit von einem Gewaltherrschter unterdrückt sind? Das erste, das ein solcher Herrscher zu tun pflegt, ist, die Rechte der Untertanen unterdrücken, die ihm gefährlich werden könnten. Dazu gehören eben jene verfassungsmäßigen Mittel, mit denen das Volk sich gegen Unrecht und Despotenwillkür wehren könnte: Koalitionsrecht, Versammlungsfreiheit, Redefreiheit, Pressefreiheit. Und das Wahlrecht? Wahlen lassen sich bekanntlich auf vielerlei Art und Weise von oben „machen“. Was dann? Die Vertreter der Theologie wie der katholischen Staatsphilosophie sind darin einig, daß, wo die verfassungsmäßigen Mittel gegenüber der Willkürherrschaft versagen, die Untertanen zum passiven Widerstand berechtigt sind. Passiver Widerstand, das Verweigern des Gehorsams gegenüber den Gesetzen und Anordnungen der Obrigkeit. Passiver Widerstand ist unter Umständen vom Naturgesetz geboten; dann immer, wenn das Gesetz, der Befehl einer Obrigkeit gegen Gottes Gebot verstößt. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ „Wenn die Staatsgesetze offen gegen das göttliche Recht verstoßen, wenn sie der Kirche Unbill antun oder den religiösen Pflichten widersprechen oder im römischen Papst die Autorität Jesu Christi verletzen, dann ist Widerstand Pflicht, Gehorsam aber Verbrechen; letzterer würde zugleich eine Unbill gegen den Staat selbst sein; denn alles gereicht dem Staate zum Schaden, was eine Versündigung an der Religion ist. Hieraus ersieht man, wie ungerecht es ist, das den Christen in den fraglichen Fällen gebotene Verhalten als Aufruhr zu brandmarken; es wird ja dem Fürsten und Gesetzgeber nicht der schuldige Gehorsam verweigert, sondern man folgt seinem Willen sonst immer, nur solchen Befehlen nicht, die zu erlassen er kein Recht hat; da sie mit Verletzung der göttlichen Rechte erlassen werden, entbehren sie der Gerechtigkeit und sind alles andere eher als Gesetze“ (Leo XIII. in seinem Rundschreiben „Sapientia christiana“ vom 10. Jänner 1890). — Gegenüber dem ungerechten Regime des Gewaltherrschers wird, wo keine verfassungsmäßigen Mittel helfen können, der passive Widerstand als zulässig erklärt. Aber — was ist damit gewonnen? Die Erfahrungen in der Geschichte der Staaten und Völker dürften dieses Zugeständnis als eine schöne Theorie erwiesen haben, womit der unterdrückten Volksgemeinschaft wenig geholfen ist. Ein Gewaltherrschter, wie er hier verstanden wird, pflegt schon beizeiten für eine ihm ergebene Brachialgewalt zu sorgen,

mit der er auch einen passiven Widerstand der Unterdrückten brechen kann.

10. So stehen wir hier dem Kern der Frage gegenüber: Wenn der verfassungsmäßige Weg zur Selbsthilfe den Untertanen durch Gewalt und Rechtsbruch verlegt wird, wenn jeder passive Widerstand als aussichtslos erscheint, dürfen dann die Untertanen zur gewaltsamen Selbsthilfe übergehen, zur Auflehnung gegen die despotische Willkür und Ungerechtigkeit, zur Vertreibung des schlechten Herrschers oder zur Beseitigung des für das Allgemeinwohl schädlichen Systems? — Die gesamte ungläubige Wissenschaft bekennt sich offen oder verdeckt zur Bejahung eines solchen Rechtes der Revolution. Das wurde bereits im ersten Teil dargelegt. Der konsequente Gottesleugner braucht nicht einmal jene extremen Fälle zur Bedingung setzen. Wenn das Volk als solches Träger der souveränen Gewalt ist und immer bleibt, dann hat es jederzeit das Recht, die Gewaltinhaber zu entfernen und auch das ganze Machtssystem im Staat grundstürzend zu verändern. Die einzige Beschränkung dieses Rechtes zur Revolution ist in der Rücksicht auf die aus dem gewaltsamen Umsturz drohenden Schäden für das Allgemeinwohl gegeben. In Wirklichkeit wird man unter den zahlreichen Revolutionen der neueren Geschichte nur wenige finden, die auch nur mit einem Schein von Recht als letzte Rettung des Volkes aus einer ungerechten und unerträglichen Tyrannie bezeichnet werden könnten. Die meisten Revolutionen sind noch immer das Werk einer kleinen — häufig genug volksfremden oder mit fremdem Geld bezahlten — Clique gewesen, der das Wohl des Volkes die allergeringste Sorge machte. Angesichts einer solchen das Recht der Revolution fast unbeschränkt bejahenden Geistesrichtung mußte die katholische Wissenschaft um so scharfer die richtigen Grundsätze verteidigen, wie sie aus der natürlichen Vernunft und aus der übernatürlichen Offenbarung zu entnehmen sind. Die kürzeste Formulierung der katholischen Lehre zugleich mit ihrer Begründung bietet das 13. Kapitel des Römerbriefes: „Jedermann sei den obrigkeitlichen Gewalten untertan; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott; die aber, welche bestehen, sind von Gott eingesetzt.“ Das ist das dogmatische Fundament. Auf dieser Grundlage erhebt sich die praktische Folgerung: „Wer demnach sich gegen die obrigkeitliche Gewalt auflehnt, widersetzt sich der Anordnung Gottes.“ Sogleich fügt der Apostel die göttliche Sanktion hinzu: „Die sich aber widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammnis zu.“

Heute ist die katholische Wissenschaft darin einig, sowohl die Theologie wie die Staatsphilosophie: ein Recht zur Revolution ist prinzipiell durchaus abzulehnen. „Ein Recht der Revolution, der verfassungswidrigen gewaltsamen Erhebung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, gibt es nach christlicher Auffassung nicht. Die Revolution im ange-deuteten Sinne erscheint vielmehr als eigenmächtiger Ein-griff in göttlich sanktionierte Rechte“ (Schilling, Moraltheol. I, 132). Nicht anders lauten die Entscheidungen von höchster kirchlicher Stelle. Bereits wurde der 63. Satz des Syllabus erwähnt: „Legitimis principibus obedientiam detrectare, immo et rebellare licet.“ Und Leo XIII., der in seinen zahlreichen Rundschreiben über christliches Staats-recht und moderne Staatsauffassung sich mit den ver-schiedensten Irrtümern auf diesem Gebiete auseinander-setzen mußte, kommt auch wiederholt auf dieses vermeint-liche Recht der Revolution zu sprechen. So schreibt er in seiner Enzyklika „*Immortale Dei*“: „Die gesetzmäßige Gewalt zu verachten, bei welcher Person sie auch sein mag, ist ebensowenig erlaubt, wie sich dem Willen Gottes widersetzen; die sich aber diesem widersetzen, stürzen sich freiwillig ins Verderben. Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammnis zu.“ Deshalb begeht man ein Verbrechen, und zwar nicht nur gegen die menschliche Majestät, sondern auch gegen die göttliche, wenn man der Obrigkeit den Gehorsam verweigert oder mit Hilfe der Volksmassen gegen dieselbe sich erhebt.“

Die bedingungslose Ablehnung jeglichen Rechtes zur Revolution wird man für selbstverständlich finden bei jenen Vertretern der Sozialetik und der Staatsphilosophie, die den Ursprung der Staatsgewalt einzig in Gott erblicken, nicht bloß den entfernteren und mittelbaren, sondern auch den unmittelbaren und nächsten Ursprung; mit anderen Worten, die nicht bloß die Staatsgewalt im allgemeinen und abstrakt genommen auf Gott zurück-führen, sondern auch die Herrschergewalt im konkreten Sinne, wie sie in diesem oder jenem Staatsoberhaupt sich verkörpert. Wenn der Herrscher seine souveräne Gewalt unmittelbar von Gott empfangen hat, dann können die Untertanen niemals das Recht besitzen, ihm die Herrscher-gewalt zu entziehen, ihn abzusetzen oder zu vertreiben. Schon einmal ist die Analogie mit der väterlichen Gewalt erwähnt worden. Der Vater hat seine Gewalt unmittelbar vom Naturrecht, also von Gott empfangen. Deshalb kön-

nen die Kinder niemals ihm diese Gewalt entzichen, ihn absetzen oder einen andern zum „Vater“ machen; ganz gleich ob der Vater gut ist oder schlecht, ob er seinen Pflichten nachkommt oder nicht, mag er selbst noch so sehr seine väterliche Gewalt mißbrauchen. Wohl gibt es in diesem Fall eine höhere Autorität, an die die Kinder sich wenden können und die nötigenfalls mit Entziehung der väterlichen Gewalt — im positiv-rechtlichen Sinne — vorgehen kann. Der analoge Fall hinsichtlich der Staatsgewalt, der von manchen Autoren erwähnt wird, ist selbstverständlich: wo der Machtinhaber einer höheren Autorität unterworfen ist (cf. Vasallenstaaten), da können die Untertanen sich an diese höhere Stelle wenden; dann ist es Pflicht dieser übergeordneten Stelle, die Angelegenheit zu untersuchen und unter Umständen den schlechten oder ungerechten Machtinhaber von seinem Amte zu entfernen.

11. Wenn wir die Stellung der katholischen Wissenschaft zur Frage des Rechtes der Revolution darstellen wollen, dann können wir nicht an der Lehre des Fürsten der Schule, des heiligen Thomas, vorübergehen. In seinem kleinen, aber inhaltsreichen Werke „De regimine principum“ finden wir auch unsere Frage behandelt. Wohl ist dieses Werk, wie gegenwärtig ziemlich feststeht, zum allergrößten Teil nicht dem Aquinaten selber zuzuschreiben, sondern seinem Schüler Ptolomaeus de Luca; nur der erste Teil, liber I. und liber II. 1—4, dürfte mit Sicherheit den heiligen Thomas zum Verfasser haben. Im ersten Teile (l. I. c. 6.) kommt er auch auf unsere Frage zu sprechen. Allerdings müssen wir bei der Lektüre dieser seiner Ausführungen sofort bemerken, daß er — wenigstens ausdrücklich — nur solche Verhältnisse im Auge hat, in denen das Volk selber seinen Herrscher wählt; es scheint das der einzige oder doch der gewöhnliche Weg für die Gewaltübertragung zu sein, den Thomas für seine Zeit der Erwähnung wert findet. Zunächst verlangt der heilige Lehrer, es solle Vorsorge getroffen werden, daß überhaupt ein tyrannisches Regiment nicht aufkommen könne; vor allem durch die Auswahl einer geeigneten Persönlichkeit, die einen Mißbrauch der Gewalt nicht befürchten lasse; dann aber auch durch kluge Beschränkung der Herrschergewalt, damit die Gefahr tyrannischer Entartung möglichst beseitigt werde. Wenn trotzdem ein tyrannischer Mißbrauch der Herrschergewalt erfolgt, dann rät der heilige Lehrer, die Tyrannie, wenn sie nicht allzu hart und maßlos ist, lieber zu ertragen; denn „es ist besser, eine nicht zu schlimme Tyrannie eine Zeitlang zu ertragen, als durch

Auflehnung gegen die Tyrannie viele Gefahren heraufzubeschwören, die schlimmer sind als die Tyrannie selber.“ Diese Gefahren schildert er mit einer Anschaulichkeit, wie sie nur ein der Wirklichkeit zugewandter Blick verleiht. Da ist einmal die Gefahr, daß die Auflehnung gegen den Tyrann nicht zum gewünschten Ziele führt; in diesem Fall wird die Sache nur noch schlimmer; der gereizte Machthaber wird nur noch ärger wüten und die Untertanen unterdrücken. Ferner, auch wenn der Aufstand mit Erfolg verbunden wäre, kommt es häufig zu schlimmen Parteiungen im Volke; schon beim Vorgehen gegen den Tyrann werden sich die einen für, die andern gegen ihn einsetzen; noch größer aber ist häufig die Gefahr des Parteienhaders, wenn es gilt, nach der Vertreibung des schlechten Herrschers die Verhältnisse neu zu ordnen. Dazu kommt zuweilen die noch ärgeren Gefahr, daß der Führer im Kampfe gegen den Tyrann, wenn er einmal selber im Sattel sitzt, eine schlimmere Gewaltherrschaft ausübt als der, den er vertrieben, aus Furcht, daß ihm dasselbe widerfährt, was er seinem Vorgänger bereitet hat. In der Tat pflegen in solchen Fällen nur zu oft die letzten Dinge ärger zu werden als die ersten.

Wie aber, wenn die Tyrannie eines Gewalthabers maßlos und unerträglich geworden? Wir selber haben solche Fälle miterlebt oder müssen sie gegenwärtig noch miterleben. (Allerdings handelt es sich da meistens um nichts weniger als rechtmäßige Gewaltinhaber, von denen hier ja zunächst die Rede ist.) Was dann? Immer wieder springt uns, selbst aus Kreisen der Gutgesinnten, die Frage entgegen: Warum besiegt niemand diesen Unmenschen? — Eine alte Frage, die schon dem heiligen Thomas bekannt gewesen und all die Jahrhunderte seither nicht zur Ruhe gekommen ist: Tyrannenmord! Schon der Aquinate kennt eine Lehrmeinung („*quibusdam visum fuit*“), die es für eine Tugend tapferer Männer erklärt, den Tyrann zu töten und so sein eigenes Leben für die Befreiung des Volkes aufs Spiel zu setzen. Aber diese Lehre bezeichnet Thomas als im Widerspruch stehend mit der apostolischen Tradition und dem Charakter des Christentums, das ein geduldiges Ertragen von Unrecht verlangt. So hätten auch die ersten Christen die tyrannische Herrschaft verschiedener römischer Kaiser geduldig und ohne Widerstand ertragen. „Es wäre aber für die Menge und ihre Leiter gefährlich, wenn sich einige auf private Anmaßung hin die Tötung wenn auch tyrannischer Gewalthaber herausnehmen dürften.“ Seien es doch meistens

gerade die schlechten Elemente, die zu solchen gefährlichen Unternehmungen zu haben sind; solche Menschen aber pflegen die Herrschaft guter Fürsten nicht weniger lästig zu empfinden, als die Tyrannie der schlechten Herrscher. So würden, wenn der Tyrannenmord einmal zugegeben würde, die Völker öfter ihrer guten Herrscher beraubt werden, als Hilfe gegen die Tyrannie erlangen. — Haben nicht die zahlreichen Morde an Souveränen und führenden Politikern in unserer Zeit diese alte Erfahrung wiederholt bestätigt? — Trotz der klaren Stellungnahme des heiligen Thomas und der anderen Führer im Reiche der Wissenschaft kam die Frage nach der Erlaubtheit des Tyrannenmordes nicht zur Ruhe; zumal später verschiedene protestantische Ethiker die Tötung des Tyrannen mit gewissen Einschränkungen für erlaubt erklärten. Auf katholischer Seite bekannten sich nur ganz vereinzelte Gelehrte zu der Auffassung, ein Privatmann dürfe im stillschweigenden Auftrag der Volksgemeinschaft den Tyrann töten, wenn es dem Volk unmöglich gemacht werde, ein gemeinsames Urteil über ihn zu fällen. Der bekannteste Vertreter dieser Lehre war der Jesuit Mariana (1599). Wie wenig gefährlich seine stark verklausulierte Lehre den zunächst Betroffenen erschienen sein muß, ist daraus zu ersehen, daß er sein Buch dem König Philipp III. von Spanien widmen und mit königlicher Druckerlaubnis erscheinen lassen konnte. Trotzdem wurde das Buch vom damaligen General der Jesuiten, P. Aquaviva, im Jahre 1610 censuriert und diese Lehre allen Ordensmitgliedern streng verboten. Seitdem ist diese Lehrmeinung aus der katholischen Theologie verschwunden.

Wie den Tyrannenmord, so lehnt Thomas auch jedes sonstige Vorgehen gegen Tyrannenherrschaft ab, soweit es lediglich auf privater Autorität beruht. Wohl aber spricht er sich, wenn auch mit einiger Reserve, für ein Vorgehen auf öffentliche Autorität hin aus. („Videtur autem magis contra tyrannorum saevitiam non privata praesumptione aliquorum, sed auctoritate publica procedendum.“) Allerdings spricht er ausdrücklich wieder nur von dem Fall, in welchem das Volk das Recht besitzt, den Herrscher frei zu wählen. Für diesen Fall gesteht er dem Volk das Recht zu, den von ihm gewählten Herrscher abzusetzen oder seine Macht zu beschränken, wenn er die Macht mißbraucht; und das selbst dann, wenn das Volk sich vorher zu ewiger Treue verpflichtet hätte. Denn der Herrscher, der die der Volksgemeinschaft beschworene Pflicht nicht erfüllt, hat auch sein Recht auf die Treue des Volkes

verwirkt. Auf diese Lehre des heiligen Thomas gestützt nehmen auch neuere Theologen an, daß in Wahlmonarchien das Volk im Notfall sich selber helfen könne, im äußersten Fall selbst durch Absetzung des Regenten; so unter andern Schilling (Moraltheol. I, 133). Auch Cathrein, der sonst in entschiedener Weise jedes Recht der Revolution verneint, kann nicht umhin das Zugeständnis zu machen: „Steht einem Volke durch Herkommen oder Verfassung unzweifelhaft die Wahl seines Herrschers zu, so hat es auch das Recht, den Besitz der Krone an gewisse Bedingungen (Wahlkapitulationen) zu knüpfen. Hält der Gewählte die vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtungen nicht, so verwirkt er sein Recht auf die Krone und das Volk oder die dazu berechtigten Stände können an und für sich zu einer Neuwahl schreiten, wenn dadurch nicht noch größere Übel heraufbeschworen werden“. (Moralphilos. II, 666). Auch jene andere Möglichkeit faßt Thomas noch ins Auge, auf die bereits weiter oben hingewiesen wurde: daß über dem tyrannischen Regenten noch eine höhere Stelle kompetent ist, in welchem Fall die Berufung an diese höhere Autorität der gewöhnliche Weg zur Abhilfe sein wird. Wenn aber alle erlaubten Mittel versagen? „Wo gegen den Tyrann gar keine menschliche Hilfe mehr zu finden ist, da bleibt nur noch übrig, daß man sich an den höchsten Herrscher wende, an Gott, der zur rechten Zeit in der Trübsal zuhilfe kommt.“ An diese Worte des Aquinaten knüpft auch Leo XIII. an, wenn er in seiner Enzyklika „Quod apostolici munera“ schreibt: „Wenn bisweilen die Fürsten bei Ausübung ihrer Gewalt unbesonnen sind oder das Maß überschreiten, so duldet es die Lehre der katholischen Kirche nicht, sich auf eigene Faust gegen jene zu erheben, damit nicht die Ruhe und Ordnung mehr und mehr gestört werde und die Gesellschaft dadurch noch mehr Schaden leide. Und ist es so weit gekommen, daß keine andere Hoffnung mehr auf Rettung leuchtet, dann soll man, lehrt sie, durch Übung christlicher Geduld und durch inständiges Gebet von Gott schleunige Abhilfe zu erlangen suchen.“ Es bleibt der weiteren Untersuchung vorbehalten, ob damit eine gewaltsame Selbsthilfe des Volkes in jeder Form zu verwerfen ist.

(Schluß folgt.)

## Schule und Frühkommunion.

### Die praktische Lösung der Holländer.

Von Karl Sudbrack S. J., Essen-Ruhr, Freiligrath-Str. 8.

(Fortsetzung.)

#### Der Erstkommuniontag.

Die Beichte ist vorüber. Endlich naht der Erstkommuniontag. Die Kinder, die von der Schule und Kirche gemeinschaftlich vorbereitet werden, gehen auch gemeinschaftlich zum Tisch des Herrn. Schule und Kirche treten an diesem Tag als die Erzieherinnen hervor.

Bleiben wir wiederum in A. Priester und Meßdiener holen die Kinder am Schulhaus ab, nur der Segen mit Weihwasser wird vom Priester erteilt. Dann begibt sich der Kinderzug in die *Kirche*. Die Kleinen singen gemeinsame Kommunionlieder bis zum ersten Evangelium, dann beten sie kindertümliche Akte der Vorbereitung. Nach der Wandlung schreiten sie unter Führung größerer Kinderengel zum Tische des Herrn und empfangen andächtig die heilige Kommunion. Einige herzlich gehaltene Kinderverse machen die gemeinschaftliche Danksagung aus. Das bekannte Ablaßgebet nach der Kommunion, fünf Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria, ein Kommunionlied schließen die verhältnismäßig *schlichte kirchliche Feier* ab, die auf die Eltern und Verwandten einen tiefen Eindruck macht. — Anderswo wird ein feierliches Hochamt gehalten.

Aus leicht begreiflichen Gründen drängen manche Eltern auf *größere häuslich-weltliche Feierlichkeiten*. Dazu möchten gewisse Geschäftsleute auch nicht auf den Gewinn verzichten, den die Waren und Industrie des Erstkommuniontages einbringen. Man sieht viel lieber, daß zum Beispiel die kleinen Mädchen wie Bräutchen geschmückt in weißen Kleidern zum Fest erscheinen. Man möchte ferner zahlreiche Verwandte zum großen Tag einladen. Dabei übersieht man aber, daß großer Aufwand und Luxus oft bedeutende Schäden in den Kinderseelen, in den Haushaltungen, im Standesbewußtsein der Klassen anrichten. Große äußere Festlichkeiten zerstreuen die Kinder, sie rauben dem Tage die Sammlung und religiöse Weihe, von offensbaren Ausschreitungen ganz zu schweigen. Die holländischen Bischöfe und Seelsorger sind darum nach Vermögen bemüht, die religiöse Weihe des Tages zu schützen, sie suchen größeren häuslichen Festlichkeiten und den damit verbundenen Schäden von vornherein vorzubeugen.

In den holländischen Städten wird darum die Erstkommunion oft an einem gewöhnlichen Werktag gehalten. So führen in B. die Pfarrer die Kinder grundsätzlich immer an einem Mittwoch erstmalig zum Tische des Herrn, und zwar nicht alle Kinder der ganzen Stadt an ein und demselben Mittwoch, sondern an verschiedenen Mittwochen Pfarre für Pfarre in Abständen von je einer Woche getrennt.

Der Erstkommuniontag ist eine Seelenfeier, er darf nicht zum Schaden des Kommunionkindes zum verweltlichten Hochzeitstag im kleinen herabsinken. Der Tag gehört dem eucharistischen Heiland und dem Kinde.

### **Grundsätzliches zur Beichtbetreuung.**

Die frühe Erstkommunion ist nur eine Etappe, die erste, die das päpstliche Dekret verlangt. Das eigentliche Ziel liegt bedeutend höher, es ist die kindliche Oftkommunion, die sorgfältig gepflegte eucharistische Erziehung (Norm 6). Diese setzt eine gute Beichtbetreuung voraus. Darum zuerst ein paar grundsätzliche Bemerkungen zur Beichtbetreuung des Kindes.

Die so notwendige Berücksichtigung der praktischen Umstände scheidet hier vorläufig aus, um einige Grundsätze klarer herauszuarbeiten.

*Das Kind muß zum regelmäßigen, öfteren Beichten von Jugend an erzogen werden.* Der Satz ist einleuchtend. Erst die heranwachsende Jugend, erst die von den Stürmen der Leidenschaft heftig bewegten Jugendlichen, oder erst das reife und gesetzte Alter für die öftere Beichte gewinnen zu wollen, ist seelsorglich grundfalsch und praktisch unmöglich. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Wir sehen darum wohl überall, wo das Volk oft und gerne beichtet, ist es systematisch von Jugend an dazu erzogen worden. Schulkinder, die nur drei- bis viermal im Jahre beichten, werden später nach der Schulentlassung wohl höchst selten die Gewohnheit annehmen, häufiger zu beichten. Nachlassen und Erschlaffen im religiösen Eifer, nicht Zunahme und Wachstum in der Tugend stellen sich wie von selbst ein. So ist die Seele.

*Die öftere Beichte des Kindes setzt aber eine leichte und bequem zugängliche Beichtgelegenheit voraus.* Das gilt aus vielen Gründen. Das Beichten an sich, d. h. sich vorbereiten, am Beichtstuhl warten, sich bessern und Buße tun, seine Sünden dem Priester bekennen ist schon ein Opfer. Man darf es dem beichtenden Kind durch unzureichende und unbequeme Beichtgelegenheit unnötigerweise nicht noch vergrößern. Das zarte, oftkommunizierende Kind hat ferner subjektiv eine auskömmliche,

leicht erreichbare Beichtgelegenheit nötig. Vielleicht ist eine größere läßliche Sünde oder auch nur eine Versuchung vorgekommen; kein Schatten einer Todsünde liegt vor. Und doch findet das Kind wie oft dann allein die rechte Lösung nicht, weil es zu unerfahren ist, weil sein Gewissen noch nicht entwickelt ist; es unterläßt einfach aus unbegründeter Angst die tägliche heilige Kommunion, nachdem es vielleicht Sonntag, Montag, Dienstag noch froh kommuniziert hat. Selbst viele Erwachsene leiden unter einer unbegründeten Beichtangst vor dem Empfang der täglichen und sonntäglichen Kommunion. Der Priester muß darum das Kind im Beichtstuhl beraten, ermuntern, er muß die unbegründete Angst bannen. Weiterhin ist die Oftbeichte ein gottgesegnetes Erziehungsmittel. Sie führt das zarte, unschuldige Kind zu einer großen Seelenreinheit; sie tut das durch die Gnade des Sakramentes und die Leitung des Priesters. Von der Notwendigkeit schwere Sünden zu beichten brauche ich hier nicht zu sprechen. Kurzum, der Seelsorger muß dem Kinde eine auskömmliche, leicht erreichbare Beichtgelegenheit, am besten jeden Tag, bieten.

Damit wird natürlich nicht behauptet: Jedes oftcommunizierende Kind muß ständig von dieser reichlichen Beichtgelegenheit Gebrauch machen; es soll, sagen wir einmal, alle acht Tage beichten; es muß dazu erzogen werden. Behauptet wird nur, das Kind muß im *Bedürfnisfalle*, der subjektiv leicht eintritt, gut und unauffällig, am besten im Beichtstuhl, Rat und Hilfe finden.

*Das Kind ist selbstverständlich nur dann vor dem Kommunionempfang zu beichten verpflichtet, wenn es sich einer schweren Sünde bewußt ist, die es nach der letzten Beichte begangen hat.*

So lauten die Forderungen an sich. Wie soll sich aber die Praxis zur Oftbeichte der Kinder stellen, da diese vielfach nur sehr schwer oder überhaupt nicht durchführbar ist?

*Wo ausreichende Seelsorgskräfte vorhanden sind, soll der Seelsorger mit kluger Berücksichtigung der kindlichen Freiheit und Unbeständigkeit die häufige Andachtsbeichte der Kinder pflegen.* Die Kleinen können vielleicht alle acht oder 14 Tage beichten; in kleinen, geschlossenen Gemeinden läßt sich das oft durchführen. Die Begründung liegt auf der Hand. Die häufige Andachtsbeichte vermehrt jedesmal die heiligmachende Gnade, sie gibt stets Beistandsgnaden zu einem tugendhaften Leben, sie verschafft bei guter Vorbereitung der Seele eine große Sündenreinheit, sie sichert dem Kinde die ständige Leitung des

Beichtvaters. Schon der heilige Thomas bemerkt: „Zum Gutsein der Beichte gehört, daß sie häufig stattfindet“ (S. Th. Suppl. q. 9. a. 4).

Allein in vielen Gemeinden kann sich die häufige Andachtsbeichte nicht voll entfalten. Trotzdem wäre es verkehrt, sie hier grundsätzlich oder tatsächlich auszuschalten, etwa mit dem Hinweis, sie sei unnötig und in den meisten Fällen undurchführbar. Das ergibt sich schon aus den oben genannten Gründen. Ferner darf die häufige Beichte nicht ausschließlich Todsündern vorbehalten werden; d. h. jenen, die oft kommunizieren und darum oft vorher beichten müssen, um von schweren Gewohnheitssünden befreit zu werden. Man darf die Todsünder nicht in die Zwangslage versetzen, durch die Oftbeichte ihren höchst bedenklichen Gewissenszustand auch nach außen hin zu offenbaren. Wir müssen also, praktisch gesprochen, auch in großen Gemeinden die häufige Andachtsbeichte bis zu einem gewissen Grade pflegen.

*Und dennoch muß die Häufigkeit der Andachtsbeichte in sehr vielen Fällen zugunsten der Oftkommunion der Kinder und Erwachsenen einfach zurücktreten.* Die Kirchwege sind weit und schlecht, die Beichtgelegenheiten oft ungünstig; die Pfarre ist über groß, eine ausgedehnte Diaspora-gemeinde, eine Riesengemeinde in der Großstadt; das Kind ist schwach und kränklich, vielleicht sehr brav, kommuniziert gern oft, will aber nicht oft beichten u. s. w. Bei der Durchführung der kindlichen Oftkommunion kann die häufige Andachtsbeichte, etwa die acht- und vierzehntägige, unmöglich auf alle Kinder ausgedehnt werden. Man sehe sich nur die zahlreiche Schuljugend und die schwachen Kräfte des Seelsorgeklerus in vielen Pfarreien an. Was ist da zu tun? „*Insofern die Andachtsbeichte die Durchführung des (Oft)kommuniondekretes hindern würde, hat sie zu unterbleiben . . .*“ Nicht die Beichte, sondern die Kommunion ist das von Gott eingesetzte Mittel, die Gnade dauernd zu bewahren, stetig in ihr zu wachsen, Kraft zu einem christlichen Leben zu bekommen und durch Christus zu leben, wie Christus durch den Vater lebt“ (P. Emil Springer S. J., *O salutaris Hostia*, Paderborn 1910, S. 84).

*In vielen Fällen werden wir uns darum mit der Monats-beichte der Kinder begnügen müssen.* Es gibt sehr viele Kinder, die gerne etwa einmal im Monat beichten und ihr Gewissen von schweren Sünden rein halten. Weshalb ihnen da nicht sagen, sie dürften und sollten sogar jeden Tag oder häufig in der Woche oder wenigstens jeden Sonn- und Feiertag kommunizieren? Die Seelen würden bei dieser Praxis unendlich viel gewinnen. Wie vielen Erwachsenen könnte diese heilige Gewohnheit, etwa jeden Monat zu beichten und dabei jeden Tag oder wenigstens jeden Sonntag zu kommunizieren, die heiligmachende Gnade, das wichtigste, wertvollste Kleinod hienieden, be-

wahren und mehren. Es ist darum höchst notwendig, daß diese fromme Gewohnheit schon von Jugend auf, von Kindheit auf vom Seelsorger mit christlicher Klugheit gehegt und gepflegt wird. Weg also mit dem Vorurteil: Alle Kinder, die öfters in der Woche kommunizieren, müssen wenigstens in der Regel alle acht Tage beichten! Wo die Andachtsbeichte die Oftkommunion hindert, hat sie zu unterbleiben!

Im allgemeinen schiebt man aber die Beichte der oftkommunizierenden Kinder *nicht über einen Monat hinaus*. Denn die Beichte reinigt und heiligt die Seele, sie verhilft zu einem frommen Leben, zumal wenn der Beichtvater die Kleinen gut und fromm zu leiten versteht, sie ist eine gute Vorbereitung auf die heilige Kommunion. Die Monatsbeichte hat sich in vielen, vielen deutschen Gemeinden fest eingebürgert.

Im Einzelfall sehe also *der Beichtvater* zu: Wie oft kann und soll dieses Beichtkind beichten? Was ist praktisch zu erreichen? Das Kind selbst verweise man an den Beichtvater. „Der Rat des Beichtvaters ist einzuhören, damit die häufige und tägliche Kommunion mit größerer Klugheit empfangen wird und verdienstlicher ist“ (Oftkommuniondekret Norm 5).

### **Praktische Beichtbetreuung.**

Vor allem muß das kleine Beichtkind praktisch betreut und gefördert werden.

Das geschieht in Holland gleich nach der Erstbeichte *in der Schule bei vielen passenden Gelegenheiten*. So im Religions- und Katechismusunterricht, in Bibelstunden und anderen Stunden durch den Priester wie das übrige Lehrpersonal. Da wird bald dieser, bald jener praktische Punkt dem Kinde wiederum vorgeführt und erklärt. Später setzt der erweiterte und vertiefte Beichtunterricht ein, den wir aber hier überschlagen können. — Gehen wir darum etwas auf die so wichtige, gelegentliche Betreuung nach der Erstbeichte ein.

Dem Kinde muß wiederholt *der Unterschied zwischen läßlicher Sünde und Todsünde* klar gemacht werden, damit es ihn auf seinen Gewissenszustand anzuwenden weiß. So viele Erwachsene, die sich nach der öfteren Kommunion sehnen, unterlassen sie, einzig und allein weil ihr Gewissen zu wenig durchgebildet ist; viele Kinder unterliegen derselben Angst, sie können zwischen Todsünde und läßlicher Sünde, zwischen Todsünde und Versuchung praktisch nicht unterscheiden. Darum muß der Priesterkatechet fortfahren, den Kleinen die bekannten Kinderfehler und -sünden ihrer Altersstufe anschaulich vorzulegen und zu erklären. Vor allem aber muß es der Beichtvater tun,

wenn sein kleines Beichtkind aus falscher Angst vom Tische der Gnaden fernbleibt.

Er kann ihm vielleicht sagen: Kind, das ist keine schwere Sünde, die der liebe Gott mit der ewigen Hölle bestraft. Wohl aber eine läßliche Sünde, für die du einmal im Fegefeuer leiden mußt, wenn du sie nicht tilgst. O, wie häßlich ist die läßliche Sünde! . . . Aber du brauchst die läßliche Sünde nicht erst zu beichten, wenn du kommunizieren willst. So gut ist der liebe Heiland, er tilgt die läßlichen Sünden auch ohne Beichte. Bereue sie nur, sie verschwindet dann sofort, deine Seele ist wiederum rein. Bereue die kleinen Sünden und Fehler immer vor der heiligen Kommunion, damit du mit einem ganz sündenreinen Herzen zum lieben Heiland gehst. Jesus selbst läßt dir die läßlichen Sünden bei der heiligen Kommunion nach. O, wie gut ist Jesus!

Ferner ist das kleine Kind möglichst eingehend in die besondere Gewissenserforschung einzuführen, weil sie so praktisch und nutzbringend ist. In der besonderen Gewissenserforschung nehmen wir uns vor, einen besonderen Fehler, etwa den Lieblingsfehler oder eine Sünde, die uns viel zu schaffen macht, eine besondere Tugend, die wir besonders nötig haben, besonders und mehr bewußt zu üben. Die besondere Gewissenserforschung, „der besondere Beichtpunkt“, wird in Holland allgemein in der Kinderseelsorge und im Unterricht gepflegt. Die Übung ermöglicht dem Beichtvater eine intensive, fruchtbare Leitung des Kindes; das Kind wird ins Interesse hineingezogen und aktiviert. Die besondere Erforschung wird mit großem Nutzen im Religionsunterricht, in den Bibelstunden und auch in anderen Schulstunden gepflegt.

Ich glaube, gerade *Ungehorsam und Gehorsam* sind vielfach die geeignetsten Punkte für die besondere Kinder-Gewissenserforschung. Der Gehorsam pflanzt ja alle Tugenden ein und sichert die Erziehung. Kind, dein Hauptfehler ist der Ungehorsam. Du stehst am frühen Morgen nicht auf, wiewohl die Mutter drei-, viermal ruft. O wehe, du beginnst den Tag mit einer Sünde, einer läßlichen Sünde. Pfui, schäme dich! . . . Versprich darum dem lieben Jesuskind: Jesuskind, ich will morgens ganz gehorsam sein . . . ich will die ganze Woche bis zur nächsten Beichte besonders gut folgen, morgens sofort aufstehen . . . Jesus, dir zulieb! — Bete darum gleich beim Morgengebet: Lieber Heiland, laß mich heute besonders gehorsam sein, den Auftrag der Mutter sofort ausführen . . . Laß mich den ganzen Tag über dir treu sein! — Nach dem Schulunterricht beten wir gemeinschaftlich ein Gegrüßet seist du Maria, damit alle Kinder ihren Lieblingsfehler, den Punkt, auf den es ankommt, erkennen . . ? Liebe Mutter Gottes, hilf uns dazu! — Wer will sich vornehmen, morgen und dann bis zum nächsten Beichttag den Hauptfehler zu bekämpfen . . . Aber da kommt er trotzdem vor. Hänschen wird wiederum ungehorsam, er geht nicht gleich nach Hause, wiewohl die Mutter es ihm geboten hat . . . Was tun wir nun? Wir beten die Reue. Man bete die Reue vor. Der liebe Gott hat uns verziehen, die Seele ist wiederum rein und schön. Wann betest du besonders die Reue über deinen Lieblingsfehler? Am Abend beim Abendgebet. Wer will das heute Abend nicht vergessen? — Am nächsten Samstag bekennen wir dem Herrn Pfarrer . . . den Fehler, die Sünde, im

Beichtstuhl. Ich hatte mir vorgenommen, diese Woche ganz gehorsam zu sein. Es ging dreimal nicht gut; es ging ein wenig besser als das vorige Mal.

Das *Beichtbilderbuch „Het Prentenboek van de Kinderbicht“* von C. M. Versteeg, Knabenwaisenhaus zu Tilburg, 1928) lehrt, wie auch die Eltern bei der abendlichen Gewissenserforschung die Kleinen zu dieser so segensreichen christlichen Übung anhalten sollen. Übrigens sind die Kleinen in diesem Kampfe oft scharfsinniger als die Großen. Freilich bedürfen sie gar sehr deren Unterstützung.

Unter den *Kindertugenden*, die hier in Betracht kommen, nennt Versteeg: Ehrerbietig in der Kirche sein, nicht schwätzen und herumschauen, andächtig beten, langsam mit gesenkten Augen das Kreuzzeichen machen, das Morgengebet verrichten, gehorsam sein, nicht widersprechen, nicht mürrisch, nicht eigensinnig sein, die Wahrheit sagen, lieber Strafe erleiden als lügen, in der Schule fleißig sein, die Arbeit tun, beim Unterricht nicht schwätzen und spielen, lieb spielen, nicht zanken, nicht klatschen, der Mutter, den Brüdern und Schwestern helfen, nicht hoffärtig sein, nicht unnötigerweise in den Spiegel schauen, sich abtöten, nicht voreilig über Schmerzen, Hitze, Kälte klagen. Die besondere Gewissenserforschung ist für das ganze Leben von außerordentlich hohem Wert, sie muß darum schon in der Kindheit grundgelegt werden.

Poppe, „Eucharistisch Catechistenboek“, gibt *elf praktische Beichtbetreuungspunkte* an, auf die der Priester und Laienlehrer die Kinder bei vielen passenden Gelegenheiten aufmerksam machen sollen.

1. Das Kind muß praktisch lernen, sein Gewissen bei der Beichte zu erforschen. Man mache es ihm wiederholt praktisch vor.
2. Es muß bei der Beichte sein besonderes Augenmerk auf eine besondere Sünde, die Lieblingssünde, oder eine besondere Tugend richten lernen. Man mache ihm den „besonderen Beichtpunkt“ vor.
3. Bei der Beichte nicht bange sein!
4. Die größten Sünden zuerst nennen!
5. Was man nicht getan hat, beichtet man nicht.
6. Man erzählt nicht die Sünden anderer im Beichtstuhl.
7. Das Kind soll stets alle schon gebeichteten Sünden in die Beicht einschließen, damit in zweifelhaften Fällen sicher Materie zur Losprechung vorhanden ist. Das gilt besonders für oftbeichtende Kinder.
8. Wenn Leute zu laut in der Beichte sprechen, nicht zuhorchen wollen!
9. Der Beichtvater stirbt lieber, als daß er eine gebeichtete Sünde verrät.
10. Das Kind hat wirklich vergessen, eine begangene Todsünde zu beichten. Sie ist ihm verziehen, es darf ruhig kommunizieren; nur muß es die vergessene bei der nächsten Beichte nachholen.
11. Wenn das Kind tut, was Jesus verboten hat, sündigt es. Der liebe Gott verbietet zu zanken . . . ; der liebe Gott wird durch Zanken beleidigt . . . ; der liebe Gott bestraft das zänkische Kind . . . . Der liebe Gott will, daß die Kinder lieb sind . . . u. s. w. Das Kind muß oft und so praktisch in das Wesen der Sünde, der Tugend eingeführt werden.

Die Beichtbetreuung muß vor allem *praktische Beichthilfe* bei den ersten Beichten des Kindes sein.

Aus dem Grunde beichten die holländischen Kinder jeden Monat oder alle 14 Tage gemeinschaftlich, wobei sie jedesmal auf die heilige Beichte *vorbereitet* werden. Der Geistliche benützt dazu eine lehrplanmäßige „Religionsstunde“ gerade vor der Beichte oder er ruft die

Kleinen zu einer praktischen Beichtvorbereitung in die Kirche zusammen. Poppe sagt dazu: Man lasse die Kleinen sich im Klassenraum versammeln, um mit ihnen die Gebetchen vor der Beichte zu beten, um die Gewissenserforschung durchzugehen, um besonders die Reue anschaulich kindlich und innerlich zu erwecken und die Kinder auf den „besonderen Punkt“, die besondere Gewissenserforschung, aufmerksam zu machen. Seht, Kinderchen, wenn ihr nach der Beichte wiederkehrt, ist eure Seele viel schöner und reiner. Dann seid ihr wiederum brav wie die heiligen Engel.

Die Lehrpersonen sollen sich, während die Kinder beichten, in der Kirche am Beichtstuhl aufhalten und für die ihnen anvertrauten Kleinen beten; sie sollen mehr durch fromme Haltung als durch viele Worte Ordnung und Andacht fördern. Man sorge auch, daß die Kleinen nicht zu lange am Beichtstuhl warten müssen; man lasse sie darum mit Wahrung der kindlichen Freiheit sich auf mehrere Beichtstühle verteilen. Vielleicht werden auch mehrere Beichttage und Beichttermine eingelegt, damit die Kinder nicht unruhig werden und sich gegenseitig beim Beichten stören. Es ist wirklich nicht zu empfehlen, daß der Beichtvater persönlich, ganz allein vom Beichtstuhl aus, für Ordnung und Andacht der wartenden und beichtenden Kinder tätig ist. Die heilige Stille, die die Andacht fördert, darf nicht gestört werden; schlechte Beichtsitten begleiten leider manche Kinder die ganze Schulzeit hindurch.

Die Lehrpersonen sollen die Kleinen nach der Beichte an ihre Buße erinnern, sie sollen ihnen im Klassenzimmer und auf dem Spielhof nach der Beichte ein frohes Gesicht zeigen. Es ist so angenehm, bei braven Kindern nach der Beichte Schule zu halten. Soviel über die allgemeine Beichthilfe und Beichtbetreuung.

Die *Beichtbetreuung in A.* ist etwas abweichend von der sonst üblichen holländischen Methode.

Die Kleinen beichten zwar regelmäßig, aber nicht gemeinschaftlich, auch nicht zu einer festgesetzten Stunde. Der Pfarrer und die Kapläne geben ständig *freie, sehr reichliche Beichtgelegenheit*. Nämlich an allen Werktagen während der heiligen Messen, die um  $6\frac{1}{2}$ ,  $7\frac{1}{2}$  und 8 Uhr stattfinden; ferner an allen Samstagnachmittagen von 16 bis 20 Uhr und den Sonntagnormorgen von  $6\frac{1}{2}$  bis  $8\frac{1}{2}$  Uhr. Groß und klein kann in diesen Stunden beichten. Die Kinder werden dadurch von Jugend an gewöhnt, freiwillig und zu passender Zeit zu beichten.

Die regelmäßige Beichtbetreuung liegt auch in A. in Händen der *Schule*. Die Lehrpersonen und Ordensschwestern kommen im Unterricht wiederholt auf die öftere, würdige Kinderbeichte zu sprechen; sie eifern ständig die Kleinen an, auf den betretenen guten Wegen fortzuschreiten. Auf das gleiche Ziel arbeitet der Priester auch im Religionsunterricht hin, ohne aber daß eine regelmäßig wiederkehrende Stunde für eine allgemeine Kinderbeichtvorbereitung eingeschoben würde.

In der *Kirche* überwachen die Schulschwestern die beichtenden Kinder, die den Werktagmorgen zum Empfange des Bußsakramentes benützen. Die Schwestern sind bedacht, daß kein Kind am Morgen ohne genügende Vorbereitung den Beichtstuhl betritt; ebenso, daß jedes Kind eine ausreichende Beichtdanksagung hält und nicht zu früh ohne genügende Kommunionvorbereitung zur Kommunionbank eilt. Damit ist ausreichende und zweckmäßige Sorge nicht nur für die regelmäßige und freiwillige, sondern auch für die ruhige, würdige und fruchtbare Kinderbeichte getragen. Die Kinder beichten in Stille und Sammlung, Drängen und Schwätzen am Beichtstuhl ist ausgeschlossen. Wie von selbst bildet sich so mit ihrer freien Willenszustimmung die für das ganze Leben so wichtige Gewohnheit, andächtig und fromm, regelmäßig und oft zu beichten.

Im *Beichtstuhl* leitet der Beichtvater das Gewissen der Kleinen. Die Kinder werden angehalten, nicht nur ihre Sünden zu bekennen, sondern auch wirksam zu bekämpfen. Zu diesem Zweck sollen sie ihm Rechenschaft geben, wie sie mittels der besonderen Gewissenserforschung ihre Fehler ablegen, und Tugenden üben; ob sie seit der letzten Lossprechung im „Beichtpunkt“ Fortschritte oder Rückschritte gemacht haben u. s. w. Der Beichtvater hält natürlich seine kleinen Beichtkinder auch zur Oftbeichte an.

Kurzum, man pflegt in A. allseitig, praktisch und systematisch die Beichte der Kinder. Die Folge ist, daß die einen jeden Monat, die anderen alle 14 Tage, die meisten alle acht Tage, und zwar frei, fromm, andächtig und gerne beichten.

### **Die ständige Kommunionbetreuung.**

Zur Beichtbetreuung muß die ständige Kommunionbetreuung hinzutreten, bis die Kinder selbständig und gut kommunizieren.

Schule und Kirche arbeiten natürlich auf diesem wichtigen Gebiete in Holland eng zusammen.

*In fast allen Gemeinden sämtlicher fünf Diözesen kommunizieren die Kleinen jeden Monat oder alle vierzehn Tage gemeinschaftlich.* Sie beten gemeinschaftlich die Akte der Vorbereitung und der Danksagung; die jüngeren Kinder beten sie meist auswendig, indem sie mit den größeren laut zusammenbeten. Vielfach wird auch eine doppelte Kommunionandacht gehalten: eine für die sieben-, acht- und neunjährigen, eine andere für die zehn-, elf-, zwölf- und dreizehnjährigen Schulkinder, die geistig zwei sehr verschiedene Gruppen bilden.

Der *tägliche Kommunionempfang* steht allen frei und wird sehr gefördert, tatsächlich ist er aber in sehr vielen Fällen vom Elternhaus sehr abhängig. Die Kleinen, die jeden Tag den lieben Heiland empfangen, müssen sehr oft sich selbst vorbereiten und selbständig ihre Danksagung machen; anderswo beten sie Vorbereitung und Danksgagung gemeinschaftlich. Vielfach schreiten die Kleinen an der Seite ihrer Eltern zum heiligen Gastmahl. Dann ist natürlich für Vorbereitung und Danksagung aufs beste gesorgt. Die Schule hindert den werktäglichen Kommunionempfang nur in seltenen Fällen. Da die Schulmesse um  $7\frac{1}{2}$  oder 8 Uhr beginnt, die Schule aber erst um  $8\frac{3}{4}$  in der Sommerzeit, bzw. um 9 Uhr in der Winterzeit anfängt, können die Schulkinder meist bequem zu Hause vor Schulanfang frühstücken. Freilich solche, die einen weiten Weg zurückzulegen haben, können das nicht tun. Dafür erhalten sie aber an allen Schultagen, an denen sie kommunizieren, ihren Morgenkaffee im Schulgebäude selbst.

Besonders zahlreich ist der *Kommunionempfang an den Herz-Jesu-Freitagen*, dann kommunizieren ungefähr alle Schulkinder. Die Kleinen dürfen an diesen Tagen selbst etwas später zur Schule kommen, damit sie zu Hause ordentlich frühstücken können.

In ähnlicher Weise wird die Kinderkommunion wohl in ganz Holland geregelt sein. Der holländische Klerus pflegt bewußt die Oftkommunion, er „hämmert sie ein“.

In A. führte der Pfarrer 1924 eine *Kinderkommunionmesse an allen Werktagen* ein, die sich außerordentlich gut bewährt hat.

Mit Rücksicht auf den Schulanfang um 9 Uhr, wurde die heilige Messe um  $7\frac{1}{4}$  Uhr zur Kinder- und Kommunionmesse erkoren. Sobald der Gottesdienst beginnt, beginnt auch die kurz gehaltene allgemeine Kinderkommunionvorbereitung, die in etwa fünf Minuten zu Ende ist. Die Schulkinder kommunizieren in der heiligen Messe nach den Erwachsenen, die außerordentlich zahlreich sich am Tische des Herrn einfinden. Ganz am Schluß der Laienkommunion kommunizieren die Allerkleinsten sowie jene Kinder, die kurz vorher, nach der ersten heiligen Messe oder

noch während der zweiten gebeichtet haben. Die Schulschwestern führen die Aufsicht; sie sorgen für Ordnung und Andacht. Sie halten z. B. dieses oder jenes Kind vom Kommunionempfang zurück, das nach kürzester Gebetsvorbereitung „sofort“ vom Beichtstuhl weg zur Kommunionbank schreiten möchte. Das Kind muß warten und sich durch Gebet vorbereiten lernen. Vielleicht darf es an diesem Tage erst zu allerletzt, d. h. nach allen übrigen Kindern zum Tische des Herrn gehen. Die Kleinen beten nach der täglichen Kinderkommunion die Danksagung, worauf sie wiederum etwa fünf Minuten verwenden. Die Danksagung muß eben den Kräften und Umständen der Kinder wie der Erwachsenen entsprechen. Von den Erwachsenen soll man natürlich mehr verlangen, ohne sie aber zu nötigen. Mit dem Ende der heiligen Messe ist auch die Kommunionandacht zu Ende. Die Kinder, die im Städtchen wohnen, haben schöne Zeit, ihren Morgenkaffee zu Hause zu trinken, sie erscheinen rechtzeitig ohne Hast und Überstürzung in der Schule. Aber nicht alle können zu Hause frühstücken. Etwa 50—60 Knaben erhalten darum jeden Tag unentgeltlich Kaffee und Milch in der Knabenschule von der Schulfrau überreicht; verschiedene Mädchen frühstücken bei den Schwestern. Auch die weitesten Wege bilden so kein Hindernis für den täglichen Kommunionempfang. Selbst nicht einmal die Knaben, die einen zweistündigen Schulweg zurückzulegen haben, müssen auf den täglichen Kommunionempfang an den Schultagen verzichten. Die Einführung der werktägigen Kommunionmesse hat den täglichen Sakramentenempfang hier wie auch anderswo in Holland bedeutend gehoben.

(Schluß folgt).

## Ehekrisis und Ehekritik im Lichte der päpstlichen Enzyklika vom 31. Dezember 1930.

Von P. Gerard Oesterle O. S. B., Rom (S. Anselmo).

(Schluß.)

Die zweite Grundfrage des modernen Eheproblems ist für Laros, wie ich bereits erwähnte, die Frage der *Ehescheidung*. Auf diese gehe ich im folgenden ein.

Der Verfasser gibt selbst zu, daß die Frage der Ehescheidung vom philosophischen Standpunkt aus schwer zu lösen sei. Die führenden Liberalen hielten, so meint er, die Ehe für unauflöslich; aber man müsse die Wirklichkeit berücksichtigen; mit der Idee allein komme man im Eheleben nicht durch. Sodann kommt der Autor auf die katholische Lehre zu sprechen und meint: die katholischen Theologen hätten es sich mit der Lehre der Ehescheidung bisher zu leicht gemacht; offenbar deshalb, weil sich die Theologen zu viel auf die Lehrautorität der Kirche berufen.

Die wichtige Frage der Ehescheidung behandle ich folgendermaßen: Zunächst bringe ich die Schwierigkeiten des Verfassers des Artikels im „Hochland“ vor. Sodann antworte ich auf die Schwierigkeiten; endlich beantworte ich die Frage: Gibt es überhaupt eine rechtsgültige Ehe-

scheidung dem Bande nach in der katholischen Kirche? (Zu bemerken ist, daß das a. b. G.-B. Österreichs die gänzliche Lösung dem Bande nach „Trennung“ der Ehe nennt; dagegen die bloße Aufhebung der Gemeinschaft des Lebens „Scheidung“ nennt; das deutsche B.-G.-B. und das gemeine Recht verstehen unter „Scheidung“ die volle Auflösung der Ehe dem Bande nach.)

Die erste Schwierigkeit von Laros ist diese: Das Konzil von Trient erklärt sowohl die Naturehe wie vor allem die sakramentale Ehe für unauflöslich. Die Theologen lassen keine Ausnahme für diese Regel zu und doch scheint es Ausnahmen zu geben. Der Verfasser spricht vom Scheidebrief, den Moses im Gesetze erwähnt; man behauptet, daß der Scheidebrief die Ehe dem Bande nach gelöst habe; ferner wird das sogenannte „Privilegium Paulinum“ erwähnt, von dem ich später reden werde; drittens werden die schismatischen Griechen mit ihrer Berufung auf Matthäus 5, 32 und 19, 9 genannt. Viertens, so meint Laros, verurteilt das Tridentinum die Lehre der schismatischen Griechen, daß die Ehe dem Bande nach gelöst werden könne, *nicht als glaubenswidrig*.

Eine zweite Schwierigkeit ist diese: Was ist von Protestanten zu halten, welche den sakramentalen Charakter der Ehe nicht anerkennen? Kann man als Erwachsener ein Sakrament wider Willen und Wissen empfangen, und ist man daran gebunden? Wie, wenn Protestanten die Ehe wohl auf Dauer, aber mit dem Bewußtsein einer selbstverständlichen Lösbarkeit schließen für den Fall, daß sie nicht zusammenpassen? Können diese auf Grund des unbewußten Empfanges eines Sakramentes trotzdem zur Unlöslichkeit verpflichtet werden?

Was ist auf diese Schwierigkeiten zu sagen? Es ist richtig, daß das Tridentinum sowohl die Naturehe als vor allem die sakramentale Ehe für unauflöslich erklärte; aber es ist nicht richtig, daß die Theologen keine Ausnahme zulassen. Die Ausnahmen werde ich später genau angeben. Die Theologen unterscheiden nämlich eine *innere und äußere Unauflöslichkeit der Ehe*. Nach der katholischen Theologie ist jede Ehe, auch die Naturehe *innerlich* unauflöslich, d. h.: die beiden Teile, welche eine gültige Ehe geschlossen haben, können den Ehevertrag nicht mehr auflösen. Aber, so behaupten die Theologen, der Papst kann kraft seiner ihm von Gott verliehenen Vollmacht in ganz bestimmten Fällen die Ehe dem Bande nach lösen. In diesem Falle spricht man von einer *äußeren Lösbarkeit* der Ehe.

Es gibt Ausnahmen von der Regel der Unauflöslichkeit, so behauptet der Verfasser. Eine Ausnahme von der Regel scheint der Scheidebrief der Juden zu sein. Es ist bekannt, daß Moses dem Manne nach altem Herkommen zugestand, der Frau den Scheidebrief zu geben, wenn er etwas „Schandbares“ an ihr gefunden habe. Unter dem dehnbaren Begriff des Schandbaren verstanden die Schammaiten ein sittliches Vergehen der Frau, während die Schule Hillels den Begriff des „Schandbaren“ im weiten Sinne nahm. Die Frage ist nun: Bedeutete der Scheidebrief wirklich eine Lösung des Bandes, so daß Mann und Frau nach dem Scheidebrief eine gültige und erlaubte Ehe wieder eingehen konnten? Oder war *rechtlich* der Scheidebrief nur eine Trennung von Tisch und Bett, d. h. ein Verzicht auf Lebensgemeinschaft? Die Theologen sind in der Beantwortung der Frage nicht eins. Meines Erachtens bedeutete der Scheidebrief *keine rechtliche Lösung* des Ehebandes. Wie könnte sonst der Heiland von einem Ehebruch reden, wenn ein solch Geschiedener wieder heiratet? Wenn trotzdem eine neue Ehe nach einer solchen Scheidung wieder geschlossen wurde, dann war es eben ein *Dulden* um der Herzenshärte willen; das *Dulden eines Herkommens*, das Moses nicht hindern konnte. Aber zwischen dem Dulden eines Herkommens und einem *rechtl. Akt* ist ein großer Unterschied. Oder ist etwa die zweite Ehe eines Katholiken nach der Zivilscheidung ein kirchenrechtlicher Akt, wenn die Kirche nicht mit Strafen einschreitet, sondern duldet oder toleriert (vgl. S. Thomas, S. theol., suppl. qu. 67, art. 4)?

Der Verfasser erwähnt sodann das Privilegium Paulinum. Dies Privileg gewährt *tatsächlich eine Scheidung dem Bande nach*. Was ist das Privilegium Paulinum, oder, wie es noch genannt wird, das Privilegium fidei oder der „Casus Apostoli“? Der heilige Apostel Paulus sagt in seinem ersten Korintherbrief (7, 12 ff.): „Den übrigen sage ich: Wenn ein Bruder, d. h. ein neubekehrter Heide eine Frau hat, die noch heidnisch ist, und diese mit ihm zusammenleben will, dann soll er sie nicht entlassen. Dasselbe gilt von einer christlich gewordenen Frau gegenüber dem heidnischen Mann. Wenn aber der heidnische Teil den christlichen Eheteil verläßt, dann soll er gehen; der christliche Teil soll nicht unter dem Joch des heidnischen sein.“ Aus diesen Worten des Apostels entwickelte sich in der katholischen Kirche das Rechtsinstitut des „Privilegium Paulinum“. Bekehrt sich aus einer heidnischen Ehe — heidnisch im Sinne von ungetauft — der eine Teil zum

Christentum, so wird die gültige Ehe dadurch nicht gelöst, sondern die Ehe besteht in ihrer Gültigkeit fort, auch wenn der ungläubige Teil sich nicht bekehrt. Will aber der heidnische Teil die eheliche Gemeinschaft nicht fortführen oder unter Gefahr einer schweren Sünde für den christlichen Teil — Verführung zum Götzendienst; Mißbrauch der Ehe u. s. w. —, dann kann der bekehrte Teil sich vom heidnischen trennen und nach Erfüllung bestimmter Rechtsvorschriften einen Christen heiraten. Erst durch den Akt der Heirat selbst wird die Ehe mit dem Heiden geschieden, und zwar dem vollen Bande nach.

Drittens beruft sich Laros auf die schismatischen Orientalen, welche glauben, daß das Evangelium des heiligen Matthäus die Lösung des Ehebandes gestatte, sobald der Gatte die Ehe gebrochen hat. Diese Erklärung des Apostels Matthäus durch die Griechen weist die römisch-katholische Kirche als irrig zurück und verpflichtet alle Griechen, die zur katholischen Kirche zurückkehren, zur katholischen Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. Ehebruch gibt nach der Lehre unserer heiligen Kirche nur das Recht zur Trennung von Tisch und Bett. Die schismatischen Griechen sind ziemlich weitherzig in der Auflösung der Ehe. Sie stützen sich auf die Novella 140 des Kaisers Justinus II. aus dem Jahre 566. Es gibt 16 Gründe, aus welchen das Eheband gelöst werden kann, z. B. Verschollenheit des Ehegatten, Gefangenschaft, Irrsinn, sittenloser Wandel, Verrat des Vaterlandes.

Endlich behauptet der Verfasser, das Konzil von Trient habe die Ansicht der schismatischen Griechen über die Auflöslichkeit der Ehe nicht als glaubenswidrig verurteilt, sondern nur die eigene strenge Praxis gegen den Vorwurf des Irrtums gesichert. Was ist davon zu halten? Es ist richtig, daß die katholische Kirche auf dem Konzil von Trient *nicht direkt* die schismatische Kirche wegen ihrer Auffassung über die Auflöslichkeit der Ehe verurteilt hat. Weshalb denn nicht? Der Grund scheint Laros nicht bekannt zu sein. Ursprünglich wollte das Konzil in der Sitzung vom 11. November 1563 die Lehre der schismatischen Kirche über die Auflöslichkeit der Ehe infolge von Ehebruch feierlich verurteilen, d. h. anathematisieren. Dieser Absicht stellten sich zwei Schwierigkeiten entgegen. Manche der Konzilsväter waren gegen ein solches Anathema mit Rücksicht auf die Schriften älterer Kirchenväter des Morgen- und Abendlandes. Die zweite Schwierigkeit ging von den Gesandten der damals allmächtigen Republik Venedig aus, deren Hauptinteresse im Orient

lag. Aus einer direkten, feierlichen Verurteilung der Doktrin und Praxis der orientalischen Christen fürchtete die Republik Mißhelligkeiten. Aus diesen Gründen wählten die Väter des Konzils eine mildere Formel, die nicht direkt eine Verurteilung der Lehre der schismatischen Kirche enthält, sondern einfach die römische Lehre als die wahre hinstellt; der Text lautet: „Die katholische Kirche *irrt nicht*, wenn sie lehrt, daß nach der Lehre des Evangeliums und der Apostel wegen Ehebruches das Band der Ehe nicht gelöst werden kann.“<sup>1)</sup> *Indirekt ist die Lehre der schismatischen Kirche verurteilt worden.* Wenn die katholische Kirche sich nicht irrt in der Auffassung der Unauflöslichkeit der Ehe, dann ist, so scheint mir, die entgegengesetzte Lehre der Orientalen falsch. Aus den Worten des Tridentinums kann durchaus nicht ein Schluß auf die Lösbarkeit der christlichen Ehe gezogen werden. In welchem Sinne diese Entscheidung des Tridentinums zu fassen ist, geht aus einer anderen Bestimmung des Tridentinums hervor; sie ist gegen die Neugläubigen gerichtet und lautet also: „Wenn jemand behauptet, das Eheband könne gelöst werden wegen Abfalls vom wahren Glauben, oder weil das Zusammenleben zur Last geworden oder wegen böswilligen Verlassens des Gatten, so sei er im Banne.“<sup>2)</sup> Von der Unauflöslichkeit des „heiligen und unverletzlichen Ehebandes“ spricht der Heilige Vater an so vielen Stellen seines Rundschreibens, daß ich nur noch ein Wort desselben anführen möchte. Nachdem der Papst die Modernen über alle Gründe für die Berechtigung einer Ehescheidung sprechen gelassen hat, fährt er fort: „Allen diesen Torheiten steht unbeugsam und unerschütterlich das eine göttliche Gesetz gegenüber, das Christus in seinem vollen Umfang bestätigt hat. Ein Gesetz, das durch keine Menschensatzungen, keine Volksbeschlüsse und kein Diktat der Gesetzgeber entkräftet werden kann: Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen. Trennt er gegen das Recht trotzdem, so bleibt sein Unterfangen völlig wirkungslos. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, die Christus mit ausdrücklichen Worten bekräftigt: Ein jeder, der sein Weib entläßt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe; und wer eine vom Manne Geschiedene heiratet, der bricht die Ehe. Diese Worte Christi treffen auf jede Ehe zu, auch die bloß natürliche. Denn jede wahre Ehe besitzt die Eigenschaft der Unauflöslichkeit, wodurch die Lösung des Bandes dem Gutdünken der

<sup>1)</sup> Conc. Trid. sess. XXIV, can. 7.

<sup>2)</sup> Conc. Trid. sess. XXIV, can. 5.

Parteien und jeder weltlichen Macht entzogen ist.“ Daß auch die Naturehe unauflöslich sei, betont der Papst noch an einer anderen Stelle sehr klar mit den Worten seines Vorgängers Pius VI. in seinem Schreiben an den Bischof von Erlau vom 11. Juli 1789. Gibt es keine Ausnahmen? Gewiß. Der Papst deutet selbst dieselben an, ohne auf die einzelnen Punkte näher einzugehen.

Da gerade diese Frage der Ehescheidung einen Hauptpunkt der Ehekrisis und Ehekritik bildet, möchte ich genau zeigen, in welchen Fällen nach katholischer Auffassung das Band der Ehe gelöst werden kann. Bei der Lösung des Ehebandes ist zuerst genau zu unterscheiden, ob das Band der Ehe *sakramental ist oder nicht*. Das Eheband ist *sakramental*, wenn zwischen zwei gültig Getauften, ob katholisch oder nichtkatholisch, eine nach katholischem Kirchenrecht gültige, obgleich vielleicht unerlaubte Ehe zustandekommt, oder, was dasselbe ist: wenn beide Eheleute *das Sakrament der Ehe gültig empfangen*. Die sakramentale Ehe hat eine größere Festigkeit als die Ehe mit bloß natürlichem Band. Das Band der Ehe ist nur *natürlich (vinculum naturale)*, wenn beide Eheleute eine gültige Taufe nicht empfangen haben oder wenn nur ein Teil gültig getauft ist. Ich unterscheide daher folgende Ehen:

I. Die Ehen zweier Ungetaufter unter sich, z. B. zweier Juden. Die katholische Kirche mischt sich nicht in die Ehe der Ungetauften ein, es sei, daß es sich um einen sogenannten Grenzfall handelt. Der Grenzfall ist gegeben, wenn eine Katholikin einen geschiedenen Juden kirchlich heiraten will. In diesem Falle wird die Kirche die erste Ehe auf ihre Gültigkeit prüfen, und dies nach den Gesetzen des Naturrechtes und des positiven Rechtes, soweit die Ungetauften dazu gehalten sind.

II. Die Ehe zweier Ungetauften, von denen einer sich zum Christentum bekehrt. In diesem Falle wird das Band der Ehe gelöst durch Anwendung des Privilegium Paulinum, von dem ich bereits gesprochen habe.

III. Die Ehe eines Getauften mit einer Ungetauften und umgekehrt; z. B. eine Katholikin heiratet mit kirchlicher Erlaubnis einen ledigen Juden. Kann diese gültige Ehe dem Bande nach noch geschieden werden? Die Antwort lautet: Ja. Weshalb? Das Eheband ist *kein sakramentales*. Tatsächlich hat der Heilige Vater vor einigen Jahren eine solche Ehe dem Bande nach gelöst. Der Fall lag so: Ein Ungetaufter heiratete am 30. September 1919 eine Anglikanerin, und zwar vor dem anglikanischen Religionsdiener. Die Ehe hatte nach katholischem Ehe-

recht als gültig zu gelten, da das impedimentum disparitatis cultus nach dem Kodex die Anglikanerin nicht mehr verpflichtete. Am 4. November 1920 wurde diese Ehe bürgerlich geschieden. Die Anglikanerin heiratete wieder; der Ungetaufte wünschte nun ein katholisches Mädchen zu heiraten und versprach selbst katholisch zu werden. Der Bischof von Helena in Nordamerika wandte sich nach Rom um Dispens für den Ungetauften, damit das Band der ersten Ehe gelöst würde und der Bittsteller eine Ehe mit der Katholikin eingehen könnte. Der Heilige Vater überwies die Angelegenheit dem Heiligen Offizium; nachdem das Gutachten der Konsuloren eingeholt worden war, wurde in der Sitzung vom 5. November 1924 folgender Beschuß gefaßt: „*Consulendum Sanctissimo pro gratia dissolutionis vinculi naturalis primi matrimonii contracti inter G. G. M. (infidelem) et F. E. G. (Anglicanam) in favorem fidei.*“ Am folgenden Tage wurde der Entschluß dem Heiligen Vater vorgetragen. Er gewährte die erbetene Dispens.

IV. Die Ehe zwischen zwei Getauften oder die sakramentale Ehe. Hier unterscheidet die katholische Kirche zwischen Ehen, in welchen nach der gültigen Trauung der normale eheliche Verkehr stattgefunden hat oder nicht. *Kam nach der Trauung kein ehelicher Verkehr vor, so kann der Heilige Vater vom Ehebande noch dispensieren.* Der Gründe, weshalb nach Abschluß der Ehe der Verkehr unterblieb, sind gar viele: anormale Veranlagung eines der Gatten, Abneigung, krankhafter Zustand der Frau, Unkenntnis des Ehelebens, Wunsch nach einer kinderlosen Ehe u. s. w. Schätzungsweise dürften wohl jährlich gegen achtzig solcher Fälle in Rom anhängig gemacht werden. Zuständig ist bei gemischten Ehen das Heilige Offizium; bei Ehen zwischen zwei Katholiken die Heilige Sakramentenkongregation; bei Ehen mit einem Orientalen die Heilige Kongregation für die Orientalische Kirche.

Ferner wird die durch ehelichen Verkehr noch nicht vollzogene Ehe gelöst durch das feierliche Gelübde der Keuschheit in einem eigentlichen Orden nach can. 1119 Cod. jur. can. Über den Prozeß de rato et non consummato matrimonio handelt Cod. jur. can. lib. IV, tit. XX, cap. 3. Ist dagegen auch nur einmal der normale eheliche Verkehr vorgekommen, so kann der Papst die Ehe nicht mehr lösen; sie kann nur durch den Tod getrennt werden. (*Matrimonium validum ratum et consummatum nulla humana potestate nullaque causa, praeterquam morte dissolvi potest;* can. 1118.)

Der Heilige Vater hebt in seinem Rundschreiben die absolute Unauflöslichkeit der vollzogenen christlichen Ehe scharf hervor. Zuerst erwähnt der Papst die seltene Ausnahme vom Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe; die Ausnahme beruht nicht auf Menschenwillen, beruht nicht auf Menschenrecht, sondern auf göttlichem Recht, das zu erklären nur die katholische Kirche zuständig ist. Niemals aber kann die katholische Kirche eine christliche Ehe dem Bande nach auflösen, wenn dieselbe durch den ehelichen Verkehr vollzogen ist. Als inneren Grund für diese Unauflöslichkeit der Ehe nennt das Rundschreiben die übernatürlich geheimnisvolle Bedeutung, die der christlichen Ehe zukommt und sich in der vollzogenen christlichen Ehe ganz und vollkommen bewahrheitet. Diese sinnbildet vollkommen die unauflösliche Einheit zwischen Christus und seiner Kirche.

Für Laien erheben sich oft große Schwierigkeiten über die Auflösung einer katholischen Ehe. Die Schwierigkeit kommt vielfach von der Verwechslung zwischen *Auflösung oder Scheidung einer Ehe dem Bande nach* und der *Nichtigkeitserklärung einer vom Anfang an ungültigen Ehe*. Eine Ehe, auch wenn sie in kirchlicher Form geschlossen wurde, ist ungültig, wenn beim Abschluß derselben ein trennendes Ehehindernis der Verwandtschaft, Schwägerschaft, des Ehezwanges u. s. w. vorhanden war, ohne daß Dispens erbeten wurde. Ferner ist die Ehe von Anfang an ungültig, wenn beide Brautleute oder wenigstens der eine von ihnen beim Abschluß der Ehe eine Bedingung setzt, die *dem Wesen der Ehe widerstreitet*. Eine Ehe auf Probe oder auf bestimmte oder unbestimmte Zeit (z. B.: solange wir zusammen auskommen) widerstreitet dem Wesen der Ehe als einer Verbindung auf Lebenszeit. Ebenso widerstreitet es dem Wesen der Ehe, wenn die Braut die Ehe nur unter der Bedingung schließen würde, daß der Ehemann zeitlebens auf den ehelichen Verkehr verzichten müsse oder den Kindersegen verhüten. Ebenso endlich könnte eine gültige Ehe nicht zustandekommen, wenn der Bräutigam beim Abschluß der Ehe die Bedingung seiner Braut machen würde: Du mußt zugleich die Frau von mir und die Frau von X. Y. sein. Diese Bedingung würde ja der Einheit der Ehe zuwider sein. Wird nun im kirchlichen Prozeß — in der Regel werden zwei gleichlautende Urteile zugunsten der Nichtigkeit gefordert — das Vorhandensein eines trennenden Ehehindernisses oder einer beigesetzten Bedingung gegen das Wesen der Ehe nachgewiesen, so muß die Ehe für *ungültig erklärt* werden;

denn die Ehe war überhaupt nie gültig. Die Eheleute lebten bewußt oder unbewußt in einer ungültigen Ehe, bis sie darauf aufmerksam gemacht wurden. Im Jahre 1929 wurden vom Obersten kirchlichen Gerichtshof der Römischen Rota 20 Ehen für ungültig erklärt, weil beim Abschluß der Ehe das trennende Hindernis des Zwanges zur Ehe vorhanden war oder vollständige Unkenntnis des Wesens der Ehe, oder weil der Ehe eine Bedingung beigesetzt wurde, die beim Abschluß der Ehe als erfüllt betrachtet wurde, tatsächlich aber gar nicht erfüllt war; von der Wahrheit der beigesetzten Bedingung wurde die Gültigkeit der Ehe abhängig gemacht. In einem Falle war der Mann unfähig zum ehelichen Verkehr, im anderen die Frau. Schon das Naturrecht läßt eine gültige Ehe nicht zustandekommen, wenn ein Ehepartner nicht körperlich zum Verkehr in der Ehe fähig ist.

In einem weiteren Fall gestattet die Kirche eine neue Ehe, wenn der Beweis geliefert wird, daß ein Ehepartner verschollen ist, menschlich gesprochen nicht mehr am Leben ist. Solche Fälle häufen sich nach Kriegen, Erdbeben, z. B. nach dem Erdbeben in Messina 1908.

Eine Bemerkung dürfte noch angebracht sein. Manchmal hört man sagen: „Die Reichen können sich einen Eheprozeß gestatten; aber nicht die Armen, die kein Geld haben.“ Darauf möchte ich antworten, daß die Rota den Armen umsonst Rechtshilfe gewährt, wenn der Bischof die Armut des Bittstellers bestätigt. In 57 Fällen, die im Jahre 1929 in der Rota verhandelt wurden, erfreuten sich 31 Prozesse unentgeltlicher Rechtshilfe.

Es dürfte hier der Platz sein, an ein schönes Wort des Heiligen Vaters zu erinnern. Es war am 1. Oktober 1927, da gewährte der Papst den Mitgliedern der Römischen Rota die herkömmliche Audienz nach den Ferien der Rota. Der Dekan dieses Obersten kirchlichen Gerichtshofes ging in seiner Ansprache an den Heiligen Vater auf den Vorwurf ein: „Die Reichen können sich einen Eheprozeß gestatten.“ Der Dekan führte aus, daß den Armen bei der Rota unentgeltlich Rechtshilfe gewährt wird; ja daß sogar der Apostolische Stuhl die Kosten für den Druck der Akten auf sich nehme. Von den 55 Prozessen, darunter 45 Eheprozesse, die im Jahre 1926/27 entschieden wurden, war ungefähr die Hälfte unentgeltlich. Der Erfolg der unentgeltlichen Prozesse war ebenso günstig als der Prozesse, deren Unkosten bezahlt wurden. In seiner Antwort gedachte der Heilige Vater besonders der Armen und bat die Richter, sie möchten fortfahren „a tutelare quella che

Bossuet con elevata parola chiamava la posizione elevata dei poveri nella Chiesa“.

Eine weitere Schwierigkeit empfindet Laros mit den Ehen der Protestanten. Von dieser Schwierigkeit sprach ich bereits S. 492. Die Antwort auf dieses Bedenken ist folgende: Neu ist das Bedenken durchaus nicht. Johannes Stalen stellte die Frage: „An matrimonia mixta dici possint Sacra menta?“ Seine Ansicht ist folgende: „Si haereticus censeat matrimonium non esse Sacramentum novae legis, immo ex haeresi sua neget, sed habeat contractum mere politicum et naturalem et a Deo institutum et deinceps ante legem et sub lege Moysis usurpatum: sane non habet intentionem Sacramenti conficiendi, et ex consequenti, nolit conficere Sacramentum, matrimonium illud sane Sacramentum non erit“ (Roscovany, de matrimoniis mixtis, § 46, n. 22). Die katholische Auffassung des Verhältnisses der sakralen Ehe zu den Protestanten und anderen getauften Christen ist folgende: Der Ehevertrag selbst ist Sakrament; sobald zwei Getaufte einen wirklich gültigen Ehevertrag schließen, kommt unfehlbar das Sakrament der Ehe zustande; gleichgültig, ob die Brautleute an das Sakrament denken oder glauben. Die gültige protestantische Ehe wird von der katholischen Kirche als sakrale Ehe angesehen und als solche im katholischen Eherecht behandelt. Wenn aber ein Katholik oder ein Andersgläubiger *ausdrücklich vor der Ehe das Sakrament der Ehe ausschließt* und den festen Willen hat unter keinen Umständen ein Sakrament zu empfangen, so kommt nach katholischer Lehre überhaupt *kein* Sakrament und *keine* Ehe zustande. Dieser Grundsatz ist im neuen Kirchenrecht klar zum Ausdruck gekommen (can. 1012). Entweder Sakrament und Ehe oder weder das eine noch das andere. Diesen Gedanken, wenn auch im anderen Zusammenhang, hatte Vincentius Gotti in seiner *Theologia scholastico-dogmatica* ausgesprochen, wenn er schreibt: „*Cum matrimonium prout unum est vinculum, ita unum sit sacramentum, vel ex utraque parte vel ex neutra possit esse sacramentum*“ (Roscovany, l. c. § 75, n. 38). Was aber, wenn ein Protestant die Ehe schließt mit dem Bewußtsein der Lösbarkeit? So frägt Laros weiter. Auf diese Frage hat die katholische Kirche schon längst geantwortet. Roscovany schreibt darüber (§ 4): „*Ad Congregationem S. Officii pluries matrimoniorum mixtorum casus pro decisione deferebantur, quae constanter in eum sensum praestita fuit, quod matrimonium Catholici cum Protestante non obstante diversitate circa vinculum, quod nimi-*

*rum Protestans per adulterium solvi, Catholicus vero etiam post adulterium persistere credunt, validum sit.“ Weshalb denn? Die katholische Kirche geht von dem Grundsatz aus: Wer im Ernst heiratet, will eine gültige Ehe schließen, d. h. eine Ehe, die nach Gottes Willen unauflöslich ist. Wenn nun der eine oder beide der Brautleute meinen, ihre Ehe sei dem Bande nach lösbar, so ist das ein Irrtum des Verstandes, der auf die Willensäußerung, eine gültige Ehe zu schließen, keinen Einfluß ausübt. Anders liegt der Fall, wenn beim Abschluß der Ehe die Brautleute ausdrücklich die Bedingung setzen: *Wir schließen nur eine lösbare Ehe.* Da es keine lösbare Ehe gibt, wenigstens nicht ohne Dazwischenkunft der Kirche in den oben angegebenen Fällen, sondern nur eine unauflösliche, so kommt eben überhaupt keine Ehe zustande. *Denn, was diese Eheleute wollten, eine lösbare Ehe durch eigenen Willensentschluß, gibt es nicht; was es aber gibt, eine unauflösliche Ehe, das wollen sie nicht;* sie schließen eine solche Ehe von vornherein aus; also kommt eine gültige Ehe nicht zustande. Es gilt hier das Wort des heiligen Thomas,<sup>1)</sup> das der Heilige Vater in einem anderen Zusammenhang erwähnt: „Falls in dem Jawort, durch das die Ehe zustandekommt, etwas Entgegengesetztes Ausdruck findet, liegt überhaupt keine Ehe vor.“ Hinsichtlich der *Unauflöslichkeit der Ehe* hat Pius VI. in seinem bereits erwähnten Schreiben an den Bischof von Erlau diesen Zusammenhang scharf hervorgehoben. Entweder, das ist der Gedanke des Papstes, kommt durch den Eheabschluß eine wahre Ehe zustande; dann begreift sie in sich Bindung auf Lebenszeit, die nach göttlichem Rechte mit jeder wahren Ehe verknüpft ist; oder die Ehe wird geschlossen ohne Bindung auf Lebenszeit; dann liegt auch keine wahre Ehe vor, sondern eine unerlaubte, dem göttlichen Gesetz innerlich widerstreitende Verbindung.*

*Hart ist das Wort der Unauflöslichkeit der Ehe für die moderne Menschheit.* Deshalb lenkt der Heilige Vater immer und immer wieder den Gedanken der Gläubigen auf die sakramentale Gnade und das Mitwirken mit dieser Gnade hin; dann bleibt die Ehegnade kein ungenütztes, im Acker vergrabenes Talent; vielmehr werden die Ehegatten „durch das goldene sakramentale Band“ geschmückt, nicht gefesselt; gestärkt, nicht gehemmt und ihre Ehe ist und bleibt durch ihre christliche Gesinnung und ihr tugendhaftes Leben stets ein lebendiges Bild der überaus fruchtbaren Verbindung Christi mit der Kirche.

<sup>1)</sup> Summa theol., p. III; Supplm. q. XLIX, art. 3.

Aus dem Wesen und Sinn der Ehe, nicht wie die moderne Welt sie faßt, sondern wie sie von Pius XI. in so klarer Weise und mit solch apostolischem Freimut der erstaunten Welt vor Augen geführt wurde, ergeben sich von selbst einige Folgerungen, die kurz hervorgehoben seien.

Ist die Ehe ein Vertrag zur vollen und ungeteilten, unauflöslichen und ausschließlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft, so versteht es sich von selbst, daß nur die *Einehe* den Namen „Ehe“ verdient. Die *Einheit* der Ehe wird im Rundschreiben eigens betont; der Papst verweist auf die diesbezügliche Lehre Christi und der Kirche sowie auf den trefflichen Ausdruck des Tridentinums: „Daß durch dieses Band *nur zwei* vereinigt und verbunden werden, hat Christus der Herr nur zu deutlich in den Worten gelehrt: sie sind also nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch.“<sup>1)</sup> Unvereinbar ferner ist mit der Unauflöslichkeit der Ehe die sogenannte „Zeitehe“. Es wurde ja der Vorschlag gemacht, die Ehe von vornherein zeitlich zu befristen, etwa auf fünf Jahre; nach Ablauf der Frist sollte sie automatisch gelöst werden, falls eine Verlängerung des Ehevertrages nicht stattfindet.<sup>2)</sup> Für die Zeitehe bietet der Kindersegen eine große Schwierigkeit. Wer sorgt für die Kinder, die einer solchen Zeitehe entspringen? Dieser Schwierigkeit suchte der amerikanische Jugendrichter Ben B. Lindsey in seiner „Kameradschaftsehe“ vorzubeugen.<sup>3)</sup> Er definiert dieselbe also: Die Kameradschaftsehe ist „eine rechtskräftig geschlossene Ehe mit gesetzlich anerkannter Geburtenkontrolle und dem Recht für kinderlose Paare, sich mit beiderseitiger Einwilligung jederzeit scheiden lassen zu können, ohne daß für gewöhnlich Unterhaltsbeiträge zu zahlen sind.“<sup>4)</sup> In dieser Ehe scheidet der Kindersegen aus; in der Kameradschaftsehe gibt es keine Kinder. Lindsey läßt die moderne Jugend also reden:<sup>5)</sup> „Wir machen unter uns unseren eigenen Ehekontrakt, der sich mit unseren Wünschen und Bedürfnissen deckt. Wir glauben ein natürliches Recht auf Kameradschaft und intimen Verkehr zu haben, nach dem es uns triebhaft verlangt. Wir kennen Schutzmaßregeln,

<sup>1)</sup> Conc. Trid. sess. XXIV, *Doctrina de Sacramento matrimonii*.

<sup>2)</sup> Vgl. Buckow-Homeyer, *Die Zeitehe*, Marcus und Weber Verlag, Berlin-Köln 1928.

<sup>3)</sup> Ben B. Lindsey, *Die Kameradschaftsehe*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

<sup>4)</sup> A. a. O. S. 9.

<sup>5)</sup> Ben B. Lindsey, *Die Revolution der modernen Jugend*, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, S. 107.

die unerwünschte Mutterschaft ausschließen, solange uns solche die Lage erschweren würde. Wir geben nicht zu, daß solches Verhalten die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft gefährdet, und wir glauben, daß dieser Versuch, die Tradition durch gesunden Menschenverstand zu ersetzen, eher gut als schlecht ausgehen wird.“ Da nun Lindsey die Kameradschaftsehe sich als „Dauerehe“ denkt, welche in „Familienehe“ aufgeht, sobald der Wille zum Kind sich eingestellt hat, so muß er die Kameradschaftsehe unterscheiden von der bloßen „Versuchsehe“, „Probeehe“. Die Kameradschaftsehe verlangt bürgerliche Scheidung; allerdings muß diese möglichst leicht gemacht werden, solange diese Ehe noch nicht durch das Kind zur Familienehe geworden ist. Die Probe-Ehe dagegen wird aufgehoben durch die tatsächliche Trennung der „Probegatten“, falls die „Probe“ mißglückt ist. Der Zweck dieser Probe-Ehe ist dieser: Die moderne Gesellschaftsordnung wünscht nur dann eine bleibende Verbindung oder Ehe, wenn mit der Verbindung Kinder erwünscht sind, zu deren Erziehung sich die Eltern gemeinsam verpflichten; solange also der Wille zum Kinde noch fehlt, muß statt der eigentlichen Ehe die Probe-Ehe mit Geburtenkontrolle gestattet sein.<sup>1)</sup> Der Heilige Vater charakterisiert kurz dieses eigenartige Dreigestirn von Ehe mit den Worten „Wahngebilde“ und „Sittenverderbnis“. Diese falsche Auffassung der Ehe geht hervor aus der Lehre, „die Ehe sei eine rein weltliche und bürgerliche Angelegenheit, die keineswegs der Religionsgemeinschaft, der Kirche Christi, sondern ausschließlich der staatlichen Gesellschaft zu unterstellen sei“. Dadurch kommt es, bemerkt das Rundschreiben sehr richtig, daß die Ehe ihres heiligen Charakters entkleidet und zu den rein weltlichen und *bürgerlichen* Dingen gerechnet wird und herabsinkt. Die Ehe ein *bürgerliches* Ding! Das Wort findet seinen Ausdruck in der sogenannten *bürgerlichen Ehe*, die den bürgerlichen Akt als den eigentlichen Ehevertrag ansieht; der religiöse Akt ist

<sup>1)</sup> „Die Ehe auf Probe“ ist als familienrechtliche Einrichtung mit dem 1. Jänner 1902 im Staate Neuyork in Kraft getreten. Die „Lex Wekes“ bestimmt, daß eine Ehe als gesetzlich bindend anzusehen sei, wenn der Bräutigam vor einem Religionsdiener oder Standesbeamten oder vor zwei Zeugen und einem Notar erklärt, daß er mit einer bestimmten ledigen oder verwitweten Frauensperson eine Ehe eingehen will. Als gültig erscheint eine solche „Ehe“ erst dann, wenn sie nach halbjährigem Zusammenleben der „Gatten“ ratifiziert und in das standesamtliche Eheregister eingetragen werden ist. Vorher können sich die „Gatten“ beliebig und ohneweiters trennen. Ein förmlicher Antrag auf Scheidung ist nicht verlangt. Die Nicht-eintragung der „Ehe“ ins Eheregister kommt einer Aufhebung gleich (vgl. Knecht, Handbuch, S. 58, Note 1).

eine bloße Zutat für das abergläubische Volk. Demgegenüber hebt Pius XI. den religiösen Charakter jedweder Ehe hervor mit Berufung auf die bloße Vernunft, die Geschichtsquellen des Altertums, die stete Überzeugung der Menschheit, die Sitten und Gebräuche aller Zeiten. Der geheilige Charakter der Ehe ergibt sich aus dem göttlichen Ursprung der Ehe und aus dem Zwecke der Ehe, die Kindern für Gott das Leben schenkt, die Gatten in Liebe Gott zuführt und Vater und Mutter an Gottes Schöpfungsmacht teilnehmen läßt.

Da die Ehe geheiligten Charakter trägt, müssen die Brautleute mit heiliger Ehrfurcht vor der Ehe erfüllt sein; gerade diese Ehrfurcht vor dem Heiligen, vor dem Abbild der gnadenreichen Vereinigung zwischen Christus und der Kirche wird die Katholiken abhalten, eine *Mischehe* einzugehen, die mit so vielen Gefahren für das Seelenheil des katholischen Ehetheils und dessen Kinder verbunden ist, und der wahren Einheit und Einigkeit der Herzen in *einem* Glauben im Wege steht. Haben doch die heidnischen Römer die Ehe nicht bloß als „*conjunctio maris et feminae et consortium omnis vitae*“, sondern auch noch als „*divini et humani juris communicatio*“<sup>1)</sup> gefaßt. Wo diese „*communicatio divini et humani juris*“ in der Ehe Wirklichkeit geworden war, mußte das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe in das Wort gekleidet werden: „*Uxor, quae socia rei humanae atque divinae, domum suscipitur.*“<sup>2)</sup> Aus der Erkenntnis des inneren Wesens der Ehe, des religiösen Charakters derselben fließt von se'bst die Erkenntnis des *gottgewollten Verhältnisses von Mann und Frau*. Das Verhältnis ist heutzutage so vielfach und so tief getrübt, weil eben die *res divina*, das *jus divinum* in der Ehe fehlt. Man kennt nicht mehr die *Heiligkeit* der Ehe, oder man leugnet sie schamlos, oder sie wird gar mit Füßen getreten. Notwendig muß sich in unseren Tagen de Mangel des religiösen Fundamentes geltend machen im gegenseitigen Verhältnisse der Ehegatten. Der Heilige Vater deckt die Wunden auf und bietet zugleich die Heilmittel zur Heilung der tiefgehenden Wunden. Welches sind die Wunden? Die Lehren des Irrtums bezeichnen den treuen und ehenvollen Gehorsam der Frau gegen den Mann als entwürdigende Versklavung derselben. Beide Teile, so sagen sie, besäßen völlig gleiche Rechte. Da diese Ebenbürtigkeit durch die Sklaverei des einen Teiles verletzt werde, so rühmen sie sich stolz, eine Befreiung der Frau

<sup>1)</sup> L. 1, D. XXIII, 2.

<sup>2)</sup> L. 4, C. IX, 32.

vollzogen zu haben oder fordern, daß sie in Bälde vollzogen werde. Diese Apostel der Freiheit unterscheiden eine dreifache *Emanzipation*: eine „soziale“, eine „wirtschaftliche“ und eine „physiologische“. Die physiologische Emanzipation verstehen sie dahin, daß es der Frau völlig freistehen soll, die mit dem Beruf der Gattin und Mutter verknüpften natürlichen Lasten von sich fernzuhalten durch Verhütung, bezw. Tötung neuen Lebens. Die wirtschaftliche Emanzipation soll der Frau das Recht bringen, ohne Vorwissen und gegen den Willen des Mannes ihr eigenes Gewerbe zu haben, ihre Angelegenheiten und Geschäfte selbst zu betreiben, selbst die Verwaltung in die Hände zu nehmen, gleichgültig, was dabei aus Kindern, Gatten und der ganzen Familie wird. Die soziale Emanzipation endlich will die Frau dem engen Kreise der häuslichen Pflichten und Sorgen für Kinder und Familie entheben, um sie frei zu machen für ihre angeborenen Neigungen, damit sie sich anderen Berufen und Ämtern, auch solchen des öffentlichen Lebens, widmen kann.

Wie beurteilt der Papst diese dreifache Emanzipation? Sie bedeutet keine wirkliche Befreiung der Frau; sie enthält nicht jene Freiheit, wie sie die hehre Aufgabe der christlichen Frau und Gattin fordert. Sie ist eher eine Verderbnis des weiblichen Empfindens und der Mutterwürde, eine Umkehrung der ganzen Familienordnung zum Schaden des Ganzen. Diese falsche Freiheit und unnatürliche Gleichstellung mit dem Manne wird sich, so sagt Pius XI. es voraus, zum eigenen Verderben der Frau auswirken, denn wenn sie einmal von der Höhe und dem Thron herabsteigt, zu dem sie innerhalb der Familie durch das Evangelium erhoben wurde, wird sie bald in die frühere Sklavenstellung zurückgedrängt und wie im Heidentum zu einem bloßen Werkzeug des Mannes werden. Wie richtig der Heilige Vater gesprochen hat, wird die Zukunft zeigen. Rechtsgleichheit zwischen Mann und Frau, so fährt das Rundschreiben weiter, besteht hinsichtlich der Persönlichkeitsrechte und der Menschenwürde und in dem, was dem Ehevertrag entspringt und der Ehe eigentümlich ist. Sollte in einem Lande die soziale und wirtschaftliche Lage der Frau einer Abänderung bedürfen, so ist es Aufgabe der staatlichen Gewalt, die bürgerlichen Rechte der Gattin den Bedürfnissen und Forderungen der Jetztzeit anzupassen unter Berücksichtigung der Eigenart der weiblichen Natur, der Sittlichkeit und Ehrbarkeit und des Gemeinwohles der Familie. Das rechte Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe wird sich von selbst finden in jenen Ehen,

in welchen „Gatte und Gattin durch eine besondere, reine, heilige Liebe miteinander verbunden sind; daß sie sich nicht lieben wie solche, die keine Ehetreue haben, sondern wie Christus seine Kirche geliebt hat. Denn diese Norm hat der Apostel aufgestellt, da er sagte: Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie auch Christus seine Kirche geliebt hat“. In einer solchen Ehe kommt von selbst die „*Ordnung der Liebe*“ zur Geltung. Diese besagt die Überordnung des Mannes über Frau und Kinder und die willfährige Unterordnung, den bereitwilligen Gehorsam von Seite der Frau, wie ihn der Apostel mit den Worten empfiehlt: „Die Frauen sollen ihren Männern untertan sein wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist.“ Diese Unterordnung im Sinne der Heiligen Schrift bedeutet aber nicht, wie das Rundschreiben treffend hervorhebt, einen Verzicht auf persönliche Freiheit, heißt nicht, blinden Gehorsam gegen alle Wünsche des Mannes üben, oder gar die Rolle einer Minderjährigen und eines Mündels spielen. Die gottgewollte Überordnung des Mannes soll das eine bewirken, daß im Familienkörper das Haupt und das Herz, Mann und Frau am rechten Platze bleiben. Im Reiche des Herzens, im Reiche der Liebe soll die Frau ihr Herrscherrecht ausüben, in dem Reiche, das keine Grenze und kein Ende hat.

Aus dem Sinn und Wesen der Ehe zieht der Heilige Vater noch einen anderen Schluß. Er weist darauf hin, welch hohe *Bedeutung für das allgemeine Wohl der menschlichen Gesellschaft* der Ehe zukommt, welche dem göttlichen Ideal entspricht. Wo der Bestand dieser Ehe gesichert ist, da steht es auch gut um das öffentliche Wohl des Gemeinwesens. Denn der Staat ist so, wie die Familien und Einzelmenschen, aus denen er, wie der Körper aus den Gliedern zusammengesetzt ist. Wo dagegen der Bestand der Ehe durch Sittenverderbnis, durch die Ehescheidung, die aus der Sittenverderbnis der Völker hervorgeht und wiederum den größten Lastern im öffentlichen wie privaten Leben Tür und Tor öffnet, bedroht wird, da ist der Staat selbst dem Umsturze nahe. Deshalb weist der Heilige Vater mit allem Nachdruck auf die Pflicht hin, in der bürgerlichen Gesellschaft die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Weise zu regeln, die es allen Familienvätern ermöglicht, das Notwendige zu verdienen und zu erwerben, um sich, Frau und Kinder standesgemäß und den heimatlichen Verhältnissen entsprechend zu ernähren. „Denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Sollten aber weder der Lohn noch die persönlichen Ersparnisse vor der

Ehe noch die Zuschüsse aus den Standesverbänden ausreichen, so muß die *christliche Nächstenliebe* das Mangelnde zu ersetzen suchen. Die Reichen sind es, die hier vor allem den Ärmeren helfen sollen. Der Heilige Vater warnt ernstlich vor Vergeudung und Verschleuderung von Geld und Gut, anstatt denen zu helfen, die sogar am Notwendigen Mangel leiden. Wo aber private Hilfe nicht mehr ausreicht, hat die öffentliche Autorität die unzureichenden Kräfte der Privaten zu ergänzen. Das Rundschreiben nennt die Punkte, auf welche die bürgerliche Gewalt ihr Augenmerk richten muß, soll nicht der Arme der Verzweiflung und der Umsturzbewegung preisgegeben werden. Die Punkte sind: Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Teuerung im Lebensunterhalt, Mutterschutz und Mutterfürsorge, d. h. Fürsorge für die Schwangeren, für die Gebärenden, für die Nährenden; einen Mißstand hebt der Papst in der Mutterfürsorge hervor: die uneheliche Mutter ist privilegiert, die eheliche Mutter wird zurückgesetzt in der Unterstützung für Geburtenhilfe. Endlich fordert das Rundschreiben die staatliche Autorität auf, zum Schutze der Familie gerechte Gesetze zu erlassen und auf deren Beobachtung zu dringen. Da aber Ehe und Familie, aus denen der Staat entspringt, in das Reich der sittlichen Ordnung gehören, und dies Gebiet der von Christus gestifteten Kirche zusteht, so bittet der Papst dringend im Herrn, in Eintracht und Freundschaft sich mit der Kirche Christi zusammenzuschließen und das Bündnis mit ihr fester zu gestalten, damit durch vereintes Mühen die ungeheuren Schäden abgewendet werden, die infolge des Hereinbrechens dreister und zügeloser Freiheit in die Ehe und Familie über die Kirche wie über die staatliche Gemeinschaft zu kommen drohen. Durch die Zusammenarbeit von Kirche und Staat wird der Staat nicht nur keinen Schaden an seinen Rechten und seiner Unabhängigkeit leiden, sondern vielmehr großen Nutzen ziehen für seine Würde und sein Ansehen, für den Schutz und die Verteidigung des öffentlichen Wohles.

*Ehekrisis — Ehekritik.* Das Rundschreiben des Heiligen Vaters hat gezeigt, daß es eine eigentliche *Ehekrisis* gibt; es hat mit scharfem Auge die tiefen Wunden des heutigen Ehelebens aufgedeckt; mit wahrhaft apostolischem Mute hat der Lehrer der Wahrheit und der Schützer christlicher Sittlichkeit auf die falschen Auffassungen über den Ursprung, den Sinn und das Wesen der Ehe hingewiesen, die vielen und schweren Sünden gegen das dreifache Gut der Ehe aufgedeckt, die Entheiligung und Entwürdigung dieses gottgewollten Institutes getadelt und

den Blick der ganzen Welt auf Irrtümer und Ruinen, auf falsche Wege im Ehe- und Familienleben hingelenkt. Es gibt eine *Ehekrisis*, das beweist jedes Blatt des Rundschreibens. Doch der Ehekrisis entspricht auch die *Ehekritik*. Um die Wunden zu heilen, hat der Papst scharfe Kritik geübt an der modernen Auffassung von Ehe und Familie. Er rief der ganzen Welt zu: Zurück zum katholischen Eheideal, zurück zur christlichen Hochschätzung des Kindes als Bürgers des Himmels, zurück zur ehelichen Treue, zurück zur Unauflöslichkeit der ehelichen Verbindung! Mit der Ehekritik verband Pius XI. *Ehereform*. Er will wirklich die *alte Ehe „sanieren“*; sanieren im eigentlichsten Sinn des Wortes; sanieren durch die übernatürlichen Kräfte des katholischen Glaubens- und Gnadenlebens; sanieren durch den Appell an die christliche Karitas und die Mitwirkung des Staates. Wenn „die Ehekrisis entstand aus dem Widerspruch zwischen der *Eheform* und dem *Sexualtrieb*“,<sup>1)</sup> so öffnet die *Ehereform* Pius XI. in der *Eheform* der katholischen Ehe dem *Sexualtrieb* der Eheleute „die Schatzkammer der sakramentalen Gnade, um daraus die übernatürlichen Kräfte zu schöpfen, die sie befähigen, ihre Pflichten und Aufgaben treu, heilig und beharrlich bis zum Tode zu erfüllen“. Wenn die moderne Welt eine „gründliche Ehereform“ anstrebt mit der „Zeit-ehe“, „Kameradschaftsche“, „Probe-Ehe“, mit dem Eherecht der Union sozialistischer Sowjetrepubliken, in denen es genügt, daß zwei Menschen, Mann und Frau zusammenleben, um *rechtlich* als verheiratet zu gelten,<sup>2)</sup> so denkt sich Pius XI. die „Reformehe“ als „Dauerehe“, als „Familienehe“; als *Idealehe*, die in so erhabener Weise von Tertullian geschildert wurde mit den Worten: „Ambo fratres, ambo conservi, nulla spiritus carnisve discretio; atqui vere duo in carne una; ubi una caro, unus et spiritus. Simul orant, simul voluntantur, et simul jejunia transigunt; alterutro docentes, alterutro hortantes, alterutro sustinentes. In Ecclesia Dei pariter uterque, pariter in convivio Dei; pariter in angustiis, in persecutionibus, in refrigeriis; neuter alterum celat, neuter alterum vitat, neuter alteri gravis est; libere aeger visitatur, indigens sustentatur; ... sonant inter duos psalmi et hymni, et mutuo provocant, quis melius Deo suo cantet. Talia Christus videns et audiens gaudet, his pacem suam mittit; ubi duo, ibi et ipse; ubi et ipse, ibi et malus non est.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Schmeidler, Geschlecht und „Sünde“, S. 355.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 365.

<sup>3)</sup> Ad uxorem, lib. II, cap. 9.

*Welch erhabene Reformehe!* Die „Ehekrisis und Ehetrikritik im Lichte der päpstlichen Enzyklika vom 31. Dezember 1930“ erinnert unwillkürlich an das Wort des großen Beförderers katholischen Ehe- und Familienlebens, des unvergleichlichen Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel von Ketteler. Er schreibt: „*In der Sorgfalt, mit der die katholische Kirche allem Verderben der Welt entgegen die ganze göttliche Idealität des Ehebündnisses aufrecht erhält, zeigt sie recht eigentlich, daß sie die von Gott auf Erden gegründete Anstalt der Erlösung ist.*“ „Amtlich und feierlich“ hat die Konferenz der anglikanischen Bischöfe im August 1930 zu Lambeth den Eheleuten die Empfängnisverhütung im Lichte der christlichen Prinzipien gestattet, wenn eine *klar gefühlte moralische Verpflichtung* die Elternschaft auszuschließen oder zu begrenzen, und ein *vernünftiger, moralischer Grund* vorhanden ist, die völliche Enthaltsamkeit zu vermeiden.<sup>1)</sup> Dagegen erhob Pius XI. als Haupt der katholischen Kirche, von Gott selbst zur Lehrerin und Wächterin der Unversehrtheit und Ehrbarkeit der Sitten bestellt, inmitten dieses Sittenverfalles zum Zeichen der *göttlichen Sendung* der katholischen Kirche, um die Reinheit des Ehebundes von schimpflicher Makel unversehrt zu bewahren, laut seine Stimme. Hat der Erlaß der anglikanischen Kirche „der Ehe, der Mutterschaft, der Vaterschaft, der Familie und Moral einen tödlichen Schlag versetzt“, so hat Pius XI. *die göttliche Sendung der katholischen Kirche* durch seine Rundschreiben von neuem bewiesen, indem er der Ehe, der Mutterschaft, der Vaterschaft, der Familie, der Moral, allem Verderben und allem Spott und Hohn der Welt zum Trotz, das Siegel *göttlicher Idealität* aufgedrückt hat: „*Casti connubii quanta sit dignitas.*“

## Zur Neubelebung unserer Volksmissionen.

Von P. Emmanuel Regenold O. M. Cap., Mainz.

Unsere heilige Mutter, die Kirche, legt den Volksmissionen eine große Bedeutung bei; sie betrachtet dieselben als ein wirksames, stets zeitgemäßes Mittel in der Rettung und Heiligung der Seelen. In erster Linie sollen *die Kirchentreuen* erfaßt werden; sie erneuern im Geiste, sie stärken im Glauben und in der Gottesliebe, ihnen

<sup>1)</sup> Vgl. Periodica de re morali, canonica, liturgica, tom. XIX (1930), S. 143\*: *de periclitanti honestate conjugali.*

helfen in ihren Schwierigkeiten, um so den „Besitzstand“ zu wahren und den im Schützengraben für Glauben und Moral kämpfenden beizustehen: das wird stets das erste Ziel der Mission sein. Sodann muß die Mission an die Abseitsstehenden heranzukommen suchen, an die vielen Menschen, die der Kirche gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen. Deren sind leider Gottes recht viele. Es können das in einer Gemeinde 10% oder 20% sein, auch 30, selbst 50 und 60% und noch mehr! Traurig, aber wahr! Und wie ist die Auffassung in diesen Kreisen? Das weiß ein jeder von uns. Misereor super turbam! — Soll die Mission, dieses großzügige Seelsorgsunternehmen, auf das die Kirche in der Rettung der Seelen so großes Gewicht legt, spurlos an diesen armen Menschen vorübergehen? Muß die Mission nicht „ad hoc“ sich einstellen, um wenigstens zu retten, was zu retten ist? Zweifelsohne scheidet von vornherein eine gewisse Kategorie von Menschen mehr oder weniger aus, die sogenannten „absolut“ oder „radikal“ Abseitsstehenden, Menschen, die jeden Sinn für Gott und Kirche verloren, die für Religion nichts mehr übrig haben als vielfach nur Hohn und Spott. Diese wollen sich nicht religiös beeinflussen lassen. Nur eine ganz besondere Gnade von oben wird da noch retten können. Die anderen Abseitsstehenden, die mehr aus Schwachheit oder aus äußeren Gründen mit der Kirche gebrochen haben (Kirchensteuer, Mischehe, Zugehörigkeit zu einer gewissen politischen oder wirtschaftlichen Partei, persönliche Gekränktheit u. s. w.), sind einer Missionierung immerhin in etwa zugänglich, da der Bruch mit der Kirche noch nicht so vollständig ist, wenigstens nicht in allen Teilen, wo also ein „Convertere ad Deum“ noch leichter möglich ist. *Die Frage ist nun die:* Wie können wir einerseits die an sich Kirchentreuen noch mehr in die Missionsgnaden hineinführen und wie können wir andererseits an die Abständigen herankommen, gerade diese für die Mission interessieren und sie der Missionsgnaden teilhaftig machen? Unter Anerkennung der bisherigen Missionsmethoden für Gemeinden ohne besondere Schwierigkeiten gebe ich auf die gestellte Frage eine zweifache Antwort, worin die beiden Hauptteile der sogenannten „Neuen Methode“ enthalten sind, die aber nicht notwendig miteinander verbunden sein müssen, ein jeder kann für sich bestehen; nämlich:

- 1. Mehr persönliche Fühlungnahme mit dem Volk durch Hausbesuche der Missionäre.**
- 2. Eine zeitlich längere Missionsdauer in gleichzeitiger Gemeinschaftsmissionierung der Gesamtgemeinde.**

## I.

Früher, in der sogenannten guten alten Zeit, genügte die Ankündigung der Mission auf der Kanzel; die Leute kamen, oft von weither. Später sah man sich genötigt, die Presse zu hilfe zu nehmen, die Tagespresse wie eigens zu diesem Zwecke hergestellte Missionsblätter. Heute aber genügt auch das vielfach nicht mehr. Es gilt heute das Wort: „*Gehet auf die Straßen und holet sie herein!*“ Heute gilt das quaerere, das Suchen und Einladen; es heißt zuerst Kontakt, Verbindung schaffen zwischen Klerus und Volk. Gilt das für die reguläre Seelsorge im allgemeinen — niemand bestreitet das —, um wieviel mehr bei einem so großzügigen Seelsorgsunternehmen einer Mission!

*Die Frage lautet: Wer soll diesen so notwendigen Kontakt schaffen, diese condicio sine qua non eines wirksamen Missionserfolges?*

1. Sicher nicht die *Missionshelfer und Helferinnen* allein. Immer mehr wird man von der großen Bedeutung des Laienapostolates für die Missionsvorbereitung überzeugt. Es ist nicht nur das Missionsblatt und das ganze Werbematerial, das diese Helfer und Helferinnen in die Familien tragen; es ist vor allem der lebendige Kontakt, das lebendige Wort, die mündliche Einladung und persönliche Aufmunterung. In der Stadt T. war es, in einem Hinterhaus, droben in einer armseligen Dachkammer, ich war gerade bei einem älteren Mann, um ihn zur Mission einzuladen, als die beiden jugendlichen Helferinnen des betreffenden Bezirkes, frische, lebensfrohe Mädchen von 18 Jahren, mit roten Mützen auf dem Kopfe eintraten in die schlichte Kammer; das eine Mädchen überreichte dem Mann, der von diesem Besuche ganz überrascht war, die Missionszeitung, das andere machte vor dem Alten einen kleinen Knix und sagte mit fröhlichem Gesichte: „*Herzliche Einladung zur Mission! Nicht wahr, Sie kommen doch! Am Sonntag fängt es an. Auf Wiedersehen!*“ Verschwunden waren die beiden. Der Alte schaute den Mädchen nach; er schaute mich an und sprach kurz: „*Herr Pater, ich komme!*“ Und er kam; 20 Jahre war er nicht mehr da gewesen. — Natürlich ist eine gründliche Ausbildung, asketisch wie technisch, den Missionshelfern nötig. Ein besonderes Kapitel für sich! Große Dienste nach dieser Seite hin leistet auch die Seelsorgs- oder Pfarrschwester, die mit ihren reichen Kenntnissen um besondere Familienverhältnisse ganz und gar für die Missionsvorbereitung frei sein muß. Auch die Kinderschwester kann gerade in

den Familien, deren Kinder sie betreut, oft recht viel für die Mission tun.

2. Daß der *Pfarrklerus* vor der Mission treppauf, treppab geht, um die verlorenen Schäflein zur Mission einzuladen und zu ermuntern, ist selbstverständlich. Man könnte aber doch einige Gedanken zur Erwägung hinzufügen.

Wenn der Pfarrklerus sonst keine seelsorglichen Hausbesuche macht, dann fragt es sich, ob es notwendig und ob es immer gut ist, daß er jetzt unmittelbar vor der Mission zu den Leuten geht! Die Frage kann mit Ja, aber auch mit Nein beantwortet werden. Es wird oft so sein, daß hiebei nur mehr die Kirchentreuen besucht werden, die auch ohne die spezielle Einladung zur Mission kommen werden und daß die Abseitsstehenden übergangen werden. Werden letztere besucht, so kann das Gegenteil eintreten. Denn solchen Menschen ist oft — nicht immer und überall, aber sicher oft — ein Besuch von Seite des Pfarrers von vornherein nicht genehm, manchmal zuwider, zumal wenn gewisse Vorkommnisse, z. B. persönlicher Krach mit dem Pfarrer, Kirchensteuer, das Nichtbeerdigen eines Angehörigen und ähnliches zum Austritt aus der Kirche, zum Bruch mit ihr geführt haben. „Warum kommt mir jetzt der Pfaff ins Haus? Sonst sehe ich ihn nie!“ Und „man merkt die Absicht und wird verstimmt“. Ein Großstadtseelsorger machte auch vor der Mission bei solchen Abseitsstehenden und Verbitterten seinen Besuch, wobei ihm oft die widerlichsten Dinge und Vorkommnisse aus der Seelsorge, die zum Teil schon Jahre zurück lagen, vorgeworfen wurden; es kam zu neuen Auseinandersetzungen und der Zweck des Besuches für die Mission war verfehlt; der Pfarrer sagte sich selbst, es wäre besser gewesen, wenn du weggeblieben wärest.

Wenn indes der Pfarrklerus regelmäßig die Familienbesuche macht, so werden dieselben gewiß vor der Mission bei Kirchentreuen wie Abseitsstehenden von größtem Nutzen sein. Die Besuche müssen aber jetzt in Verbindung mit der Mission stehen; sie sollen den Kontakt zur Mission bringen, Brücken und Stege zur Mission bauen. Die zeitliche Distanz darf somit nicht zu groß sein. Ob der Pfarrklerus in den letzten Wochen vor der Mission — diese kommen hauptsächlichst in Betracht — von seinen sonstigen Arbeiten so viel Zeit erübrigen kann, um diese Besuche zu machen? Man möchte die Frage verneinen. Und man möchte einem vielbeschäftigte Großstadtklerus unter den genannten Umständen eher den Rat erteilen, seine Vor-

bereitungsarbeit nach dieser Richtung hin mehr zu konzentrieren auf eine gründliche Ausbildung des Laienapostolates, eine Ausbildung, asketisch, technisch, „ad hoc“, zur Mission eingestellt; so wird sich der Pfarrer nicht nur eine genaue Kartothek verschaffen, er wird durch diese Helfer und Helferinnen, also indirekt, auch von Haus zu Haus, von Tür zu Tür kommen, durch sie sein Wort, seine Bitte überallhin tragen und so Brücken und Stege bauen zur kommenden Mission (vgl. P. Fromm O. M. I., Der Priester im Laengewande).

3. Auch der *Missionär* muß zum Volke gehen. Wenn jetzt dem Hausbesuch des Missionärs das Wort geredet wird, so sind natürlich mehr solche Missionsbezirke gemeint, wo ein großer Teil abständig ist, wo also großen teils ein Konnex mit Kirche, speziell mit der Mission zuerst geschaffen werden muß. Ist da der Missionär nicht die geeignete Persönlichkeit? In solchen Gemeinden lohnt es sich schon, die Kirchentreuen persönlich aufzusuchen und einzuladen. Das freundliche Wort der Begrüßung und Einladung weckt Vertrauen und Begeisterung, sich ganz in den Dienst der Mission zu stellen und apostolisch zu wirken in der Umgebung. Das gute Volk freut sich über den Besuch und gewinnt so mehr persönliche Beziehung zu *seinen* Missionären, wodurch der qualitative Erfolg der Mission nur gewinnen kann; andererseits lernt auch der Missionär viel besser die Stimmung, auch die Not des Volkes kennen; er sieht so dessen Wohnungs- und Wirtschaftsnöten klar vor Augen; infolgedessen wird er auf der Kanzel viel leichter den richtigen Ton treffen. Geradezu notwendig aber wird der Besuch des Missionärs bei den Schwankenden und Abseitsstehenden. Aufsuchen, einladen, bitten, von Tür zu Tür gehen, treppauf, treppab, tagelang, heute diese, morgen jene Straße, immer mit heiterer Miene, immer das „Grüß Gott“, „herzliche Einladung zur Mission“, also kommt recht schön! — Ist das nicht Missionsarbeit im eigentlichen Sinne? Werden da nicht die so notwendigen Verbindungswege gelegt, oft über tiefe, breite Abgründe? Wird da nicht Mut und Vertrauen geweckt in den armen verzweifelten Seelen der Drübenstehenden? Persönlicher, lebendiger Kontakt? Nichts notwendiger als das! Und wodurch? Durch den Missionär selbst! Und er kommt ins Haus als ein Unbekannter, ganz neutral, objektiv, unwissend um etwaige Verfehlungen und Vorkommnisse in der Vergangenheit; so wird sein freundliches Begrüßungswort und seine herzliche Einladung in der Regel gern und dankbar ange-

nominen; ein Abweisen ist ganz selten. In der Großstadtmission zu M. wurde einer der Missionäre bei 800 Familienbesuchen nur achtmal abgewiesen, in T. bei 500 Familienbesuchen dreimal. Und was lernt hierbei der Missionär für sich und die Mission? Vor allem eine richtige Kenntnis der ganzen Sachlage und, was die Hauptsache ist, was der Mission die Seele gibt, ein warmes, lebendiges Sich-einfühlen in dieselbe. Wenn schon die Krankenbesuche dem Missionär nicht selten das Bild wesentlich ergänzen, vervollkommen, das er von den Leuten und den konkreten Verhältnissen bekommen hat auf Grund eines Berichtes, des Missions-Fragebogens, um wieviel mehr wird er in die wahre Wirklichkeit hineinkommen, sie schauen, sie fühlen, wenn er systematisch diese Familienbesuche macht von Haus zu Haus! Dabei macht er auch die Erfahrung, daß eine große Zahl derer, die äußerlich der Kirche fernstehen und mit ihr gebrochen haben, doch nicht so abseits sind und vielfach der Kirche näher stehen, als sie selbst wissen und meinen. Andererseits sieht er auch, daß manche, die ihm als kirchentreu bezeichnet werden laut Kartothek, äußerst unzuverlässig sind und innerlich der Kirche ferne stehen. — Ja, „gehet auf die Straßen und holet sie herein“! Ob es nicht ein dringendes Problem unserer heutigen Volksmission ist, für die Einzelarbeit in der angegebenen Weise etwas mehr zu tun als bisher? Vorbildlich sind hierin die Hausmissionen der PP. Redemptoristen; es ist eine Missionierung von Haus zu Haus, von Familie zu Familie, von Mann zu Mann. Ein gewaltiger Apparat, ein gewaltiger Aufwand von Zeit, gewöhnlich nicht unter sechs Wochen, von Organisation, von Kontrolle, auch von Heroismus bei den betreffenden Missionären selbst. Es wäre zu untersuchen, ob diese Missionierung in der Zeit nicht etwas zu lange, in der Technik zu rigoros (Kontrollsysteem) sei. Ob wir aber nicht davon lernen und ob wir uns dieser Art von Missionierung nicht so viel als möglich nähern müßten? — Der Erfolg dieser Familieneinladungen zeigte sich überall, wo diese Besuche gemacht wurden, und zwar schon bei Beginn der Mission in eifriger Teilnahme gerade von Seite der Schwankenden und Abseitsstehenden.

**Wie sind diese Besuche und Einladungen zu machen?** Diese Frage ist im Wesentlichen beantwortet in meinem Artikel „Neue Methoden der Großstadtmission“ (in der Zeitschrift „Die Seelsorge“, 8. Jahrgang, Heft 3, 172 ff.).

1. Sie müssen *pastoral* vorbereitet sein. Von der Kanzel aus und eventuell in dem Missionsblatt wird bekannt-

gegeben, daß die Missionäre zwecks Einladung zu den einzelnen Familien kommen werden; es muß besonders betont werden, daß sie nicht kommen zum Betteln, zum Kollektieren, nicht um der Familie zu predigen, Bekehrungen zu machen; sie lassen sich im allgemeinen nicht auf Diskussionen ein; sie kommen auch nicht, um etwa ihre spezifischen Ordensdrucksachen, Ordenszeitschriften, Kalender in den Familien zu verbreiten; sie kommen nur, um sich der Familie bekannt zu machen und sie zur heiligen Mission einzuladen.

2. *Besucht werden alle, die katholisch sind oder katholisch waren.* Nur erstere besuchen wollen, verstößt gegen Zweck und Ziel der Mission; nur letztere, die Abgefallenen und Abständigen einladen wollen, heißt sie brandmarken und abstoßen. Bei den letzteren muß man sehr weit gehen. Des öfteren ist es vorgekommen, daß solche, weil nicht mehr in der Kartothek mitgeführt, übergangen wurden, obwohl sie den Besuch des Missionärs erwarteten und sich darauf vorbereitet hatten. Niemals darf der Besuch bei jenen Abständigen unterlassen werden, welche noch die Kirchensteuer bezahlen. Dutzendmal hat man schon die Erfahrung gemacht, daß solche, weil nicht in der Kartothek stehend, beim Besuche übergangen wurden, sich aber darüber bitter beklagten; sie konnten es nicht verstehen, daß man sie als Abtrünnige, als „Verdammte“ betrachte, da sie ja die Kirchensteuer bezahlen und sich immer noch als katholisch bezeichnen. Ein nachträglicher Besuch hat sie wieder beruhigt und hat bewirkt, daß sie die Predigten besuchten, wenigstens eine größere Zahl, und daß sie die Kirchensteuer weiter bezahlen. So wurde ein Bruch mit der Kirche nicht nur vermieden, sondern die Verbindung wurde gestärkt, was später wieder zum vollen Anschluß an die Kirche führen dürfte. Ob man Abseitsstehende mehr renitenter Art mehrere Male besuchen und gleichsam drängen soll? Ob man ein förmliches „Mahnsystem“ einführen soll? Wohl nicht! Wo das geschehen, ist vielfach eine stärkere Opposition gegen Kirche und Mission erwacht, was sogar in einzelnen Fällen zum förmlichen Austritt aus der Kirche geführt hat.

3. Was die Zeit des Besuches betrifft, so kann derselbe zu jeder Tagesstunde geschehen; die besten Besuchszeiten sind natürlich die arbeitsfreien Stunden, wo die Familie vollzählig zu Hause sein kann. Da der Zweck des Besuches nur Begrüßung und Einladung ist, verschlägt es auch nicht so viel, wenn das eine oder andere Glied der Familie abwesend wäre. Ist ein erwachsenes Familienglied nicht

zu Hause, kann man ein gedrucktes Schreiben folgenden Inhaltes zurücklassen:

„Sehr geehrte . . . . .

Leider war es mir nicht vergönnt, Sie bei meinem Missionsbesuche in Ihrer Wohnung anzutreffen. Ich lade Sie hiemit recht herzlich zu unserer heiligen Mission in unserer Pfarrkirche ein. Gott segne Sie!

Mit herzlichem Gruße

Ihr Missionär N. N.“

*4. Wie viele Familien kann ein Missionär täglich besuchen?* Diese Frage ist wohl die schwierigste; es fehlt eben dem Missionär an Zeit und vielfach an gesundheitlicher Kraft. Tagelang treppauf, treppab gehen, hinein in die primitivsten Notwohnungen, immer mit freundlicher Miene trotz mancher Enttäuschungen: das erheischt ein Maß von Zeit und Opfern, das nur jener erfaßt, der es mitgemacht. Sicherlich muß die entsprechende Zeit hiefür geopfert werden; also mindestens eine ganze Woche vor Beginn der Mission; maßgebend ist die Größe der Pfarrei. Da der Zweck des Besuches nur Begrüßung und Einladung ist, können viele Familien ziemlich rasch erledigt werden, zumal wenn die Leute schon zuvor über den Zweck des Besuches belehrt worden sind. Bei etwa normalen Verhältnissen kann ein Missionär täglich in Städten, wo Haus an Haus folgt, durchschnittlich hundert Familien besuchen und einladen, wie die Erfahrung schon des öfteren gezeigt hat. Ist ein Kloster in der Missionsgemeinde, könnten auch dessen Patres sich an den Einladungen beteiligen. In kleineren Pfarreien hat man in der Regel bei Beginn der Kindermision begonnen und die Besuche bis zum Dienstag und Mittwoch der ersten Missionswoche ausgedehnt. Empfehlenswert aber ist es und im Interesse der Gesundheit der Missionäre geradezu notwendig, so frühzeitig zu beginnen, daß die Besuche bei Beginn der Hauptmission erledigt sind. Es gibt zwecks Rekonziliationen, Ehesanierungen u. s. w. ohnehin noch genug Gänge, die während der ganzen Mission hindurch zu machen sind. In größeren Pfarreien, in denen eine ganze Woche vor der eigentlichen Mission diese Hausbesuche gemacht werden, ist es wohl empfehlenswert, allabendlich eine Vorbereitungspredigt zu halten nach Art der Einleitungswocde der PP. Redemptoristen bei der Haus- und Kapellenmission z. B. über das Laienapostolat, Gebetsapostolat, Karitashilfe und über besonders brennende apologetische

Tagesfragen. Da doch alle Missionäre bereits zur Stelle sind, bietet das keine besonderen Schwierigkeiten und es werden dadurch die guten Katholiken mächtig zur Mitarbeit angespornt.

5. Notwendige *Voraussetzung* der Hausbesuche ist eine gute *Kartotheke*, und zwar „ad hoc“ hergestellt; sie muß all das enthalten, was dem Missionär zu wissen notwendig ist: Straße, Hausnummer, Vorder- und Hinterhaus, Vor- und Zuname, Konfession, ein Merkzeichen ob etwa Ziviltrauung, protestantische Trauung, Austritt aus der Kirche u. s. w. Es ist das eine mühsame, aber höchst dankbare und unbedingt notwendige Arbeit; ohne dieselbe ist ein systematischer Hausbesuch undenkbar; sie ist dessen *conditio sine qua non!* Eine Hauptssorge des Pfarrklerus in der Vorbereitung der Mission.

Möge man also auch auf Seite der Missionäre Verständnis haben für das Heilandswort: „Gehet auf die Gassen und holet sie herein“; wenigstens dort, wo es nötig ist. Und das ist heute auch in manchen Landpfarreien der Fall, wo ein Großteil der Bevölkerung, vom Geiste des Freidenkertums erfaßt, kirchlich abständig geworden ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß auch in solchen Landgemeinden durch den Hausbesuch der Missionäre in der oben angegebenen Weise der Missionserfolg nach jeder Richtung hin gewaltig gesteigert wurde. Gewiß ist es bequemer, im Pfarrhause bei einer angenehmen Lektüre oder am Radio sitzen zu können; es wäre aber jammerschade, würde die kostbare Zeit, die doch der Mission als solcher gehört, in anderer Weise verwendet und verschwendet werden. Und sollen Rekonziliationen, Ehesanierungen erreicht werden, dann müssen eben die Missionäre den beschwerlichen Gang in die Familien machen. Bei der letzten Mission in einer Großstadt Süddeutschlands wurde in einer Pfarrei von ca. 15.000 Seelen nur eine einzige Ehe in Ordnung gebracht, während ein dortiger Kaplan mit seinen Hausbesuchen wöchentlich zwei bis drei kirchlich regelt. Bei einer anderen Großstadtmission fiel die geringe Zahl von Ehesanierungen auf, im ganzen nur 37; davon kamen allein zwei Drittel auf jene zwei Gemeinden, wo die Missionäre Hausbesuche gemacht hatten; ähnlich war es bei den Rekonziliationen, deren es im ganzen 82 waren.

Die *Bischöflichen Ordinariate* pflegen neuerdings den Missionären wohl die Vollmacht zu erteilen, auch in *foro externo* zu rekonziliieren, weil erfahrungsgemäß solche Abständigen lieber mit dem betreffenden Missionär die ganze Sache regeln wollen, wobei die vor Zeugen erfolgte

Rekonziliation schriftlich niedergelegt wird; das Schriftstück wird dem Pfarrer für das Archiv übergeben. Man sollte nicht meinen, wie dankbar es solche Zurückkehrende empfinden, daß sie die ganze Regelung mit ihrem Missionär vornehmen, und wie zahlreich dadurch Rekonziliationen werden können.

## II.

Das Bestreben, die Missionsgnaden allen Gläubigen der Gemeinde in möglichst großem Ausmaße zu vermitteln und entsprechend den neuen Verhältnissen Schwankende und Abseitsstehende allseitiger und erfolgreicher zu erfassen, hat in jüngerer Zeit eine neue Art von Missionierung hervorgebracht; man möchte sie die „**durchgehende Methode**“ nennen. *Das Neue an dieser Methode berührt eigentlich mehr das Äußere der Mission*, nicht ihr inneres Wesen, nicht ihre innere Struktur; wer wollte an dem System der Mission, an ihrer inneren Pragmatik etwas wegnehmen, ohne ihren spezifischen Charakter zu zerstören? Unveränderlich bleibt auch die altbewährte Methode der Predigtfolge, der Missionsbeichte, des ganzen inneren und äußeren Missionsbetriebes. Das Neue besteht wesentlich nur in einer mehr zeitlichen Ausdehnung der Mission; mehr als acht Tage! In der Regel volle zwei Wochen! Und zwar gleichzeitig auf alle Stände, eine **Gemeinschaftsmission**, nicht nacheinander, sondern nebeneinander und miteinander. In Wegfall kommt nur die zeitliche Teilung in „Frauenwoche“ und „Männerwoche“; es könnte höchstens noch gesprochen werden von „Frauenmission“ und von „Männermission“. Die Gläubigen kommen täglich einmal zur Missionspredigt, die am Tage zwei- bis viermal gehalten wird, 14 Tage lang. Es wird jeden Tag nur ein Missions-thema gepredigt, allerdings zwei- bis viermal; in der zweiten Woche kann für die Kommunikanten des Morgens noch ein zweites Thema in Form von Kommunionansprachen behandelt werden. Die Trennung nach Geschlechtern ist nicht wesentlich erforderlich; sie kann beibehalten werden, wo die räumlichen und beruflichen Verhältnisse es erlauben; dementsprechend könnte das Tages-thema behandelt werden für die Frauenwelt morgens  $\frac{1}{2}$  9 Uhr und abends 6 Uhr, für die Männerwelt morgens 6 Uhr und abends 8 Uhr oder auch nur abends 6 Uhr, bezw. 8 Uhr, wie die PP. Redemptoristen schon des öfteren mit Erfolg es durchgeführt haben (vgl. „Paulus“ VII. Bd., 4. Heft, S. 305). In der Regel aber werden die Arbeits-verhältnisse derart sein, daß eine zeitliche Trennung der

Geschlechter nicht möglich ist und daß so die Predigten gemeinschaftlich für alle Gläubigen gehalten werden müssen, *Gemeinschaftsmission im engeren Sinne*. Eine Trennung der Geschlechter kommt nur in Frage bei den Standespredigten, deren zwei bis drei für jeden Stand gegeben werden können; sie werden günstig eingestellt auf den einfallenden Samstag und Sonntag und eventuell auf den Dienstag der zweiten Woche. Die gemeinschaftlichen Predigten richten sich ebenfalls nach den örtlichen Verhältnissen. In Großstädten wird die Predigtzeit sein: morgens 6 Uhr und  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, nachmittags  $\frac{1}{2}$ 6 Uhr und abends  $8\frac{1}{4}$  Uhr; in einer reinen Industriegemeinde mittlerer Größe morgens 8 Uhr, nachmittags 4 Uhr, abends 8 Uhr (also dreimal); in mehr ländlichen Pfarreien mit weiter Entfernung morgens  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, nachmittags 3 Uhr, abends 8 Uhr.

Der *Hauptgrund dieser zweiwöchigen Durchmissionierung der Gesamtgemeinde* liegt in der nun einmal gegebenen Tatsache, daß all die vielen Menschen der Indifferenz und des Skeptizismus täglich nur einmal für die Mission zu haben sind; selbst ein großer Teil unserer Kirchentreuen kommt uns täglich nur einmal vor die Missionskanzel. Wir können an dieser Tatsache nichts ändern; sie ist einmal da! Wie gering der Prozentsatz, der zweimal kommt und kommen kann! Wer wollte denn auch an die Entwurzelten, Verbitterten und Verärgerten sogleich die Forderung stellen, ihr müßt jetzt täglich zweimal oder gar dreimal zur Kirche kommen? Wird nicht jeder Seelsorger und jeder Missionär zufrieden sein, wenn sie einmal am Tage vor seiner Kanzel sitzen? — Und denken wir an Beamte, Eisenbahner, Angestellte, denen es einfach unmöglich ist, mehr als einmal zu erscheinen; denken wir an die Schichtendarbeiter am Hochofen und im Bergwerk, die in der Missionswoche gerade mit Nachschicht belastet sind. Eine ganze Woche Nachschicht, vielleicht noch eine halbe Stunde Weges zum Werk, und dabei Mission machen, ich meine, eine gründliche Mission machen! Gewiß, eine gewaltige Forderung! Und es tut einem in der Seele weh, solche Nachtarbeiter zweimal am Tage zur Kirche rufen zu müssen. Man hatte sich bisweilen geholfen, indem man nur einen Kirchgang verlangte und die zwei Predigten nacheinander mit kurzer Zwischenpause hielt. Ob aber das psychologisch gut genannt und gerechtfertigt werden kann, zwei Predigten nacheinander innerlich zu verarbeiten? Warum — frage ich mich — diese Hetze, diese Überstürzung? Warum nicht die Mission weiter ausdehnen, um in Ruhe die Predigt zu

überdenken und in sich auswirken zu lassen? Wie dankbar begrüßen gerade diese Leute es, wenn sie täglich nur einmal zu kommen brauchen, wobei der in die vierzehntägige Missionszeit einfallende Schichtenwechsel ihnen für den Empfang der heiligen Sakramente außerordentlich gut zu-statten kommt! — Wir denken auch an Missionsgemeinden mit weiter Ausdehnung und Entfernung; noch immer haben die weit entfernt Wohnenden es als eine große Wohltat empfunden, daß sie täglich nur einmal die weiten Wege zu gehen brauchten und so in Ruhe, ohne Hast und Übereilung, auch ohne Übermüdung des Körpers und Geistes die ihnen so liebgewordene Mission mitmachen konnten. In einer weit ausgedehnten Gemeinde in der Rhön, wo diese Missionsmethode durchgeführt wurde, sprachen sich die Leute von den Filialen offen in diesem Sinne aus; sie nannten die früheren Missionen die reinsten „Hetzjagden“ und bemerkten, daß diese zweiwöchentliche Mission mit täglich einem Predigtbesuch viel gründlicher und tiefer gewirkt habe. Außer den Sonntagen brauchten sie nur an zwei Wochentagen täglich zweimal erscheinen, soweit sie schon des Morgens der heiligen Kommunion wegen da waren, zur Sakraments- und Marienfeier.

Wir denken auch an Schwächliche, Kränkliche, alte Leute, Nervöse, an Familienmütter in gesegneten Umständen u. s. w. Wie viele der weiblichen Bevölkerung sehen sich außerstande, täglich zweimal zur Mission sich einzufinden! Und wer zählt die vielen Indifferenten, Abseitsstehenden des weiblichen Geschlechtes, bei denen wir von vornherein ebenfalls mit einem einmaligen Missionsbesuch pro Tag zufrieden sein müssen? Wie groß auch die Zahl der Nachzügler, die erst am dritten und vierten Tag der Mission sich einstellen und denen die Mission, wenn nur eine Woche dauernd, nur mehr ein „Triduum“ wird! Und daß eine Woche Mission mit täglich nur einer Predigt sowohl nach Inhalt wie nach Erfolg nur den Charakter einer „Religiösen Woche“ hat, wird ein jeder zugeben müssen. Der heutige so verderbte, ganz im Materiellen versunkene Mensch der Industrie- und Großstadt braucht, psychologisch betrachtet, ohnehin mehrere Tage, bis er endlich seine verkehrten Wege einsieht und sich innerlich umstellt. Das „Convertere ad Deum“, das Los von der Sünde, das Hin zu Gott kommt nicht von heute auf morgen; stehen aber 14 Tage zur Verfügung, kann dieser Bekehrungs- und Umwandlungsprozeß seinen normalen Gang nehmen und wird eher zum Ziele führen. Rekonziliationen, Sanierungen von Ehen u. s. w. bean-

spruchen ohnehin eine längere Zeit, so daß oft selbst 14 Tage nicht ausreichen, weshalb auch die Ordinariate die Missionsfakultäten auf mehrere Wochen hin zu ertheilen pflegen.

### Bedenken und Nachteile.

1. „Ob 14 Tage Mission nicht zu lange sind? Ob die Missionsbegeisterung so lange anhält? Ob ein Zusammendrängen der Mission auf acht Tage nicht gründlicher und wirksamer wäre?“

Gewiß wird letzteres dort der Fall sein, wo die Gläubigen täglich zwei- bis dreimal zur Mission erscheinen können. Acht Tage Mission für alle Stände mit täglich zwei und drei Predigten, wie es in der guten alten Zeit der Fall war und noch in einfachen Landpfarreien geschieht, sind immer noch die schönsten Missionen — Idealmisionen! — sowohl für die Gläubigen als für die Missionäre. Das „Schlag auf Schlag, Licht auf Licht, Wahrheit auf Wahrheit, Gnade auf Gnade“ war immer ein Charakteristikum der Mission, ein Wesenszug, den man ihr nicht nehmen sollte, einem Trommelfeuer vergleichbar mit den stärksten und furchtbarsten Wirkungen. Jeder Missionär freut sich auf eine solche achttägige Landmission. Aber das ist eben die Schwierigkeit: wo sind diese Pfarreien? Nicht in der Stadt, nicht in der Industrie und größtenteils auch nicht mehr auf dem Lande. Indifferente, Zweifler, Abständige bekommen wir ohnehin nicht unter das Trommelfeuer; diese bleiben ferne stehen. Und ob das Trommelfeuer den anderen Missionsteilnehmern immer gut bekommt? auch den kränklichen, schwächlichen, nervösen Personen, auch den Familienmüttern, die nebenher mit ihren Hausfrauenpflichten belastet sind? Eine gewisse Übermüdung und Ermattung ist die unausbleibliche Folge. Warum auch diese Hast, diese Hetze, dieses Drauf und Drauf? Sollte ein ruhigeres, langsameres und längeres Tempo mit entsprechenden Atempausen, mit zur Selbstbesinnung drängenden Ruhepausen nicht das Bessere sein? — Und was die Missionsbegeisterung betrifft mit ihrer alles hinreißen den Gewalt, so setzt dieselbe bei jeder Art von Mission erst so recht mit dem Empfang der heiligen Sakramente ein. Die Erfahrung lehrt sogar, daß bei einer 14 tägigen organischen Gemeinschaftsmission Stimmung und Begeisterung viel größer und nachhaltiger sind als bei einer nach Geschlechtern und nach Zeiten getrennten Mission. Dazu hat schon die erste Woche eine stärkere, festere Fundamentierung gegeben und es sind die Beichten, die

zum großen Teil erst in der zweiten Woche erfolgen, gründlicher und besser; auf letzteres weisen mit Vorliebe all die Pfarrer hin, die solche Missionen abhalten ließen. — Ich denke auch an Diasporagemeinden, wo eine möglichst große Missionsstimmung und ein lebendiger, aufs höchste gesteigerter Gemeinschaftssinn erzielt werden muß. Eine Diasporagemeinde mit ihren tausend Schwierigkeiten wird wohl sicher durch eine ruhige, langsamere, auf 14 Tage ausgedehnte Gemeinschaftsmission mehr an Begeisterung und dauernden Erfolgen gewinnen als durch zeitlich getrennte, im raschen Tempo durchgeführte Teilmisionen.

*2. Eine Schwierigkeit ernster Art liegt in der räumlichen Beschränktheit der Kirche;* faßt die Kirche kaum ein Viertel der Missionsteilnehmer, wird die Mission unter allen Umständen zeitlich getrennt nach den Geschlechtern und oft selbst nach den Ständen getrennt erfolgen müssen (Standesmissionen — Standesexerzitien). Man hat sich aber auch in solchen Gemeinden insoferne geholfen, als man in einem größeren Saal eine Parallelmission gleichzeitig abgehalten hat, was nicht selten den Anfang eines neuen, schon längst erwünschten selbständigen Seelsorgebezirkes bildete. — Immerhin bleibt die Gefahr, daß sich alles auf die Abendpredigt zusammendrängt und daß die Predigt am Morgen wie am Mittag nur schwach besucht sein wird. Indes wird eine diesbezügliche Belehrung und Ermahnung die am Tage abkömmlichen Missionsteilnehmer bestimmen, am Abend die Plätze den anderen zu überlassen; Arbeits- und Familienverhältnisse zwingen an sich schon zu einer entsprechenden Einteilung. Zudem wird in Städten, wie die Erfahrung lehrt, die Mittagspredigt nicht um 3 Uhr, sondern besser gegen Abend gehalten, etwa  $\frac{1}{2}$ 6 oder 6 Uhr, so daß viele Erwerbstätige mit 4 Uhr Arbeitsschluß und namentlich viele Jugendliche, die Schüler und Schülerinnen der höheren Lehranstalten, in bequemer Weise um  $\frac{1}{2}$ 6 oder 6 Uhr ihrer Missionspflicht nachkommen können, was eine große Entlastung für die Abendpredigt um acht oder  $8\frac{1}{2}$  Uhr mit sich bringt.

*3. „Werden aber die heiligen Messen am Morgen während der Missionszeit nicht zu sehr entvölkert? Tritt die heilige Messe nicht zu sehr in den Hintergrund?“*

Diese Gefahr besteht kaum, am wenigsten in der zweiten Woche, wo der Kommunionempfang einsetzt. Abgesehen davon, daß auch morgens die Missionspredigt gehalten wird, wodurch viele zur heiligen Messe geführt werden, gibt es eine Menge von Gläubigen, Angestellten, Beamten, die des Morgens auf dem Wege zur Arbeit wohl

eine halbe Stunde für die heilige Messe erübrigen können, nur für die heilige Messe, die Predigt hören sie später. Der heiligen Messe wegen kommen sie zur Kirche, während den anderen die heilige Messe mehr als ein Vorspiel zur Predigt oder deren Anhängsel erscheint. Noch mehr gewinnt die zentrale Bedeutung der heiligen Messe in der zweiten Missionswoche, wo jede heilige Messe eine Kommunionmesse für die Gläubigen wird. Heilige Messe mit heiliger Kommunion: etwas für sich Zusammengehörendes, Selbständiges und deshalb geht man zur Kirche! Erfahrungsgemäß erscheinen die Kommunikanten vom Morgen gerne des Mittags oder des Abends wieder zur Missionspredigt, die gegen Schluß der zweiten Woche ja stets mit einer gewissen Missionsfeierlichkeit, eucharistisch oder marianisch, verbunden ist. Übrigens wird mit jeder Kommunionmesse eine kleine Ansprache von fünf bis sieben Minuten verbunden, die gerade die heilige Messe, heilige Kommunion, die Liturgie, das Apostolat, das Gebetsleben u. s. w. zum Gegenstand hat und so der heiligen Mission mehr positiven, aufbauenden Inhalt gibt.

4. Ebenso muß durch eine gute Beichtordnung der Gefahr vorgebeugt werden, daß sich die Beichten zu sehr auf die letzten Tage der zweiten Woche verschieben und ein gewaltiges Zusammendrängen entsteht. In kleineren Gemeinden besteht gewiß keine Schwierigkeit. Aber wie in größeren Gemeinden mit vielen Tausenden fertig werden? Da gibt es gewiß eine große Menge von Leuten, die schon gegen Ende der ersten Woche zur heiligen Beichte kommen können und wollen. Es sind vor allem die älteren Leute, die schon einen großen Prozentsatz der Gemeinde ausmachen; sodann gibt es eine Reihe von braven Leuten, die „frommen Seelen“, die täglich oder fast täglich kommunizieren, denen ebenfalls Freitag und Samstag der ersten Woche willkommene Beichttage sind. Als Beichtregel der zweiten Woche muß gelten: die drei ersten Tage mehr für die Frauenwelt, die drei letzten Tage mehr für die Männerwelt! In Anwendung dieser Beichtordnung wird es keine allzugroße Schwierigkeit geben und wird ein allzu großes Gedränge am letzten Samstag sicher vermieden. Die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß die Missionsteilnehmer, eben weil schon acht bis zehn Tage unter dem gewaltigen Missionseinfluß stehend, schon bei Beginn der zweiten Woche sich sehr stark zum Empfang der heiligen Sakramente einstellen (Dienstag!), wodurch ein immer größerer Andrang zur Kommunionbank entsteht, Tag für Tag, mehr und mehr und so eine gewaltige Missions-

stimmung und Begeisterung geweckt wird, die alles mit sich reißt. Gemeinschaftsmission und so Gemeinschaftskommunion, Familienkommunion, Mann und Frau, Eltern und Kinder, nicht nacheinander, sondern miteinander, nebeneinander!

5. „Ist aber diese 14tägige Gemeinschaftsmission nicht ein grober Fehler gegen die Psychologie? Männer müssen doch anders missioniert werden als Frauen; sie verlangen andere Themen, eine andere, der Männerpsyche entsprechende Art. Männer wollen zudem allein sein. Der Prediger kann vor Männern ganz anders sich geben, als wenn Frauen und Mädchen zugleich vor seiner Kanzel sitzen.“

Diese Ausstellung ist berechtigt; niemand wird das leugnen. Indes verlangt die Gemeinschaftsmission nicht notwendig die Gemeinschaft der Stände und Geschlechter; wo die räumlichen Verhältnisse der Kirche und die Arbeitsverhältnisse es gestatten, kann die nach Geschlechtern getrennte Missionierung beibehalten werden in der Weise, wie es oben angedeutet wurde; also nur zeitlich gemeinsam, etwa morgens  $\frac{1}{2}9$  Uhr und abends  $\frac{1}{2}6$  Uhr die Frauen und am selben Tage morgens 6 Uhr und abends 8 Uhr die Männer. — Andererseits dürfte die Gemeinschaftsmission im engeren Sinne, d. h. ohne Trennung der Geschlechter sich doch nicht so weit von den Gesetzen der Psychologie entfernt halten. Denn früher war die gemeinschaftliche Missionierung das Gegebene; die Trennung wurde erst einige Jahre vor dem Kriege zur üblichen Praxis, wobei der Hauptgrund mehr in der Größe der Pfarrei und in der geringen Räumlichkeit der Kirche bestand, nicht etwa in einer aus der Verschiedenheit der Geschlechter resultierenden psychologischen Notwendigkeit. Wäre die Trennung der Geschlechter ein so notwendiges Postulat der Psychologie, dann müßte man auch in den Landgemeinden stets demnach verfahren; eine acht-tägige Gemeinschaftsmission wäre damit wohl stets mehr oder weniger zu verurteilen und es müßte wohl auch die reguläre Seelsorge beim Sonntagsgottesdienst entsprechend sich einstellen. Was der Missionär den einzelnen Ständen „Separates“ zu sagen hat, bleibt eben den „separaten“ Standespredigten vorbehalten. Und selbst hier wird man von einem psychologischen Gesetze der Trennung noch nicht strikte sprechen können; manche Orden trennen selbst da nicht, wenigstens nicht die Eheleute in der Ehepredigt. Zudem weisen anerkanntermaßen die „Haus- und Kapellen-Missionen“ der PP. Redemptoristen die reich-

lichsten und gewaltigsten Erfolge auf dank ihrer langen Dauer und ihrer intensiven Arbeit; das Geheimnis des Erfolges liegt aber nicht etwa in einer nach Geschlechtern und Ständen getrennten Missionierung; eine solche kennt diese Mission nicht. Es ist vielmehr eine Teilung der Gemeinde in mehrere Bezirke oder Kapellen, wobei Bezirk für Bezirk gemeinschaftlich missioniert wird ohne Trennung der Geschlechter mit alleiniger Ausnahme der Standespredigten und in der letzten Woche eine Gemeinschaftsmissionierung der Gesamtgemeinde. Gewiß ist es für den Prediger angenehmer, acht Tage nur zu Männern sprechen zu können; aber es kommt schließlich doch nicht auf den Standpunkt der Bequemlichkeit und des Angenehmen an, sondern der Nützlichkeit und dessen, was besser ist. Und da wirkt zweifelsohne die Gemeinschaftsmission mehr anregend und bestimmd auf so manche Indifferenteren und Abseitsstehenden ein, die in der Massenbewegung mitgerissen werden, ohne des Einflusses zuedenken, den naturgemäß das eine Geschlecht auf das andere ausübt. Trennen denn etwa die Kommunisten, Sozialisten u. s. w. die Geschlechter in ihren Versammlungen? Ist es nicht die Macht der Massenbewegung, auf die sie so großen Wert legen? — Schließlich begrüßt das Volk diese Gemeinschaftsmission auch als angenehme, wohltuende Abwechslung, zumal wenn die Missionen wie heute nach wenigen Jahren sich wiederholen.

Einen Hauptvorzug der 14 tägigen Gemeinschaftsmission in der angegebenen Weise besagt das Wort „Familie“. Der Ruf „Zurück zur Familie“, „Zurück zum Organischen“ ertönt mit Recht auch in der Seelsorge. Die Familie in ihrer Gesamtheit erfassen, in ihrem Organischen erhalten, nicht zerstören und zersplittern, die Menschen als Glieder der Familie entsündigen und heiligen: ein dringendes Gebot der heutigen Zeit, der heutigen Seelsorge. Muß dieser Ruf „Zurück zur Familie“ nicht auch in der außerordentlichen Seelsorge, im gewaltigen Seelsorgsunternehmen, wie es eine heilige Volksmission ist, zur Geltung kommen? Daß die nach Geschlechtern getrennte Mission nicht immer günstig auf die Familie als solche und deren einzelne Glieder einwirkt, ist einleuchtend. Da kommt die Frau von ihrer Mission nach Hause, das Herz voll; sie erzählt von der Predigt, von den Feierlichkeiten, von ihrem inneren seelischen Glück u. s. w. Man hört ihr zu, zweimal, dreimal, viermal; schließlich heißt es bei dem indifferenten Teil: „Sei mal still mit deiner Mission! Ich mag nichts mehr hören!“ Er fängt vielleicht

noch an zu spötteln; es entsteht so Abneigung und Opposition gegen die Mission. Nicht immer ist es so; aber oft. Günstiger und nachhaltiger aber wird der Missionsunwille überwunden werden, wenn die Familie zusammen gleichzeitig in der Mission steht, wenn der Einfluß auf den indifferenten Teil nicht bloß im Zureden, sondern im tatsächlichen Mitnehmen besteht. Wie mancher Mann kam nur so zur Mission, weil Frau und Kinder nicht bloß ihm zugeredet, sondern ihn mitgebracht haben. Ähnliches gilt von Braut und Bräutigam. Bei einer solchen Mission nahm die katholische Braut jeden Abend ihren protestantischen Bräutigam mit zur Predigt, 14 Tage lang; am Schlusse der Mission kam der Bräutigam ins Pfarrhaus und meldete seine Konversion an.

Die Geschlechter sind zu sehr auf einander eingestellt; so viele Verirrungen gröbster Art, deren Bekämpfung ein Hauptziel der Mission sein muß, geschehen durch gegenseitige Beeinflussung, durch beiderseitige Tätigkeit. Nur auf eines sei hingewiesen, die Bekämpfung des onanismus matrimonialis. Mir kommt es manchmal vor, als ob wir mit der zeitlich getrennten Methode, beinahe möchte ich sagen, in etwa Fiasko gemacht hätten. Diese Sünde hat eben zwei Träger, die psychologisch betrachtet, auch gleichzeitig repariert werden müssen. Wie ist es in der Wirklichkeit? Da wird zuerst die Frau in ihrer Mission entsprechend unterrichtet und zurechtgestellt; sie soll dann einen günstigen Einfluß auf den ebenfalls fehlenden Mann ausüben; sie soll ihn auf seine Bekehrung in dieser für ihn vielleicht schwierigsten Sache vorbereiten. Noch mehr! Der Mann soll jetzt schon von seinem verkehrten Handeln ablassen; er soll sich jetzt schon bekehren, im Schwersten, was er hat. Das kann geschehen und geschieht auch, wenn die Frau verständig ist und der Mann guten Willen hat. Aber bedenken wir Folgendes: Wie oft stößt die Frau mit ihrer Belehrung den Mann ab! Diese Botschaft ist ihm eben höchst unwillkommen; er will von einer Änderung seiner liebgewordenen Lebensweise gar nichts wissen; er ist noch nicht reif, noch nicht vorbereitet, um diese Erkenntnis anzunehmen, noch viel weniger um von seiner sündhaften Praxis abzustehen. Abgesehen von der Ungeschicklichkeit, Verkehrtheit und Verdrehung, mit der oft die Frau gerade „diese Sache“ dem Manne unterbreitet. Belehrung und Bekehrung des Mannes gerade in dieser schwierigen, komplizierten Sache muß Aufgabe, erste und heiligste Aufgabe der Mission, des Missionärs selber sein! Eine wiederholte Ermahnung

von Seite der Frau kann schließlich im Manne eine Apathie gegen die Mission erzeugen, ihn sogar zur Oppositionsstellung bringen, so daß er von der Mission ganz wegbleibt. Wie oft kommt es vor, daß Männer, die sonst noch zur Kirche gehen, die Mission völlig ignorieren! Ja, der Einfluß der Frau auf den Mann in der Mission ist nicht immer so günstig, sei es mit oder ohne Schuld der Frau. Manchmal schon genügt eine etwas ungeschickte Redewendung des Predigers, die von der Frau falsch verstanden wurde, und eine „Skandalgeschichte“ ist da! Die Folge aber ist: Der Mann bleibt von seiner Mission weg! Anders aber wird — so meine ich — die Sache sich gestalten, wenn auch der Mann gleichzeitig mit der Frau mehrere Tage dem Missionseinfluß untersteht und so schließlich beide am selben Tage aus dem Munde des Predigers die christlichen Grundsätze bezüglich des Actus matrimonialis vernehmen. Gerade hier ist nach tagelangem planmäßigen Vorbekämpfen und Mürbemachen durch die großen Missionswahrheiten ein *gleichzeitiger konzentrischer Angriff* dringend geboten. Ähnliches gilt auch von dem vorehelichen Geschlechtsverkehr bei Braut und Bräutigam. Ich meine also, gerade in der Bekämpfung dieses Zeitübels und so mancher Sünde, die in das Kapitel der *Occasio proxima* einschlagen, müßte das *Gleichzeitige* der Mission, nicht Nacheinander, das *Miteinander*, nicht das Getrennte, ganz besonders betont werden. Man fühlt das auch automatisch bei der zeitlich getrennten Mission insoferne, daß die Ehepredigt bei den Männern in der Regel von demselben Missionär gehalten wird, der sie in der Frauenwoche gehalten hat. *Wird so die Gemeinschaftsmission nicht mehr Seele geben? Haben wir durch zu große Spezialisierung und Differenzierung unseren Missionen nicht beinahe die Seele genommen, wenigstens ihr geschadet?*

Auch den Missionären bietet die Gemeinschaftsmission manche Vorteile. Statt zwei Missionen ist es nur eine, die sie in den zwei Wochen zu halten haben; wenn auch ein Missionär am Tage zweimal die Kanzel besteigen müßte, was aber nur in größeren Pfarreien nötig wird, es ist doch dieselbe Predigt, wodurch ihm viel Zeit und Mühe erspart wird, was geistige Vorbereitung und Konzentrierung betrifft. Diese Zeit- und Mühe-Ersparnis am Predigen kommt ihm besonders in der zweiten Woche zugute, gleichsam als Entschädigung für die größere, weil die ganze Woche hindurch währende Arbeit im Beichtstuhl. Von großem Vorteil für die Missionen ist auch der Umstand, daß ein jeder Missionär innerhalb dieser einen

14 tägigen Mission alle Missionsthemen predigen darf, nicht bloß die gröberen und schwereren, sondern auch die leichteren und angenehmeren. Der Missionär kommt so selber mehr in die Mission hinein! Ein Pfarrer hat das bei einer solchen Mission herausempfunden; ein jeder Missionär<sup>2</sup> predigte am selben Tage über die Hölle, am folgenden Tage ein jeder über die Barmherzigkeit Gottes. Wie schön! sagte der Pfarrer; wie gut für die Leute, wie gut für die Missionäre! Einseitigkeiten, Übertreibungen werden so leichter vermieden und die Leute verteilen sich besser an den Beichtstühlen.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß diese 14tägige Gemeinschaftsmission selbst in mittleren Pfarreien bis zweitausend Seelen im Falle der Not erfolgreich mit zwei Missionären durchgeführt werden kann, wenn in der zweiten Woche, der Beichtwoche, hinreichend Confessarii zur Verfügung stehen.

Der Pfarrklerus hat sich im allgemeinen zur Gemeinschaftsmission im obigen Sinne wie auch zu den Hausbesuchen der Missionäre sehr freundlich gegenübergestellt. So konnte denn bereits an vielen Orten die „Neue Methode“ in Anwendung kommen. Und allüberall, wo auf diese Weise eine Mission abgehalten wurde, war der Pfarrklerus endgültig dafür gewonnen, wie zahlreiche mündliche und schriftliche Äußerungen beweisen. Der größere Erfolg war eben unverkennbar. Und er muß doch schließlich den Ausschlag geben!

## Eine freudige Nachricht: Irland — gerettet!

Von Albert Ailinger S. J.

Es wäre wohl schwer, einen Katholiken zu finden, der nicht an den Schicksalen des Irenvolkes innigen Anteil nähme, des Volkes mit seiner glorreichen Vergangenheit, seinem im Feuer der Verfolgung erprobten Glauben, seiner kindlichen Frömmigkeit,<sup>1)</sup> seinem wunderbaren Glaubensgeist, seiner Ergebung in Gottes heiligen Willen und rührenden Geduld in jahrhundertelangem Elend,<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Als das Volk noch gälisch sprach, pflegten die Leute bei der heiligen Wandlung den Heiland zu begrüßen, indem sie die Arme weit ausbreiteten, zur Hostie empor schauten und ausriefen: „Ceád mile failte! Hundertausendmal willkommen!“

<sup>2)</sup> „Welcome be the holy Will of God! Willkommen sei mir der heilige Wille Gottes“ ist das Lieblingsschußgebet des irischen Volkes.

seinem köstlichen Humor,<sup>1)</sup> seinem warmen Herzen, seiner fast verschwenderischen Freigebigkeit, seiner weltbekannten Sittenreinheit, seiner tiefen Ehrfurcht vor dem Priester — wegen seiner Würde nennt ihn das einfache Volk häufig „holy priest = heiliger Priester“ —, seinen zahlreichen Priester- und Ordensberufen, endlich mit seinen Helden-gestalten auch in neuester Zeit — man denke nur an P. William Doyle und den Büßer im Arbeiterkittel Mat Talbot! . . . Ja, so habe ich das irische Volk während eines dreijährigen Aufenthaltes in seiner Mitte (1902 bis 1905) kennengelernt. Und doch, *ein Fleck* war es, der den hellen Glanz seines Wappenschildes trübte, allerdings ein Fleck so auffallend dunkel und häßlich, daß auch der begeistertste Freund und Verehrer Irlands ihn unmöglich übersehen konnte, daß er vielmehr mit tiefem Bedauern sprechen mußte: „Was für ein prächtiges Volk wäre das doch! Nur schade, daß — *es trinkt!!*“

### I. Der Feind.

Um die Ursache des Trinkübels in Irland zu finden, brauchen wir nicht sehr weit zu gehen. In seiner entsetzlichen Armut, der Folge mehrhundertjähriger Unterdrückung und Aussaugung, suchte das Volk sein Elend wenigstens für einige Zeit zu vergessen und griff — zur Whiskyflasche! Zudem trank das Volk, arm wie es war, billigen, d. h. schlechten Whisky, richtigen Fusel, und dazu noch in den leeren Magen hinein, und da ja das keltische Blut sowieso gar schnell in Wallung gerät, so mußten sich die Folgen geradezu verhängnisvoll auswirken . . . So konnte es nicht weiter gehen. Irland mußte gerettet werden. Schon in den Jahren 1817 und 1829 war ein Versuch gemacht worden, dem Nationallaster zu Leibe zu rücken. Aber erst der berühmte Kapuziner-pater Mathew (geb. 1790, zum Priester geweiht 1816)

<sup>1)</sup> Eine ergötzliche Probe dieses Humors, die nicht der Vergessenheit anheimfallen darf, stammt von dem berühmten irischen Parlamentarier Daniel O'Connell. Während seines Kampfes um die Befreiung der Katholiken Englands, Schottlands und Irlands, eines Kampfes, der bekanntlich im Jahre 1829 mit der Katholiken-Emanzipation endete, fehlte es natürlich auch nicht an Opposition von Seite gewisser Fanatiker. Zu ihnen sprach einmal O'Connell im britischen Parlament: „Ach, meine Herren, lassen Sie doch Ihren Kampf gegen die katholische Kirche! Es ist ja doch umsonst. Wenn Sie einmal alle mit den großen Zehen nach den Gänseblümlein zeigen, wird die katholische Kirche immer noch am Leben sein.“ O'Connell hatte recht. Schon längst zeigen all die Hérren von damals mit den großen (und mit den andern) Zehen nach den Gänseblümlein, die auf ihrem Grabe wachsen, und noch immer lebt die katholische Kirche; und es sieht wahrhaftig nicht darnach aus, als ob sie für die nächste Zeit ans Sterben dächte.

wurde der große Mäßigkeitapostel Irlands, und er hat es wohl verdient, daß seine Marmorstatue neben der O'Connells, „des Befreiers“, die Hauptstraße Dublins ziert. Schon hatte vom Jahre 1838 an seine machtvolle Persönlichkeit, seine gewaltige Beredsamkeit, sein tugendhafter Lebenswandel, besonders seine grenzenlose Wohltätigkeit, und sein glühender Seeleneifer von den acht Millionen Einwohnern der „smaragdenen Insel (= Emerald Isle)“ eine Million für die vollständige, lebenslängliche Enthaltsamkeit gewonnen. Erin schien gerettet. Da kam in den beiden Jahren 1847 und 1848 die bekannte katastrophale Mißernte und damit die furchtbare Hungersnot, die im Verein mit der Auswanderung dem Lande einen Verlust von zwei Millionen Einwohnern brachte! . . . Nun war es auf Jahrzehnte hinaus vorbei mit dem Selbstvertrauen des armen Volkes, und in seinem Elend griff es wiederum zur Whiskyflasche! P. Mathew starb im Jahre 1856, mußte es also noch mit ansehen — wohl das tiefste Weh, das ein Priesterherz treffen kann —, wie die Ernte seines Lebens, die so hoffnungsvoll aufgegangen war, wie von einem verheerenden Hagelschlag zum großen Teil vernichtet wurde . . . Wiederum wurde Irland berüchtigt unter den Völkern durch seine Trunksucht, und die traurige Karikatur des Irländers, „Pat“ oder „Paddy“ (= Patrick), in halb oder ganz betrunkenem Zustand, mit den zerlumpten Kleidern, dem eingetrockneten, schäbigen Zylinderhut, den stets schlagbereiten Hagedornknüppel unter dem Arm, spielte wiederum eine Hauptrolle in der englischen Komödie und wurde dem pharisäerhaften Gespött und Hohngelächter eines irenfeindlichen Publikums preisgegeben.

## II. Der Kampf.

„Soll denn unser geliebtes irisches Volk, einst in ganz Europa berühmt als ‚das Volk der Gelehrten und der Heiligen‘,<sup>1)</sup> soll dieses Volk wirklich zugrunde gehen?“ — so fragten sich edle Priester und Laien. Und die Antwort konnte nur lauten: „Nein, wir müssen Irland retten, koste es, was es wolle!“ Im Jahre 1890 berieten die Erzbischöfe und Bischöfe der Kirchenprovinz Dublin, wie dem Übel zu steuern sei, und erließen einen Hirtenbrief, durch den in vielen Pfarreien eine Temperance Society, d. h. ein Abstinenzverein errichtet wurde. Und nun kann die Be-

<sup>1)</sup> Die zahlreichen „Schottenklöster“ bei uns wurden gegründet von Mönchen aus Irland, das damals nach den Bewohnern, den Scotti, häufig auch Scotia genannt wurde.

wegung in Fluß. Die Bischöfe verlangten — wie sie es auch heute noch tun — von allen *Firmlingen* das Versprechen der vollständigen Enthaltsamkeit von Alkohol wenigstens bis zum 21. Lebensjahr. Ebenso verlangten sie von allen *Ordinandi* völlige Enthaltsamkeit für die ersten fünf Priesterjahre . . . „Aber warum“, so wird ein Moralist einwenden, „hat man nicht einfach jedem Trunkenbold klar gemacht, für *ihn* sei das Wirtshaus und die Schnapsflasche eine freiwillige nächste Gelegenheit zur Sünde, er sei also im Gewissen verpflichtet, auf den Alkohol zu verzichten? Das hätte doch genügt, um die Trunksucht auszurotten“. Das ist allerdings richtig — *in der Theorie!* Allein, so sagte man sich in Irland mit Recht, wenn nur die Trinker „den pledge“ (= feierliches Versprechen) nehmen — wie der terminus technicus im Englischen lautet —, d. h. vollständige Enthaltsamkeit versprechen, dann erklärt ja praktisch jeder Abstinent, der auf ein Glas Bier oder ein Glas Whisky verzichtet: „Ich bin eben auch so ein Sklave des Schnapses, auch so ein armer Tropf, der keine Willenskraft mehr besitzt, der sich nicht zu beherrschen weiß, und habe mir deshalb einen Maulkorb (= das Versprechen der Abstinenz) anlegen lassen müssen!“. . . . Wird der arme Trinker mit seinem ohnehin geschwächten Willen das fertig bringen? Kann man überhaupt eine solch empfindliche Selbstverdemütigung von ihm verlangen, eine Selbstverdemütigung, gegen die das ganze Gefühl sich aufbüamt? Nein, sagte sich P. J. A. Cullen S. J. in Dublin, und mit ihm alle Einsichtigen, die Lösung liegt in einer ganz anderen Richtung. Wir müssen eine *Atmosphäre* schaffen, in der die Abstinenz keine Schande mehr ist, in der man sich, ohne zu erröten, ja mit Stolz Abstinenten nennen darf. Das wird aber nur dann geschehen, wenn es uns mit Gottes Gnade gelingt, eine stattliche, womöglich imposante Zahl von hochherzigen Jungmännern und Jungfrauen zusammenzuscharen, die von der Trunksucht noch unberührt sind, die aus Liebe zu Gott und zu ihren Mitmenschen die Abstinenz versprechen und sich immer und überall frei und offen als Abstinenten bekennen.

### III. Der Sieg.

Und P. Cullen gründete am 28. Dezember 1898 die „Pioniere des heiligsten Herzens“, die nach einer zweijährigen, strengen Probezeit vollständige und lebenslängliche Abstinenz von allen alkoholischen Getränken versprechen und das Abzeichen, ein Bild des Herzens Jesu,

immer offen als Vorstecknadel oder an der Uhrkette oder als Brosche tragen. Den Ehrentitel „Pioniere“, das heißt Bahnbrecher oder Vorkämpfer, führen sie aus drei Gründen: 1. weil sie in den vordersten Reihen durch Wort, Beispiel und Gebet für die Sache der Mäßigkeit kämpfen; 2. weil sie allen Schwierigkeiten, die ihnen etwa in den Weg treten, trotzen und sie niederwerfen wollen; 3. weil sie fest entschlossen sind, mit Gottes Gnade in ihrem Vorsatze bis zum Tode auszuhalten. (Alkohol nehmen sie nur, wenn der Arzt ihn als Medizin verschreiben sollte, tragen dann aber während dieser Zeit das Abzeichen nicht. Dem Verein wurden von Pius X. und Pius XI. reichliche Ablässe gewährt.) — Und der Erfolg? Schon nach einigen Jahren ging die Zahl der Pioniere in die Tausende und ist inzwischen auf 250.000 mit ca. 500 Zweigstellen gestiegen, sage und schreibe: *Eine Viertelmillion Helden und Heldinnen!* Ihre Beweggründe sind aus der „Heldenmütigen Aufopferung“ ersichtlich, die sie täglich morgens und abends erneuern und durch die sie vollständige und lebenslängliche Abstinenz versprechen, „um das Herz Jesu zu verherrlichen und zu trösten, um gutes Beispiel zu geben, um Selbstverleugnung zu üben, um für die Sünden der Unmäßigkeit Sühne zu leisten und um die Bekehrung der Trinker zu erflehen“. (Die Frage, ob ein Glas Bier oder ein Glas Wein oder überhaupt mäßiger Alkoholgenuss der Gesundheit schadet oder nützt, scheidet — weil ganz und gar belanglos — mit Recht vollständig aus.)

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß Priester und Ordensleute es erfaßten, was die Stunde von ihnen heischte, und in dieser Bewegung den Laien mit dem guten Beispiel voranleuchteten.

Während meines Aufenthaltes in Irland gehörten z.B. in einem Jahr von den 20 Novizen der irischen Provinz S. J. 19 zu den Abstinenten. In dem großen allgemeinen Seminar Irlands in Maynooth — nicht sehr weit von Dublin entfernt — befinden sich seit Jahren unter den 900 Alumnen ungefähr 600 Abstinenten für Lebenszeit. Kein Wunder, daß 1000 Priester in Irland (dreieinviertel Millionen Katholiken) zu den lebenslänglichen Abstinenten, die allermeisten davon zu den „Pionieren“ zählen! (Bekanntlich waren P. William Doyle und Mat Talbot beide „Pioniere“.)

P. Cullen hatte, wie wir gesehen, den Bund der Pioniere im Jahre 1898 gegründet und im Jahre 1905 bereits 43.000 Mitglieder zusammengebracht. Es zeigte sich aber im Laufe der Zeit, daß manchen, die für die Mäßigkeits-

bewegung gewonnen werden mußten, die allerdings sehr strammen Forderungen der „Pioniere“ zu streng und für sie unerfüllbar vorkamen. (Wenn z. B. ein Pionier das Versprechen der vollständigen Abstinenz auch nur einmal bricht, muß er noch einmal eine strenge Probezeit von mindestens zwei Jahren bis zur Wiederaufnahme durchmachen, wenn er überhaupt wieder aufgenommen wird!) Deshalb wurde im Oktober 1905 den Kapuzinern als den Nachfolgern des P. Mathew von der irischen Hierarchie der ehrenvolle Auftrag erteilt, den „Nationalkreuzzug gegen die Unmäßigkeit“ zu predigen, ein Auftrag, dessen sich die Patres in glänzender Weise erledigten. Schon nach einem Jahre hatten sie den Kreuzzug in 117 Pfarreien gepredigt und über 200.000 Personen zum Mäßigkeitsversprechen bewogen. Ja, im Mai des Jahres 1912 hatten sie bereits 2038 Mäßigkeitsmissionen, -exerzitien und -triduen gehalten und 1,141.191 Mäßigkeitsversprechen entgegengenommen! (Vgl. L. MacKenna S.J., Life and Work of J. A. Cullen S. J., pp. 352—354.)

Ich war deshalb auch gar nicht erstaunt, als mir eine Reihe irischer Priester und Jesuitencleriker versicherten, man sehe jetzt in ihrer Heimat auf den Straßen keine Betrunkenen mehr (was man, nebenbei gesagt, früher manchmal sehen konnte), und Irland sei als Nation heraus aus der Trunksucht!

Irland ist gerettet. Ein ganzes Volk gerettet von seinen eigenen heldenhaften Söhnen und Töchtern, gerettet nicht durch Jammern über „die schlechten Zeiten“, „die zunehmende Vergnügungssucht“, „den sittlichen Niedergang des Volkes“, sondern durch *Handeln*, d. h. durch Opferbringen.<sup>1)</sup> Ja, Rückert hat recht: „Das Wünschen tut es

<sup>1)</sup> Daß die Sache nicht immer gerade ein Kinderspiel war, zeigt folgendes Geschichtlein, das ich in Irland gehört habe. P. Cullen wurde einmal von einem Pfarrer gebeten, eine Mission in seiner Gemeinde zu halten, die der Trunksucht verfallen war, und zwar mit dem Zweck, die Leute zum Versprechen der Abstinenz zu bringen. Natürlich erwartete der Pfarrer, der Pater werde vom ersten Vortrag an geradewegs auf das Ziel losgehen. Ganz enttäuscht fragte er am Montag: „Aber, Pater, Sie haben ja die Abstinenz noch mit keiner Silbe erwähnt!“ — „Es ist vollständig zwecklos, davon zu sprechen, solange Sie nicht das Beispiel geben.“ (Um die Forderung des Paters zu verstehen, muß man allerdings den ungeheuren Einfluß des Priesters in Irland kennen.) — „Ich Abstinent werden?! Unmöglich! Ich nehme seit zwanzig Jahren jeden Abend meinen Punsch und habe mich so daran gewöhnt, daß ich ohne Schlaftrunk überhaupt nicht mehr schlafen kann . . .“ — Der Donnerstag kam. „Aber, Pater, wann sprechen Sie denn endlich von der Abstinenz?“ fragte der Pfarrer vorwurfsvoll. — „Sobald Sie das Beispiel geben.“ — Es kam der Samstag. Inzwischen hatte sich der Pfarrer die Sache vor seinem Herrgott überlegt. „Wenn ich als guter Hirt bereit sein muß, mein Leben für die mir anvertrauten Seelen

nicht, *Anstrengung* muß es machen. — Dem schlafenden Löwen läuft das Wild nicht in den Rachen.“

\*     \*     \*

Und nun hätte ich zum Schlusse drei kleine, leicht zu erfüllende Bitten:

1. Man spotte nicht über die Abstinenz; insbesondere vermeide man die gehässigen und beleidigenden Ausdrücke: „Abstinentzler“, „Temperenzler“, „Antialkoholiker“ und gebrauche statt derselben den einzig richtigen, offiziellen Namen „Abstinent“. — Ebenso dränge man niemand zum Trinken, sondern lasse jedem seine Freiheit. Aetatem habet. Er ist ja alt genug, um selber zu wissen, wieviel er trinken will.

Ist das vielleicht zu viel verlangt? —

2. In Irland kommt es häufig vor, daß, wenn der Vater trinkt, Frau und Kinder sich zur Abstinenz entschließen, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, den Vater zu retten. Vielfach mit recht gutem Erfolg. Meine Bitte wäre also diese: Jeder Seelsorger möge Familien, in denen der Vater oder vielleicht ein Sohn dem Trunk ergeben ist, auf dieses einfache Rettungsmittel aufmerksam machen. (Wenn ich nach meiner Erfahrung urteilen darf, werden die Angehörigen mit Freuden auf diesen Vorschlag eingehen und dem Priester dafür zeitlebens von Herzen dankbar sein.) Das Gebet, mit dem sie dieses Versprechen ablegen (nicht unter Sünde oder höchstens — nachdem sie einige Zeit den Versuch gemacht — unter läßlicher Sünde), könnte etwa folgendermaßen lauten: „O mein Jesus! Aus Liebe zu dir und zu Ehren deines bitteren Leidens und Sterbens, besonders deines verzehrenden Durstes am Kreuze, um Gott für die Sünden der Unmäßigkeit Sühne zu leisten, um den armen Trinkern durch mein Beispiel zu helfen und ihnen von Gott die Gnade der Bekehrung zu erflehen, verspreche ich dir, daß ich auf alle alkoholischen Getränke verzichten will.“ — Und wenn dann dieses Versprechen täglich, etwa beim gemeinsamen Abendgebet, erneuert wird und wenn der Vater oder der Sohn sieht, wie die anderen Glieder der Familie — oder

---

hinzugeben“, so sagte er sich, „dann bin ich auch verpflichtet, ein Opfer zu bringen, wenn es gilt, meine Pfarrkinder vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten“. — „Pater, ich bin bereit; ich lege das Versprechen der Abstinenz ab.“ — P. Cullen wirbt in der nächsten Predigt für die Abstinenz und verkündet die Nachricht: „Euer hochwürdiger Seelsorger gibt euch das Beispiel. Er wird von heute ab Abstinent.“ Kaum hatte sich die Kunde davon im Dorfe verbreitet, da strömten die Leute herbei und folgten seinem Beispiel; die Pfarrei war gerettet.

wenigstens die meisten — und vielleicht auch andere Verwandte im Hause dazu, Tag für Tag heldenmütig das Opfer bringen, und zwar *ihm zulieb, zum Besten seiner unsterblichen Seele*, dann besteht begründete Hoffnung, daß er durch das Beispiel und durch das Opfer der Seinigen von Gott die Gnade erhält, auch selber den Kampf gegen den Alkohol entschieden aufzunehmen.

3. Steht es bei uns gegenwärtig etwa besser, als es in Irland vor 30 Jahren stand? Die trockenen Zahlen der offiziellen Statistiken reden eine gar deutliche Sprache und beweisen, daß die jährliche Alkoholrechnung Deutschlands pro Kopf der Bevölkerung derjenigen Irlands vor 30 Jahren mindestens gleichkommt. Um nur *eine* Tatsache anzuführen: Der Bierverbrauch per Kopf ist in Deutschland während der letzten Jahre folgendermaßen gestiegen:

im Jahre	1923	1924	1925	1926	1927
Liter	44·9	60·7	75·4	76·1	80·8

Inzwischen hat er sicher 90 Liter, d. h. (in sieben Jahren) das doppelte Quantum erreicht . . . Oder man denke an den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe über die Alkoholfrage mit seinen erschütternden Zahlen. In Österreich und der Schweiz steht es meines Wissens ähnlich. — Gewiß dürfen wir die Tatsache nicht übersehen, daß Alkohol in Irland hauptsächlich in der sehr schädlichen Form von Whisky genossen wurde, während bei uns Alkohol vor allem Bier bedeutet. Allein, mag auch das Bier weniger schädlich sein als der Branntwein, so fragt es sich doch, ob bei unserer trostlosen wirtschaftlichen Lage, die uns wahrhaftig keinen Luxus gestattet, eine solch maßlose und in solch erschreckendem Wachsen begriffene Verschwendug auf Genußmittel, wie wir sie uns leisten, verhältnismäßig nicht noch schlimmer ist als das Trinken, wie es in Irland getrieben wurde.

„Aus allen Teilen unseres Vaterlandes und aus allen Schichten unseres Volkes mehren sich die Klagen über den zunehmenden Mißbrauch des Alkohols. In letzter Zeit sind statistische Angaben über die Verbreitung des Alkoholismus veröffentlicht worden, die geradezu erschreckend wirken, erst recht bei dem sich von selbst aufdrängenden Gedanken an das Massenelend, das die Alkohollut täglich hervorruft. Auf dieses Massenelend weisen näher hin die Berichte der Wohlfahrts-, Gesundheits- und Jugendämter, der Krankenhäuser, Irren- und Strafanstalten, Trinkerfürsorgestellen und Trinkerheilstätten. Es werden vier-

einhalf Milliarden Mark jährlich für alkoholische Getränke ausgegeben, dazu über zwei Milliarden Mark für Krankenanstalten und Zuchthäuser, um die Opfer des Alkohols unterzubringen. Diese Summe von sechseinhalb Milliarden beweist mehr als lange Darlegungen, wie üppig die Giftpflanze des Alkoholismus wächst.“

In einer Beziehung allerdings sind wir günstiger daran als Irland vor 30 Jahren. Wir besitzen nämlich bereits Organisationen, die unser Volk für die Mäßigkeit zurückgewinnen können. Ich bitte darum die Seelsorger, besonders die Jugendseelsorger, vor allem unsere Jungmänner und Jungfrauen auf das hinreißende Beispiel des Seeleneifers, Opfergeistes und Heldenmutes der irischen Jugend hinzuweisen und sie für die Abstinenz nach dem Muster der „Pioniere“ zu begeistern durch den augustinischen Gedanken: Was diese können, kann auch ich! ... Und unseren Jugendorganisationen möchte ich durch den Mund ihrer geistlichen Führer zurufen:

Terziaren und Terziarinnen! An die Front!  
Oblaten und Oblatinnen! An die Front!  
Sodalen und Sodalinnen! An die Front!  
Apostolischer Bund und Opferseelen! An die Front!  
Sturmscharen und Katholische Legion! An die Front!  
Quickborn und Jungborn! An die Front!  
Neuland und Neudeutschland! An die Front!  
Deutsche Jugendkraft! An die Front!

Wenn ihr euch von der irischen Jugend nicht an Begeisterungsfähigkeit, Schwungkraft und Opferwilligkeit übertreffen läßt, sondern hochherzig wie sie eine Phalanx von 500.000 „Pionieren“ bildet und in den Dienst Christi stellt, dann, ja dann ist unser Volk noch zu retten ... Sein Schicksal liegt in eurer Hand.

## Um das Leben der Ungeborenen.

**Grundsätze und Weisungen des päpstlichen Rundschreibens  
vom 31. Dezember 1930.**

Von *Univ.-Prof. Albert Schmitt, Innsbruck.*

Was die Enzyklika *Casti Connubii* im allgemeinen von den Angriffen auf die Heiligkeit der Ehe sagt, gilt im besonderen auch von den Bestrebungen gegen das keimende Leben: „Nicht mehr bloß im Geheimen und Dunkeln, sondern vor aller Öffentlichkeit, ohne jedes Schamgefühl, in Wort und Schrift, in Schauspielen jeder

Art, in Romanen, Liebesgeschichten und Satiren, in Kino-darstellungen und Rundfunkvorträgen, kurz, mit allen Erfindungen der Neuzeit“ werden diese Bestrebungen propagiert. „Es fehlt auch nicht an Büchern, die in Wirklichkeit nicht selten nur den äußersten Schein der Wissenschaft haben, die man aber ungescheut als wissenschaftlich anpreist, damit sie um so leichter Eingang finden.“<sup>1)</sup> So hat z. B. der Film „Frauennot und Frauenglück“, der in vielen Städten Österreichs und Deutschlands lief, in ganz raffinierter Weise diese Propaganda übernommen. Da wurden zuerst ein paar rührende Bilder der Not gezeigt: eine Arbeiterfamilie, der Vater arbeitslos, vier Kinder nicht mehr genug ernährt, die Mutter in Erwartung des fünften; ein leichtsinniges Mädchen mit seinem galanten Verführer bei Champagner, und später verlassen; dann noch eines, bei dem man sich verwundert fragt, was da für ein Grund zur Abtreibung sei, eine junge Arbeiterfrau, die gerade beim Mittagbrot ihrem Mann mitgeteilt hat, daß sie ihr erstes Kind erwartet, und die dann kurz darauf, wo ihr Mann vom hohen Kran stürzt, verzweifelnd zusammenbricht. Dazu die Aufschrift: „In einem Jahre wurde allein in Europa bei zwei Millionen Frauen die heimliche Abtreibung ausgeführt.“ Und während man sich fragt: „Wer trägt die Schuld an dem Elend, doch nicht die Ungeborenen?“ erscheint schon die Schrift: Nur das inhumane Gesetz, das dem Arzt die Abtreibung verbietet. Dann kommen in bunter Folge Bilder von Abtreibungen bei der Kurpfuscherin, schmutzig, mit ungenügender Vorsorge und untauglichen Instrumenten, unter Lebensgefahr, daneben Abtreibungen in der Universitätsklinik in Zürich, alles sauber und mit feinen Instrumenten und bestem Erfolg. So wird dem Volke eingehämmert, daß der Kindermord nur dann ein Verbrechen sei, wenn er von der Abtreiberin ohne Beachtung der Vorsichtsmaßregeln vorgenommen wird, daß aber alles in Ordnung sei, wenn er mit sterilisierten Instrumenten und fein säuberlich in der Klinik gemacht wird. Daß die bedeutendsten Schulen und Autoren sich immer mehr abwenden, daß in Sowjetrußland trotz der staatlichen Abtreibung die geheime wenigstens nicht abgenommen, nach anderen Autoren sogar zugenommen hat, daß auch die klinische Abtreibung voll Gefahren ist, davon wird vorsorglich geschwiegen, nur um das Volk in die Irre zu führen. Und die Regierungen ließen diesen Film und den noch schlimmeren „Cyan-

<sup>1)</sup> N. 46. Die Enzyklika zitieren wir immer nach den Randnummern der Herderschen Ausgabe.

kali“, die so offen gegen ein bestehendes Gesetz agitierten, im Namen der Pressefreiheit laufen! Das nur ein Beispiel der ungeheuren Propaganda.

Sie schwieg auch nicht nach Erscheinen der Enzyklika. Eine Berliner Illustrierte brachte neben dem Bild des Papstes einige aus dem Zusammenhang gerissene Sätze der Enzyklika, darunter aber Bilder von Proletarierfrauen, die dagegen protestierten. Ja sogar eine „katholische Seite“ in der liberalen „Kölnischen Zeitung“ vom 4. Februar 1931 kritisiert die Ausführungen der Enzyklika zu unserem Thema; bisher habe Rom weiteren Spielraum gelassen, demgegenüber die Enzyklika eine bedeutende Verschärfung sei, der sich die katholischen Ärzte auf Grund ihrer Fachkenntnis und sachgemäßen Erwägung kaum unterwerfen dürften; die Worte, die der Papst der Heldenmutter weiht, die in ihrem Beruf ihr Leben gibt, werden ein magerer Trost genannt; wenn man auch dem religiösen Sinn dieser Ausführungen voll zustimme, müsse doch die Beweisführung des Papstes aus einer ganzen Reihe von Gründen grundsätzlicher und praktischer Art als unzureichend betrachtet werden!

Dazu kommt, daß leider nicht nur Masseusen und Kurpfuscherinnen, sondern auch Ärzte sich herbeilassen, Abtreibungen anzuempfehlen und auszuführen, trotzdem die eigentlichen medizinischen Indikationen in den letzten Jahrzehnten bedeutend eingeschränkt wurden; weiter das Versagen der Gerichte in so vielen Fällen, das die öffentliche Meinung und die Achtung vor dem Leben so sehr schwächt; und endlich das böse Beispiel, das vielleicht nicht so sehr durch die großen Zahlen der Abtreibungen, sondern mehr durch die Ungeniertheit gegeben wird, mit der man, oft sogar unter Jugendlichen, über diese Art der Abhilfe redet. Die Zahlen sind ja meist nur mutmaßliche und zu tief gegriffen, weil eine ganze Reihe von Fällen gar nicht bekannt wird; nur wenn es bei der geheimen Abtreibung Verletzungen oder Gefährdungen gibt, wenden sich die Frauen an Ärzte oder Kliniken. Aber auch diese Zahlen sprechen schon Bände. Wenn Muckermann im Jahre 1920 noch berichtete, daß nach solchen Berechnungen im Jahre 1913 auf jede sechste Geburt eine Fehlgeburt zu rechnen sei, fürs ganze Jahr in Deutschland 300.000, nach Krohne sogar 500.000,<sup>1)</sup> so werden für 1930 schon auf jede zweite Geburt eine Abtreibung (nach Kirstein, Bremen), und für ganz Deutschland 600.000, ja

<sup>1)</sup> Muckermann, Um das Leben der Ungeborenen, S. 11.

800.000 angegeben.<sup>1)</sup> Unter solchen Umständen ist es klar, daß wir auch für diesen Teil des päpstlichen Rundschreibens uns die Mahnungen zu Herzen nehmen müssen, mit denen den Bischöfen und Priestern die Pflicht auferlegt wird, das Volk genau zu unterrichten, „durch das geschriebene und gesprochene Wort, nicht nur einmal und nur oberflächlich, sondern oft und gründlich, mit klaren und überzeugenden Gedanken, so daß die Wahrheit den Verstand gefangen nimmt und bis ins Herzenninnere hineindringt“.<sup>2)</sup> Diesem Zweck möchte auch dieser Aufsatz dienen, indem wir die Abtreibung zuerst vor dem Forum der christlichen Sittenlehre betrachten, dann die Stellung des Strafgesetzes, und endlich das Urteil der aufrichtigen Vertreter der Heilkunde erwägen.<sup>3)</sup>

### I. Die Abtreibung vor dem Sittengesetz.

1. *Wann beginnt das menschliche Leben?* Diese Frage hat schon vor dem Christentum die Geister beschäftigt. Plato glaubte, die Seele trete ein bei der Geburt; Heraklit und die Stoiker gar erst bei der Geschlechtsreife; Aristoteles glaubte, der männliche Fötus sei früher so weit entwickelt, daß er die Seele aufnehmen könne, etwa um den 40. Tag nach der Empfängnis, der weibliche aber erst um den 80. Tag. So waren auch die Väter je nach ihrer Abhängigkeit von der Philosophie und Medizin, uneinig, und gestanden oft ihre Unwissenheit ein. Dagegen hielt schon Gregor v. Nyssa als ganz sicher, daß die menschliche Seele im Augenblick der Empfängnis eingegossen werde. Andere schlossen sich dieser Ansicht an, konnten aber nicht recht durchdringen, weil man damals kein genügendes Beobachtungsmaterial hatte, die Medizin noch in den Kinderschuhen stand und Aristoteles großes Ansehen hatte. So erklärt es sich, daß auch die Theologen und der heilige Thomas mit Aristoteles annahmen, daß die Seele von Gott am 40. oder 80. Tage eingegossen werde. Ihr Hauptgrund

<sup>1)</sup> Nach Clément, *Le Droit de l'enfant à naître* (Brüge, Beyaert), S. 132.

<sup>2)</sup> N. 110 f.

<sup>3)</sup> Hier sei auf einige Schriften aufmerksam gemacht, die wir öfter zitieren werden, und die, besonders die von Ärzten verfaßten, auch für den Geistlichen von großem Wert sind: Dr G. Clément, *Le droit de l'enfant à naître*, Brüge, Beyaert, 1931. — Dr Albert Niedermeyer, *Sexualethik und Medizin, Wissenschaft und Weltanschauung*, Hildesheim, Borgmeyer, 1931. — Dr A. Mayer, Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Tübingen, *Gedanken zur modernen Sexualmoral*, Stuttgart, Enke, 1930. — Dr Fritz Frank, *Schutzzengel oder Würgengel*, Köln, Volkswart-Verlag. — Hermann Muckermann, *Um das Leben der Ungeborenen*, Berlin, Dümmler.

war, daß die vernünftige Seele nicht eingegossen werden könne, bevor sie nicht genügend gebildete Organe habe; vielleicht auch eine Beziehung zu der im Alten Bund vorgeschriebenen verschiedenen Reinigungsfrist.

Aber trotzdem galt von Anfang an im Christentum die Abtreibung des Fötus auch vor dieser Zeit als unerlaubt. In der Didache, c. 2, heißt es: Du sollst kein Kind im Mutterleib töten (ohne Zeitunterschied). Und Tertullian, Apol. c. 9, nennt sie eine festinatio homicidii, einen vorwieggenommenen Mord; homo est, qui est futurus, ein Mensch ist auch der Werdende. Doch das kirchliche Strafgesetz, wie es unter Sixtus V. und Gregor XIV. festgelegt wurde, stellt nur die Abtreibung des belebten Fötus unter Strafe, weil es eine solche nicht auf unsicherer Grundlage verhängen wollte.

Erst 1620 wurde von ärztlicher Seite zum erstenmal die für die damalige Zeit revolutionäre These aufgestellt, die Seele trete in den allerersten Tagen nach der Empfängnis ein. Es war Fienus, Arzt und Professor in Löwen. Ihm folgten andere, Ärzte, Theologen und ganze Universitäten, bis 1745 diese Ansicht allgemein angenommen wurde. Das kirchliche Strafgesetz ließ vorerst noch den Ausdruck „belebter“ Fötus stehen; man wollte die Strafe nicht weiter nach rückwärts ausdehnen, als sie von Anfang an festgesetzt war. Erst Pius IX. beseitigte bei der Neuordnung des Strafrechtes diese Unterscheidung. Diese Ansicht wird nun heute auch von der ernsten Wissenschaft bestätigt. Man ist einig darüber, daß ein und dieselbe Seele, die später das vernünftige Leben leitet, auch von Anfang an alle Tätigkeiten des befruchteten Eies beeinflußt. Und auf die Schwierigkeit der alten Philosophen, es sei noch kein genügend gebildetes Organ vorhanden, antwortet man heute: es ist kein vollkommen gebildetes Organ nötig, das befruchtete Ei selbst ist das Organ, in dem und durch das die Seele wirkt. Auch nach der Geburt kann ja das Kind seine Vernunft noch lange nicht gebrauchen, und doch ist sicher die vernünftige Seele schon da. Die zwei Zellen, die Samenzelle und die Eizelle, haben vor ihrer Vereinigung noch kein eigenes Leben, sie nähren und erhalten sich nicht selbst, sondern, einmal ausgeschieden von dem Organismus, gehen sie zugrunde, wenn sie nicht zur Vereinigung kommen. Sogleich nach der Vereinigung aber hat das befruchtete Ei eigenes Leben, hat nicht nur mütterliches, sondern auch väterliches Erbgut, zeigt alle Erscheinungen des organischen Lebens, bildet seine eigenen Flüssigkeiten; es kommt sogar vor, daß das Blut der

Mutter Leukämie zeigt, während das Blut des Fötus ganz gesund, also ein anderes ist.<sup>1)</sup> Der Fötus selbst bewirkt die Zirkulation seiner Flüssigkeiten, auch wenn die Mutter noch keine äußeren Bewegungen fühlt; er entwickelt sich von innen heraus in staunenswerter Schnelligkeit, und zwar zu einem menschlichen Wesen, nicht zu einem anderen, weshalb notwendig diese Entfaltung auf ein menschliches Lebensprinzip schließen läßt. Ganz anders ein Tumor oder eine Geschwulst im Mutterleib: Dieser hat kein eigenes Zirkulationssystem, sondern nimmt teil an dem der Mutter; er bildet keine eigenen Gefäße, sondern mißbildet die der Mutter; und diese Gefäße sind durchströmt vom Blut und von der Lymphe der Mutter.<sup>2)</sup> Auch das kann nicht als Einwand gelten, daß der Fötus noch seine Nahrung aus dem mütterlichen Organismus saugt; er entnimmt sie der Placenta, bildet sie aber sofort in eigener Tätigkeit um, und hat einen schwächeren und schnelleren Pulsschlag als die Mutter, im Gegensatz zur Geschwulst. Auch die Pflanze nimmt ja ihre Nahrung aus der Erde, verarbeitet sie aber selbst, und deshalb wäre es ein Unsinn, zu sagen, die Pflanze sei ein Teil der Erde. So spricht auch die Fachmedizin. Der Gynäkologe Labhardt von Basel: „Mit dem Eintritt der Schwangerschaft ist ein lebendes Wesen vorhanden, das ein Recht auf das Leben hat.“<sup>3)</sup> Und Niedermeier:<sup>4)</sup> „Wenn die mittelalterliche Theologie noch einen Unterschied machte zwischen beseelten und unbesetzten Früchten, so ist dieser Irrtum längst dahin berichtiggt, daß vom ersten Moment der Befruchtung an die Frucht belebt ist, und daher auch eine menschliche Seele besitzt.“ Mayer, Tübingen:<sup>5)</sup> „Naturwissenschaftlich ist das (daß die Leibesfrucht ein Teil des weiblichen Körpers sei, über den die Frau freies Verfügungsrecht habe), ein Nonsense. Die Frucht ist ebensowenig ein Teil des Körpers, wie das Samenkorn ein Teil des Erdreiches ist. Die Leibesfrucht ist vielmehr von Anfang an und zu allen Zeiten der Schwangerschaft ein Eigenindividuum.“

Es ist also ein ganz unverantwortlicher Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit und gegen die Wahrhaftigkeit, wenn heute noch den Frauen gesagt wird, die Leibesfrucht sei ein Teil ihres Körpers, wie ein Tumor, oder wie jüngst ein Arzt es formuliert hat bei einer Frau in der zehnten

<sup>1)</sup> Clément, S. 14, Fußnote.

<sup>2)</sup> Clément, S. 13/14.

<sup>3)</sup> Das kommende Geschlecht, 1922, II., S. 74.

<sup>4)</sup> Sexualethik, S. 33.

<sup>5)</sup> Gedanken . . . , S. 27.

Woche der Schwangerschaft: Leben ist noch nicht da, aber der Same ist auf guten Boden gefallen, ebenso wenn Freigabe der Abtreibung innerhalb der ersten drei Monate gefordert wird.

2. Nach Erledigung dieser Vorfrage, die in der Enzyklika nicht erwähnt, aber vorausgesetzt wird, sollen nun die Gründe, mit denen der Papst die Abtreibung verwirft, erwogen werden. Sie bauen sich kurz folgendermaßen auf: Selbst bei der medizinischen und therapeutischen Indikation (für die am ehesten eine solche Abhilfe erlaubt scheinen könnte), handelt es sich um *direkte Tötung eines Unschuldigen*. Eine solche aber ist unter keinen Umständen erlaubt: weder das Kind, noch die Mutter darf direkt getötet werden; in dieser Beziehung ist beider Leben gleich heilig. Auch die Staatsgewalt hat keine Befugnis dazu. Sie kann nur gegen Schuldige mit Strafe an Leib und Leben vorgehen. Auch von Notwehr der Mutter kann nicht die Rede sein. Notstand aber, der ja vorhanden ist, gibt nicht ein Recht bis zur Tötung eines Unschuldigen.<sup>1)</sup> Ebenso wird dann<sup>2)</sup> den Notständen, die eine soziale oder eugenische Indikation der Abtreibung begründen sollen, die Berechtigung abgesprochen.

In der Schulsprache ausgedrückt heißt das: Die *direkte Tötung eines Unschuldigen ist eine in sich, in ihrem Wesen schlechte Handlung, kann daher niemals, auch nicht durch Hinordnung auf einen noch so guten Zweck gerechtfertigt werden*. *Indirekte Tötung* oder Schwangerschaftsunterbrechung wäre eine therapeutische oder operative Maßnahme, die, ohne irgendwie der Absicht des Arztes nach auf die Tötung oder Austreibung des Fötus abzuzielen, dieselbe dennoch mehr oder minder notwendig mit sich bringt. Sie kann unter Umständen, wenn sie zur Rettung der Mutter notwendig ist, erlaubt sein. Anders aber die *direkte Tötung* oder Austreibung des Fötus, die dann vorliegt, wenn die Handlung oder Maßnahme ihrer Natur und der Absicht des Arztes nach auf die Entfernung der Frucht hingeordnet ist. Ob die Tötung um ihrer selbst willen oder als Mittel zu einem anderen Zweck beabsichtigt wird, ändert daran nichts.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> N. 64.

<sup>2)</sup> N. 66.

<sup>3)</sup> An einer verhängnisvollen Unklarheit der Begriffe von direkter und indirekter Tötung leidet ein Artikel „Der Arzt bei Schwangeren“ (in Kathol. Kirchenzeitung, Salzburg, 1931, N. 14). Der Verfasser desselben meint, die Mutter, die um ihre Beckenenge gewußt hat, kann nicht nur, sondern muß sogar in dem äußersten Fall, wo sowohl das Kind binnen kurzem ersticken muß, als auch die Mutter verbluten wird, zulassen, daß

Worin liegt nun die wesenhafte Schlechtigkeit einer solchen direkten Tötung? Der Mensch als Person, als vernünftiges und freies, selbständiges Wesen, hat sein eigenes, vom Schöpfer vorgezeichnetes und in der Natur des Menschen gelegenes Ziel, und hat dieses Ziel, diese Aufgabe persönlich zu verwirklichen. Daher ist es unmöglich, daß er wie eine vernunftlose Sache auf einen anderen Menschen oder auch auf die Gesellschaft wie ein Mittel zum Zweck hingeordnet sei; kein Mensch darf ihm dies sein Ziel unmöglich machen, ihn daran hindern, vielmehr müssen alle, auch die Gesellschaft und der Staat dieses Recht achten und schützen. Nur Gott allein ist sein Ziel, auf das der Mensch unmittelbar hingeordnet ist, nur Gott ist der Herr über das menschliche Leben. Darin liegt die ganze Würde der menschlichen Persönlichkeit und ihre Unabhängigkeit, darin liegt das Fundament für alle seine übrigen Rechte. Nun liegt aber in der direkten Tötung eine Anmaßung dieses obersten Rechtes Gottes über den Menschen, eine Versündigung

---

der Arzt sie befäubt und dann einen Schnitt vornimmt, der in diesen Umständen einer Tötung oder Abkürzung des Lebens gleichkommt; andernfalls begehe sie einen direkten Mord am Kind. Auch darin irrt der Verfasser, daß er meint, dieser Fall sei in der ganzen Literatur bisher nicht besprochen worden. Die Moralisten besprechen ihn dort, wo sie fragen, ob eine Verpflichtung für die Mutter bestehe, die sectio caesarea zur Rettung des Kindes zuzulassen (z. B. Noldin II, n. 344). Zur Zeit, als der Kaiserschnitt noch sehr gefährlich war, hatten die Autoren Bedenken, eine strenge Pflicht aufzustellen, erlaubten es aber; heute, wo die Sterblichkeit bei dieser Operation unter günstigen Umständen sehr gering ist, kann man eher von einer Plicht sprechen. Aber niemand kann das als eine direkte Tötung ansehen; es ist und bleibt eine indirekte; ja, der Arzt, der die Absicht hätte, bei dieser oder einer anderen Operation die Mutter zu töten, würde einen wirklichen Mord begehen, wenn die Mutter stürbe, oder wenigstens innerlich schwer sündigen, wenn sie davonkäme. In Wirklichkeit aber ist jede Operation, die noch eine Aussicht auf Erfolg hat, eine indifferente Handlung, aus der ein doppelter Effekt folgt, die aber in der Absicht des Handelnden auf Heilung gerichtet ist, und nur per accidens den Tod zur Folge hat. Hier ist dann nur zu entscheiden, ob die Aussicht auf Erfolg so wahrscheinlich und der Zweck so wichtig ist, daß man die Möglichkeit des Todes zulassen kann. Auch eine Abkürzung des Lebens (jeder Mord ist ja eigentlich nur eine Abkürzung) darf nie in der Absicht unternommen werden, das Leben abzukürzen, sondern nur aus anderen, entsprechend schwer wiegenden Gründen; mit anderen Worten, auch die Abkürzung des Lebens darf nur eine indirekte sein. Sonst könnte man ja jedem Schwerkranken erlauben, sein Leben, weil es unerträglich ist, direkt abzukürzen, was kein Moralist zugestehen kann. Auch wenn die Mutter es unterläßt, im äußersten Notfall eine Operation auf sich zu nehmen, kann nicht von direktem Mord des Kindes gesprochen werden; auch hier ist nur eine Unterlassung, aus der ein doppelter Effekt folgt. Ist der Grund der Unterlassung nicht schwer genug, so liegt nur eine ungerechtfertigte indirekte Tötung vor. Aber von der direkten Tötung sagt die Enzyklika (n. 64): „Mag man nun die Mutter oder das Kind töten, es ist gegen Gottes Gebot und die Stimme der Natur: du sollst nicht töten.“

gegen das allerpersönlichste Grundrecht des Menschen; er wird nicht als unabhängige Person betrachtet, sondern zum Mittel für anderer Wohl gemacht. Und diese Verkehrttheit bleibt in jedem Falle bestehen, auch wenn man durch die Tötung ein anderes Menschenleben retten könnte. Ferner ist, wie wir gesehen haben, auch der Fötus schon ein menschliches Wesen, eine Person; es kann absolut keine Demarkationslinie in der Entwicklung des befruchteten Eies nachgewiesen werden, von der an es als Person zu betrachten wäre; und wenn das auch jemand noch bezweifeln würde, so wäre doch in diesem Tatsachenzweifel zugunsten des Fötus zu entscheiden; ebenso wie der Jäger nicht schießen darf, wenn er zweifelt, ob das Wesen, das sich im Gebüsch bewegt, ein Mensch oder ein Affe ist, ebensowenig dürfte der Arzt die Sonde ansetzen, wenn es ihm zweifelhaft ist, ob das Gebilde im Mutterleib schon ein Mensch ist. Es hat also der Fötus dasselbe Recht, wie jeder Mensch; so wenig man ein geborenes Kind töten dürfte, um die Mutter zu retten, so wenig darf es am Ungeborenen geschehen.

Aber, so wendet man ein, kann nicht dieses Verfügungsrecht durch Übertragung, ausdrücklich oder stillschweigend erworben werden? Eine Übertragung von menschlicher Seite ist unmöglich, weil kein Mensch das volle Verfügungsrecht bis zur Vernichtung über einen anderen haben, folglich auch nicht übertragen kann. Nicht die Mutter; denn der Fötus ist nicht ein Teil ihres Körpers, sondern eine menschliche, selbständige Person. Nicht der Fötus; denn abgesehen davon, daß er sein Recht noch nicht gebrauchen könnte, hat der Mensch auch über das eigene Leben nicht das volle Verfügungsrecht, sondern nur ein Nutzungs- und Verwaltungsrecht. Auch nicht die Familie oder der Staat, weil der Einzelmensch nicht unmittelbar auf die Familie oder den Staat hingeordnet ist, sondern im Gegenteil, beide Gesellschaften das fundamentalste Recht auf das Leben zu schützen haben. Eine Übertragung des Rechtes zur Tötung durch Gott ist natürlich möglich, muß aber bewiesen und in den allernotwendigsten Grenzen gehalten werden. Sie wird bewiesen für die Notwehr: Wem Gott ein Recht gegeben hat, dem hat er zugleich auch das Recht gegeben, das abzuwehren, was seiner Natur und inneren Tendenz nach das Recht illusorisch machen würde, also einen (wenigstens objektiv) ungerechten Angriff; oder, wenn es sich nicht um ungerechten Angriff, sondern um eine unglückliche Verkettung von Umständen handelt, diese Verkettung zu lösen. Das-

selbe wird bewiesen für das Strafrecht des Staates: er hat von Gott das Recht, verbrecherische Taten, die das harmonische Zusammenleben und die wesentlichen Aufgaben des Staates unwirksam machen, zu sühnen und nach Möglichkeit zu verhüten und zu bessern. Außerdem haben wir für dieses Recht eine ausdrücklich kundgegebene Übertragung (Röm 18, 4). Für andere Fälle haben wir keinen Beweis einer Übertragung des Tötungsrechtes durch Gott. Clément<sup>1)</sup> führt ein ganz entsprechendes Wort eines Meisters der Geburtshilfe, den niemand zu den „Klerikalen“ rechnen werde — Pinard ist sein Name —, an: „Weder Vater noch Mutter noch Arzt haben ein Recht, unter irgend einem Umstand ein Leben zu unterdrücken, das im Schoße der Mutter schlummert.“ Mit Recht sagt daher die Enzyklika:<sup>2)</sup> „Ganz zu Unrecht wird diese Befugnis gegen Unschuldige aus dem Recht der Gewalt über Leben und Tod gefolgt, die doch nur Schuldigen gegenüber Geltung hat. Auch das Recht der gewaltsamen Verteidigung gegen einen ungerechten Angreifer kommt hier nicht in Frage. Wer wollte wohl ein unschuldiges Kind einen ungerechten Angreifer nennen?“

Ein anderer Einwurf wird durch die Worte der Enzyklika getroffen: „Gleich heilig ist beider Leben, das zu vernichten auch die Staatsgewalt keine Befugnis hat.“ Nicht selten nämlich macht man für die Abtreibung geltend: Das Leben der Mutter ist wertvoller als das des Kindes, also hat im Kollisionsfall das Leben der Mutter das Vorrecht. So hat auch eine Entscheidung des Deutschen Reichsgerichtes (61, 1928, 256) als Begründung mit Bezug auf das heute vorherrschende Rechtsbewußtsein den Satz ausgesprochen, „daß regelmäßig sowohl der Verlust des Lebens als auch eine schwere Gesundheitsschädigung des fertigen Menschen höher zu bewerten ist, als der Verlust der Leibesfrucht“. Es ist sehr zu bezweifeln, ob das wirklich heute die vorherrschende Rechtsauffassung ist, wenn man nicht den Fall der Abtreibung, sondern andere Fälle vor Augen hat. Wenn bei einem Schiffbruch, wie bei dem Untergang der „Titanic“, die Rettungsboote bereitgestellt werden, wem gibt da die allgemeine Auffassung und das ungeschriebene Recht den Vorzug? Zuerst die Kinder! ist das Kommando. Würde das Reichsgericht wohl auch hier so sprechen, wenn ein Erwachsener, vertrauend darauf, daß er die rohe Gewalt hat, die Kinder wegdrängen oder — um im Vergleich zu bleiben — sogar

<sup>1)</sup> S. 35.

<sup>2)</sup> S. 64.

ins Meer werfen würde, nur damit sein wertvollerer Leben gerettet würde? Sicher nicht. Auch das Leben des Kindes nach der Geburt ist unfertig, wie das der Leibesfrucht; und andererseits hat auch die Leibesfrucht dasselbe Recht wie das Kind nach der Geburt; das Recht zu leben ist das erste und grundlegendste, und in diesem Recht sind alle gleich; jeder hat dieses Recht, nicht vom Staat oder von der gerade geltenden Rechtsauffassung, er hat es vor jedem Staat und unabhängig von ihm; auch ein Kind, das auf einem verlassenen Eiland zur Welt käme, wo kein menschliches Wesen, geschweige denn eine Staatsbildung zu finden ist, hat das Recht auf sein Leben. Nur der eine Unterschied besteht, daß dieses Lebensrecht schutzbefürftiger ist als das des Erwachsenen, der sich selbst wehren kann. Aber gerade deshalb muß ihm dieser Schutz nicht nur von Vater und Mutter, sondern auch von der Gesellschaft und dem Staat zuteil werden. Das Kind, dem man das Leben nehmen will, hätte eigentlich das Recht der Notwehr, seinen Angreifer auch zu vernichten, aber weil es selbst von diesem Recht nicht Gebrauch machen kann wegen seiner Hilflosigkeit, müßte der Staat und die Gesellschaft an seiner Stelle das Notwehrrecht ausüben. In einem ähnlichen Falle ist es auch geschehen.<sup>1)</sup> Am 5. Juli 1884 wurden zwei Sträflinge, ein Matrose und ein Schiffsjunge, alle vier von der Besatzung der englischen Jacht „Mignonette“ in einer Barke durch einen Sturm am Kap der guten Hoffnung 1600 Meilen in die offene See hinausgetrieben. Nachdem sie 17 Tage ohne Nahrung und fünf Tage ohne Wasser zugebracht hatten, also in äußerster Gefahr waren, machten die Sträflinge den Vorschlag, den 17jährigen Jungen zu töten, damit sie sich länger erhalten könnten; ihr Leben als Familienväter sei wertvoller, und der Junge ohnehin ganz entkräftet. Der Matrose widersprach, der Junge wurde nicht gefragt. Der Mord geschah, die zwei erhielten sich dadurch vier Tage am Leben und wurden am vierten Tage gerettet. Der Fall kam vor Gericht und die beiden wurden trotz ihrer Berufung auf die äußerste Not und die Überwertigkeit ihres Lebens zum Tode verurteilt. Dieser Fall entspricht ganz dem Falle der Tötung des Fötus zur Rettung der Mutter aus äußerster Gefahr. Kann man also wirklich sagen, das Leben des unfertigen Kindes sei weniger wert als das des Erwachsenen? Dem Erwachsenen das Recht geben, das schutzlose Leben zu vernichten, hieße das absolute Recht des Stärkeren proklamieren.

<sup>1)</sup> Ärztliche Moral von Coppens (Einsiedeln, Benziger), S. 109.

Dasselbe Beispiel kann auch als Illustration dienen für die Widerlegung eines anderen Grundes, mit dem man neuestens die Erlaubtheit der Abtreibung, wenigstens im äußersten Falle, wo auch keine Operation mehr möglich ist, rechtfertigen will. Wir meinen das sogenannte *Notstandsrecht*. Die Enzyklika sagt dazu: „und ein Notstandsrecht, das bis zur direkten Tötung eines Unschuldigen reichte, gibt es nicht.“<sup>1)</sup> Notstand ist etwas wesentlich anderes als Notwehr.<sup>2)</sup> Von *Notwehr* spricht man, wenn ein Recht ungerechterweise angegriffen wird, und dieser Angriff zurückgewiesen wird. *Notstand* dagegen nennt man einen Gefahrenzustand, der, ohne einen Angriff, nur durch Verkettung ungünstiger Umstände herbeigeführt worden ist. Es handelt sich also hier nicht um Zurückweisung eines Angriffes, sondern nur um Behauptung eigenen Rechtes auf Kosten fremden Rechtes. Schon aus diesem Grund müssen hier die Grenzen des Erlaubten enger und strenger gezogen werden als bei Notwehr. Vor allem aber kann der Notstand nicht als ebenbürtiger Beweis herangezogen werden dafür, daß Gott hier dieselben Rechte verliehen hätte wie in der Notwehr. Denn bei der Notwehr geht die Gefahr von der ungerechten Handlung eines Schuldigen aus, der sich damit des Schutzes seines eigenen Rechtes begibt. Beim Notstand jedoch kommt die Gefahr nicht von einer ungerechten Handlung eines Schuldigen, sondern von unglücklichen Umständen; wie kommt nun ein unschuldiger Mensch, der zufällig in diese Umstände verwickelt ist, dazu, sein Recht auf das Leben zu verlieren? Ihn zu töten, wäre einen Unschuldigen töten. Was kann in dem oben angeführten Beispiel der Schiffsjunge dafür, daß er in derselben Barke und derselben Not ist wie die anderen? Warum soll er den Schutz des Rechtes verlieren? Auch der Umstand, daß er schon sehr erschöpft war, also die Rettung nicht mehr erlebt hätte, sein Leben also nur verkürzt wurde, kann nichts an dem Entscheid ändern; auch eine direkte Verkürzung des Lebens eines Unschuldigen ist gegen Gottes und des Unschuldigen Recht. Mit demselben Argument könnte man jeden Mord entschuldigen, weil jeder eigentlich nur eine Verkürzung des Lebens ist. Wo wäre auch die Grenze, wo man von keiner Verkürzung mehr sprechen könnte? Es kann also aus dem Notstand nicht bewiesen werden, daß alles, bis zum Zugriff auf das Leben eines anderen erlaubt sei,

<sup>1)</sup> N. 64.

<sup>2)</sup> Vgl. Rauch unter „Lebensrecht“ und Overbeck unter „Notstand“ im Staatslexikon der Görresgesellschaft.

sondern es muß hier immer erst gefragt werden, ob das anzuwendende Mittel nicht in sich schlecht ist.<sup>1)</sup> In keinem Falle aber darf das Leben eines Unschuldigen direkt zerstört werden. Die Hilfe im Notstand muß sich dorthin richten, woher die Gefahr kommt, auf die widrigen Umstände; sie sind zu beheben, so viel es möglich ist. Einen ähnlichen Gedanken sprach auch der Gynäkologe Eymen in seiner Innsbrucker Antrittsvorlesung aus:<sup>2)</sup> Die älteren Lehrbücher hätten in solchen Fällen die Gravidität, die bei Bestehen einer Krankheit hinzukam, als Komplikation der Krankheit aufgefaßt und deshalb die Gravidität bekämpft; doch heute sei man mit Stöckel zur richtigen Ansicht gekommen, daß die Schwangerschaft das Normale, dagegen die Krankheit die Komplikation sei, die bekämpft werden müsse.

Nun kann es aber geschehen — und da knüpft ein weiterer Einwand an —, daß die Komplikation nicht behoben werden kann, weil es zu spät ist, oder weil man überhaupt kein Mittel weiß, so daß Mutter und Kind dem Tode verfallen sind; ist es da nicht das geringere Übel, nur ein Leben zu opfern, um das andere zu retten, oder lieber das Kind im Mutterleib zu opfern, um fünf anderen die Mutter zu erhalten? Dieser für manche so bestechende Einwand leidet an einer verhängnisvollen Zweideutigkeit des Wortes „opfern“. Gewiß kann oder soll man von zwei Übeln das kleinere wählen, wenn das „Wählen“ beidemal das gleiche ist; denn nicht nur die Übel sind zu vergleichen, sondern die moralische Art des Wählens oder Opferns. Wenn ich vor der Wahl stehe, einen Menschen oder zwei eines natürlichen Todes sterben zu lassen, so muß ich natürlich den einen sterben lassen; der Arzt, der zu gleicher Zeit einer schwangeren Frau und einem einzelnen Menschen helfen sollte, aber nicht kann, muß sich natürlich der schwangeren Frau widmen, um beide Leben zu erhalten, und lieber den einen ohne Hilfe lassen. Wenn aber das Opfern in einem Falle heißt „sterben lassen“, im anderen „direkt töten“, dann ist das Töten zu unterlassen, auch wenn mehrere sterben müßten. Non enim sunt facienda mala ut eveniant bona; solum *permitti* possunt mala. Auch hier ist wieder zu sagen, daß auch das Kind im Mutterleib schon eine Person ist mit dem absoluten Lebensrecht, das nicht auf andere Menschen, auch nicht auf seine Mutter und Geschwister als Mittel zum Ziel

<sup>1)</sup> Vgl. Hürth in Scholastik IV. (1929), S. 543, und in Stimmen der Zeit 116 (1929), S. 33 u. 128.

<sup>2)</sup> Wiener klin. Wochenschrift 1924, N. 33.

hingeordnet ist, sondern sein eigenes persönliches Ziel hat. Auch in diesem äußersten Falle also ist die Tötung des Kindes ein Eingriff in die Rechte Gottes und des kleinen Erdenbürgers. Auch das bürgerliche Gesetzbuch betrachtet ja das Kind im Mutterleib schon als Rechtssubjekt, indem es ihm die Erbfähigkeit zuerkennt (ABG § 22; BGB § 1923).

3. Über die bisherige Stellung des S. Officium zu unserer Frage sind in der letzten Zeit ebenfalls lebhafte Kontroversen geführt worden.<sup>1)</sup> Man will sie in dem Sinne verstehen, daß die Abtreibung im Notfalle nie strikte verboten worden sei, sondern nur, daß ihre Erlaubtheit nicht als „sicher“ vorgetragen werden dürfe; daß sie trotzdem wahrscheinlich sein könne, daß aber im einzelnen Notfalle die praktische Berechtigung dem Gewissensurteil des Arztes überlassen bleibe. Auf diesem Standpunkt versteünde man die Klage der „katholischen Seite“ in der „Kölner Zeitung“, daß die Enzyklika eine bedeutende Verschärfung enthalte. Aber diese Deutung der früheren Dekrete ist erstens nicht richtig: was theoretisch probabel ist, wäre auch tutum (ohne Sünde); was also nicht tutum ist, kann nicht probabel sein. Zweitens scheint jene Deutung durch die Enzyklika selbst ausgeschlossen. Hier spricht nämlich der Papst selbst, und zwar als Interpret des Naturgesetzes und des göttlichen Gebotes „Du sollst nicht töten“. Und in der Form der rhetorischen Frage erklärt er, daß es keinen Grund geben könne, die direkte Tötung eines Unschuldigen zu rechtfertigen. „Denn darum handelt es sich hier.“ Zu dieser Stelle nun zitiert der Papst die umstrittenen Dekrete des S. Officium, um zu zeigen, daß sie in seinem Sinne zu verstehen sind, und um die Kontinuität der Lehre zu zeigen. Das erste besagt, daß die Erlaubtheit der Kraniotomie nicht sichere Lehre sei und nicht in den Schulen vorgetragen werden dürfe; das wurde dann später erklärt als von jeder direkten Tötung geltend.<sup>2)</sup> Das zweite entscheidet, daß der Arzt solche Operationen nicht mehr vornehmen dürfe ohne Sünde (*tuto*).<sup>3)</sup> Das dritte endlich erlaubt im Notfall die *acceleratio partus*, die Frühgeburt des bereits außer dem Schoß lebensfähigen Kindes, lehnt aber die *procuratio abortus* ab, auch im Notfall; nur der Kaiserschnitt sei ein Mittel, aus der Not zu helfen. Endlich befaßt sich dieses Dekret mit der Behandlung der extrauterinen Schwangerschaft und erklärt, daß im Falle der

<sup>1)</sup> Vgl. Mayer in Theol. u. Gl. 1929, S. 137 ff.; dagegen Hürth in Scholastik 1929, S. 534 ff. und 1930, S. 260 ff.

<sup>2)</sup> 31. Mai 1884 (A. S. S. XVII, 556), cf. 19. Aug. 1889 (A. S. S. XXII, 798).

<sup>3)</sup> 25. Jul. 1895 (A. S. S. XXVIII, 383).

Gefahr für die Mutter das Kind durch Laparotomie ans Tageslicht gebracht werden dürfe, unter der Voraussetzung, daß sowohl für das Leben des Kindes als der Mutter entsprechend Vorsorge getroffen werde, d. h., daß das nicht zu so früher Zeit geschehe, daß es direkte Tötung des Kindes wäre.<sup>1)</sup> Natürlich wird vorausgesetzt, daß es sich um ein lebendes Kind handle. Auch von ärztlicher Seite wird heute die Methode des „bewaffneten Abwartens“ als die beste bei der extrauterinen Schwangerschaft erklärt (cf. Clément S. 76).

4. Nach dem Gesagten ist es klar, daß auch die Abtreibung aus eugenischen oder sozialen Indikationen abgewiesen werden muß.<sup>2)</sup> Denn wenn nicht einmal das Leben der Mutter ein genügender Grund ist sie zu rechtfertigen, dann um so weniger die schweren wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse, oder gar die durchaus nicht sichere Befürchtung, daß das Kind körperlich oder geistig nicht „wohlgeboren“ sei. Nur mit erlaubten, sittlich einwandfreien Mitteln und innerhalb der rechten Grenzen kann für diese Zwecke Vorsorge getroffen werden. Man darf nicht Brotrechnungen mit Menschenleben bezahlen. Diese beiden Indikationen werden auch von den führenden Ärzten abgelehnt. Nur zwei (protestantische) Stimmen: Menge (Heidelberg): „Die eugenische Indikation lehne ich vorläufig ganz und gar ab, weil die Vererbungswissenschaft noch in den Kinderschuhen steckt. Irgendwelche Grundlagen, auf denen der Arzt sein Handeln aufbauen könnte, existieren nicht. Die soziale Indikation geht nach meinem Dafürhalten den Arzt überhaupt nichts an. Schwierigkeiten sozialer Natur, welche sich aus der Gestation ergeben, hat die menschliche Gesellschaft, bzw. der Staat ohne Abtreibung in irgendeiner Weise zu meistern.“<sup>3)</sup> Eymer: „Die soziale Indikation geht über alle Befugnisse des Arztes und über die Grenzen seiner Urteilsfähigkeit hinaus und öffnet jedem Mißbrauch Tür und Tor. Sie ist durchaus abzulehnen. Meines Erachtens beruht sie überhaupt auf einer irrgen Auffassung des Begriffes ‚sozial‘. Zur eugenischen Indikation fehlen einstweilen alle Grundlagen. Wir können nicht diagnostizieren, welche Entwicklungsmöglichkeiten ein Ungeborenes in sich trägt und dürfen nicht Vorsehung spielen wollen und Kinder ausmerzen, um der Rassenverschlechterung vorzubeugen.“<sup>4)</sup>

(Schluß folgt.)

<sup>1)</sup> 4. Mai 1898 (A. S. S. XXX, 703).

<sup>2)</sup> N. 66

<sup>3)</sup> Münchener med. Wochenschrift 1930, N. 31, S. 1330.

<sup>4)</sup> Wiener klin. Wochenschrift 1924, N. 39.

# Der gegenwärtige Stand der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre.

Von Univ.-Prof. Dr Anton Seitz, München.

Unter dem Gesichtspunkt exaktwissenschaftlicher Naturforschung ist die Wissenschaft von heute über *Darwins Hypothese* der „natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein“ längst fortgeschritten zu deren *bescheidenem Wahrheitskern*: Nur bis zu einem gewissen Grade ist der *Entwicklungsgedanke erfahrungsgemäß* berechtigt, nämlich in Bezug auf spätere detaillierte Ausgestaltungen, aber nicht in Bezug auf die ursprünglichen Grundformen oder gar nur eine einzige gemeinsame Urform. Der unermüdliche Hauptvorkämpfer gegen den überspannten Darwinismus im „Keplerbund“, der gläubig-protestantische Naturforscher Dr Eberhard Dennert in Godesberg a. Rh., kann seit 1902 vom „*Sterbelager des Darwinismus*“ sprechen.<sup>1)</sup> Als unverdächtiger Zeuge aus dem freidenkerischen Lager konstatiert schon 1908 der Monist und radikale Christusleugner Arthur Drews<sup>2)</sup>: „Die einstigen begeistersten Anhänger Darwins fallen entweder gänzlich von dessen Fahne ab oder machen doch wenigstens, wie z. B. Weismann, der entgegengesetzten Anschauungsweise einer Zielstrebigkeit des Naturgeschehens<sup>3)</sup> solche Zugeständnisse, daß dies einem Abfall gleichkommt.“ Eine den schöpferischen Urheber des Lebens überflüssig machende „Urzeugung“ ungeachtet des unwiderleglichen empirischen Gegenbeweises von Pasteur hat auch unter rein idealem Gesichtspunkt der Direktor des geologisch-paläontologischen Instituts der Berliner Universität, Prof. Wilhelm Branca<sup>4)</sup>, zurückgewiesen als „Wunder durch die absolut leblose, geistlose Materie, während die Kirche ein geistiges Wesen, Gott, als Urheber des Wunders hinstellt“, mit anderen Worten: Der Darwinismus mutet seinen Anhängern einen noch stärkeren Wunderglauben zu als der

<sup>1)</sup> Von katholischer Seite vgl. besonders das Monumentalwerk: Das Buch der Natur. Entwurf einer kosmologischen Theodizee nach Fr. Loriners († Domkapitular in Münster) Grundlage. Unter Mitwirkung von P. Erich Wasmann S. J., P. Rudolf Handmann S. J., Dr Josef Pohle, Dr Anton Weber herausgegeben von Dr Sebastian Killermann. I—III (Manz) 1914—1925. Entwicklungslehre: III, 16—46, sowie die Spezialarbeiten des Jesuitenpaters Erich Wasmann.

<sup>2)</sup> Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, 1908: I, 18.

<sup>3)</sup> Die in die „blinde“ Natur nur von einem weisen, planvoll schöpferischen Urheber hineingelegt worden sein kann.

<sup>4)</sup> Der Stand unserer Kenntnis vom fossilen Menschen, 1910, 90 ff. (21919).

monotheistische *Kirchenglaube*, weil ohne einen geistigen Urheber wie den absolut vollkommenen Gottesgeist die Hervorbringung des Lebens aus nichts noch weit schwerer zu erklären ist; denn die Materie kann nicht einmal von sich selbst, geschweige denn von anderem, was aus ihr hervorgeht, etwas wissen und wollen und planvoll vollbringen. Der exakte Detailforscher *P. Erich Wasmann S.J.* hat im „Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin“<sup>1)</sup> die *Koryphäen des Darwinismus in öffentlicher Diskussion* 1907 überwunden und 1919 in Freiburg i. Br. seine wissenschaftlichen Gegner vollends zur Anerkennung des Standpunktes der katholischen Glaubenswissenschaft gebracht.

Der Religionsprofessor Dr Alois Schmitt hat 1908 „Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus“ aufgeboten und 1923<sup>2)</sup> festgestellt: „Wer die Tatsachen der Paläontologie beachtet, muß sich unbedingt zu der vielstämmigen Deszendenzlehre bekennen.“ — G. Steinmann<sup>3)</sup> schreibt: „In keiner gut überlieferten Tier- oder Pflanzengruppe hat man eine Urform auffinden können, von der die verschiedenen Zweige ausstrahlen. Der Grund hierfür ist keineswegs in der Dürftigkeit und Unbrauchbarkeit des Materials zu suchen.“ — Der Erlanger Zoologe Albert Fleischmann<sup>4)</sup> kommt mit dem Münchener Biologen Edgar Dacqué<sup>5)</sup> gleichfalls zu dem festen Ergebnis: „Der Gedanke einer ehemaligen die Artgrenzen überschreitenden Veränderung findet an den tatsächlichen Erfahrungen der heutigen Schöpfung der Tiere keinen Anhalt.“

Was aber das Wichtigste ist: Der Berliner Universitätsprofessor Oskar Hertwig<sup>6)</sup> hat geradezu *umgestoßen Häckels „biogenetisches Grundgesetz“*, die „Formel: Die Keimesgeschichte ist ein Auszug der Stammesgeschichte oder die Ontogenie (Entstehung des Einzelwesens) eine Rekapitulation der Phylogenie (Wiederholung der Stammesentwicklung)“ und dargetan, daß „sich eine gemeinsame Abstammung allein auf eine gewisse Ähnlichkeit embryonaler Formen nicht begründen läßt“. Er hat auch

<sup>1)</sup> 1907 (Herder). Vgl. *Hermann Muckermann S. J.*, Grundriß der Biologie, 1909 (5 Teile); *Karl Frank S. J.*, Die Entwicklungslehre im Lichte der Tatsachen, 1911.

<sup>2)</sup> Katholizismus und Entwicklungsgedanke, 53 ff., 41 f.

<sup>3)</sup> Die geologische Grundlage der Abstammungslehre, 1908, 17 f.

<sup>4)</sup> Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft. Gemeinverständliche Vorlesungen, 1922, 91 f.

<sup>5)</sup> Biologie der fossilen Tiere, 1923 (Sammlung Göschen 861).

<sup>6)</sup> Allgemeine Biologie, 1912, 711 ff.; vgl. Elemente der Entwicklungslehre, 1920, 478—485.

den *Grund* hiefür angegeben: Die „Ähnlichkeit embryonaler Zustände höherer Tiergruppen mit ausgebildeten Formen tieferstehender liegt, wie schon E. C. v. Baer richtig hervorgehoben hat, darin (begründet), daß die am wenigsten ausgebildeten Tierformen sich vom Embryonalzustand wenig entfernen, oder daß gewisse Formzustände die Voraussetzungen liefern, unter denen sich allein die folgende höhere Stufe der Ontogenese hervorbilden kann“. Man kann sich leicht vorstellen: Die Abweichungen können erst bei vollendetem Ausprägung deutlich hervortreten; die primitivsten Formen müssen wegen ihrer Einfachheit einander mehr oder minder ähnlich aussehen. Aber bei den niedrigeren Wesen ist auf einer solchen primitiven Bildungsstufe bereits der Abschluß der Entwicklung erreicht, während diese bei höheren Wesen zu immer komplizierteren Formen weiterschreitet. Was im Anfang der Entwicklung implicite, d. i. keimhaft, gleichsam eingewickelt enthalten ist, muß mangels hinreichender Entfaltung verborgen bleiben, wie die Rose in der Knospe oder gar im ersten Keimtrieb. Was dabei im Laufe der Entwicklung erst durch Auseinanderfaltung (explicite) herauskommt, ist nicht vor der Endstation vollkommen übersehbar. Nach dem Grundsatz: Von nichts wird nichts, muß deshalb vom Abschluß der Entwicklung der Rückenschluß gemacht werden auf ein verborgenes, keimhaftes Enthaltssein der Endbildung in der Anfangsbildung. Daher kommt es, daß mit zwei äußerlich scheinbar über-einstimmenden Entwicklungsformen im Embryonalzustand ein ganz verschiedenes Ziel erreicht wird, mit scheinbar einem und demselben Kiemenapparat beim Fisch das auf dieser niedrigen Entwicklungsstufe stehend bleibende Atmungsorgan, beim Menschen dagegen schließlich die viel weiter in der Feinheit der Entwicklung fortgeschrittenen Gehörknöchelchen, wie schon der † Würzburger Apologet Phil. Kneib<sup>1)</sup> beim teleologischen Gottesbeweis treffend bemerkt und Osk. Hertwig neuerdings bestätigt hat. Hans Wolfgang Behm<sup>2)</sup> führt weiter aus: „Nur Fische und Amphibien zeigen echte, der Atmung dienende Embryonalkiemen. — Bei höheren Säugetieren und beim Menschen beteiligen sie sich am Aufbau des Zungenbeins, der Kehlkopf- und Gehörgangsknorpel (62 f.), als ob die Natur nicht millionenfach bewiese, daß gleiche Form noch lange nicht für Verwandtschaft spricht. Die Natur hat

<sup>1)</sup> Handbuch der Apologetik, 1912, 73 f.

<sup>2)</sup> Schöpfung des Menschen. Revolution um Charles Darwin und sein Erbe, Leipzig 1929.

gewiß reiche Auswahl in der Formgestaltung, aber ebenso Begrenzung (64). Kein Keim einer höheren Tierart stimmt mit der gemeinsamen Form einer bleibenden Tierart überein. Sieht der Keim beispielsweise wie ein Fisch aus, besitzt er keinen zusammengedrückten Schwanz und entbehrt vieler Dinge, die allen Fischen schon sehr früh zu kommen. Der Mensch weist Ursprünglichkeit auf, die ein Säugetier schon überwunden hat (66 f.).“ — Auch der Kölner Privatdozent Dr Ernst Barthel<sup>1)</sup> weist darauf hin: „Gerade in der scheinbaren Einfachheit des Anfanges sind Kompliziertheiten präformiert. Der Darwinismus ist einem Mathematiker zu vergleichen, der wegen der Benachbarkeit des Bruches 99/100 zur Einheit einen Wesensgegensatz in Abrede stellen wollte. Multipliziert man die Eins unendlich viel mal mit sich selbst, so ergibt sich als Resultat eins. Multipliziert man den ‚fast‘ so großen Bruch unendlich mal mit sich selbst, so erhält man Null.“ Die Anwendung ergibt sich von selbst: Auch die Embryonen niederer und höherer Wesen erscheinen einander „fast“ gleich. Ihre verborgene wesentliche Verschiedenheit kommt erst zum Vorschein, wenn sie den Weg der weiteren Entwicklung vollends zurückgelegt haben. Barthel hebt den springenden Punkt heraus: „Der menschliche Embryo zeigt die Tendenz, vom Keim in möglichst schneller Weise Menschengestalt anzunehmen. Und selbst wenn er die ganze Menagerie durchlaufen würde, würde die Natur nur zwischen einem Anfangspunkt und Endpunkt diese qualitative Reihe durchlaufen (d. h. die bloß den Anlauf zur vollen Wesensentwicklung nehmenden, alsbald wieder verschwindenden Mittelglieder haben für das bleibende Wesen keine Bedeutung). Die *antidarwinistischen Forschungen ernster Empiriker* von Gustav Wolff, dem Baseler Psychiater, über Adamkiewicz bis Hertwig haben mit der Niederlage des theoretischen Darwinismus geendigt.“

Im Trüben fischt Osk. Hertwigs Bruder in München: *Richard Hertwig*<sup>2)</sup> mit der *Ausflucht* auf für uns unmerkliche, weiter zurückliegende „spezifische Einflüsse in der Stammesgeschichte“. Durch eine unbekannte Größe, die lediglich in der Einbildungskraft existiert, läßt sich nichts erklären. Andererseits „verhehlt“ er selbst „sich nicht das schwierige Problem, wie die Eizelle sich im Laufe der Phylogenie mit dem reichen Inhalt von Erbfaktoren angefüllt hat, der sie jetzt auszeichnet“. Damit gesteht er

<sup>1)</sup> „Vom darwinistischen Aberglauben“ in „Natur und Kultur“, 24 (1927), 3 f.

<sup>2)</sup> Abstammungslehre und neuere Biologie, Jena 1927, 251 f.

ein das Unzureichende seiner Erklärung, wenn er nicht eine ursprüngliche Keimanlage annimmt, aus deren Fülle heraus die Entwicklung bis zum Endstadium schöpft; kann man doch nicht aus dem Leeren, sondern nur aus dem Vollen schöpfen! Alois Schmitt<sup>1)</sup> drückt sich klar aus: „Die Ausgestaltungen des Embryo sind bedingt durch die Zelle, das Ziel und die Lebensbedingungen seiner Entwicklung (105). Der Darwinianer K. Günther<sup>2)</sup> betont: Die Paläontologie zeigt uns nur *Formen*; die *Zusammengehörigkeit* ist eine *Theorie, keine Tatsache* (29). Der Privatdozent der Zoologie in Zürich S. Tschulok<sup>3)</sup> bezeichnet die Abstammungslehre als erdachte Annahme, welche nie durch Erfahrung bewiesen werden kann. — Trotzdem bekennt er sich zu ihr als einer ‚unabweislichen Forderung der Vernunft‘ nach einem einheitlichen Begriffe (94 f.).“ — Es ist dieselbe „Architektonik der reinen Vernunft“, durch welche Kant<sup>4)</sup> bereits den monistischen Evolutionismus angebahnt hat, welcher unter seinen Nachfolgern in der deutschen idealistischen Philosophie zum Durchbruch gelangt ist, namentlich durch Schelling, dessen Leitmotiv gewesen ist: „Unser Geist erträgt es nicht, daß man ihm für jede einzelne Erscheinung ein besonderes Prinzip aufdränge“<sup>5)</sup>. Diesen durch die Phantasiespekulation in das falsche Geleise des Monismus einmündenden Einheitstrieb der Vernunft hat Ludwig v. Plate zurückgebracht in die rechte Richtung des echten Monismus der katholischen Philosophie, welche durch folgerichtiges Zuendedenken der Wirklichkeit bis zu ihrem allumfassenden letzten Urgrund mit Hilfe der metaphysischen Vernunft den Monotheismus als der Weisheit letzten Schluß erweist.<sup>6)</sup> Selbst Rich. Hertwig<sup>7)</sup> räumt ein: „Auch der begeistertste Anhänger der Abstammungslehre, F. Häckel, konnte sich darüber nicht täuschen, daß von Beweisen im Sinne der exakten Wissenschaft nicht die Rede sein könne. Er hat die mancherlei Schwierigkeiten bei der Verwertung des Tatsachenmaterials nicht genügend eingeschätzt.“

<sup>1)</sup> Katholizismus und Entwicklungsgedanke, 1923, a. a. O.

<sup>2)</sup> Vom Urtier zum Menschen, I (1909), 6.

<sup>3)</sup> Die Deszendenztheorie, Jena 1922.

<sup>4)</sup> Kritik der reinen Vernunft, 538 ff.

<sup>5)</sup> Friedr. Klimke S. J., Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen, 1911, 226.

<sup>6)</sup> Dieser Nachfolger Häckels in Jena bekennt: „Der Schluß ist logisch unangreifbar, daß hinter den Naturgesetzen ein Gesetzgeber steht, ein höchstes, geistiges, persönliches Wesen, das wir als Schöpfer und Erhalter der Welt demutvoll verehren“ (Die Abstammungslehre, Jena 1925, 155).

<sup>7)</sup> Abstammungslehre, 1927, 186.

Alois Schmitt (ebd.) weist noch besonders hin auf den erfahrungsgemäßen Widerspruch des Darwinismus mit dem Mendelismus und der Biologie: „Ein Augustinermönch, Gregor Mendel zu Brünn (Mähren), wurde 1865 durch Kreuzungsversuche an Erbsen, Bohnen und Hyazinthen auf feste Zahlen und das Wesen der Vererbung geführt (23 f.): Es entsteht nichts wesentlich Neues, nur andere Verbindungen der Erbmaale bei den Enkeln und Enkelkindern (33). Der Laie klebt an dem Satze, der Tierkörper sei aus vielen Teilen oder Organen zusammengesetzt, so daß diese einzelnen Teile je für sich, unabhängig vom Ganzen, im Laufe der Entwicklung abgeändert werden könnten; aber er ist eine *lebendige Einheit* (54). Würde ein Teil verändert, so müßten zugleich die sämtlichen mit ihm aufs engste vereinten Teile umgestaltet werden (69). Die Ursache, weshalb alles wie in einem Gusse entsteht, wächst und gedeiht, können wir auch in den lebenden Zellen nicht ergründen (89).“ Kurt Aram<sup>1)</sup> führt den indirekten Beweis gegen „Häckels Stammbaumtheorie, daß die ganze Fülle der Organismen aus wenigen, möglichst nur einer Wurzel entsprungen sei: Wenn man von der Krone des Baumes aus seinen Wurzeln<sup>2)</sup> näher kommt, müßte die Zahl der Organismen und ihrer Varietäten immer kleiner werden. Die Erfahrung der Erdrinde zeigt aber: Die *Lebensformen* nehmen nicht ab, in je ältere *Erdschichten* man gelangt. Sie sind vielmehr in ihnen *überaus zahlreich*.“

Da die Wahrheit in der Regel in der Mitte liegt, empfiehlt Dr Süßenguth<sup>3)</sup> mit Berufung auf B. Dürken (Breslau)<sup>4)</sup> als „goldenem Mittelweg“ zwischen der Konstanz und Variabilität der Arten die „teleologisch-autogene Variationstheorie (= Unterscheidung einer höheren Zielstrebigkeit und niederen selbsttätigen Entfaltung) von P. Jakob Gerstner O. S. B.: Gott hat sicher direkt erschaffen den Stoff in seinem Uranfang, den Anfang des organischen Lebens und die Vertreter der sieben Tierstämme (58 ff.). Wahrscheinlich sind die Formen, welche ein Sichneuanpassen oder ein plötzliches Massensterben oder allmäßliches Verschwinden von Tatsachen der Paläontologie offenbaren, das Ergebnis eines großen Schöpfungsdramas, welches die dienenden Geister Gottes nach einem einheit-

<sup>1)</sup> Magie und Mystik, Berlin 1929, 24 f.

<sup>2)</sup> D. h. vom Endpunkt der Entwicklung ihrem Anfang.

<sup>3)</sup> „Gibt es eine Entwicklung?“ in „Natur und Kultur“, 21 (1924).

<sup>4)</sup> Allgemeine Abstammungslehre. Gemeinverständliche Kritik des Darwinismus und Lamarckismus, Berlin (Gebr. Bornträger).

lichen Plane des Schöpfers (monophyletischer Gedanke), jedoch vermöge ihres verschiedenen (nicht schöpferischen, sondern kombinierenden) Könnens äußerst mannigfaltig ausführten (polyphyletischer Gedanke). Demiurgische Variation und ‚autogene‘ (= durch äußeren Eingriff der weltgestaltenden Geister und innere, organische Veranlagung entstehende Wandlung) wie Bastardierung, Anpassung der durch erstere neu entstandenen Rassen, Rückentwicklungserscheinungen sowie die natürlichen Spaltungen und Vermehrungen verwickelten sich.“ Auch der größte Kirchenlehrer des christlichen Altertums, der heilige *Augustinus*, vertrat im wesentlichen diese Theorie zum Unterschied vom Darwinismus: „Er erklärte den Schöpfungsbericht so, daß Gott am ersten Tage alle Lebewesen in ihren Samen oder Keimen erschuf, und ihre Entfaltung oder *Ontogenie* (NB), nicht *Phylogenie* (= Einzel-, nicht Stammesentwicklung) hauptsächlich in den folgenden Schöpfungstagen stattfand und zum Teil noch sich abwickelt. Manichäer und andere morgenländische Sekten lehrten nämlich aus der verworrenen Uroffenbarung der Ägypter, Babylonier und Perser, daß Demiurgen die Welt aus nichts erschaffen hätten. Augustin widerlegte sie: Die guten und bösen Engel vermögen (bloß) den vorhandenen Stoff zu gestalten und die vom ersten Schöpfungstage her verborgen liegenden Keime plötzlich zur Entfaltung zu bringen, da sie einen viel tieferen Einblick in die Geheimnisse der Natur haben als Menschen.“ Zwar verpönt der „Fürst der Scholastik“, der heilige Thomas von Aquin<sup>1)</sup>, diese Ansicht von einer wenn auch nur untergeordneten *Mitwirkung der Engel bei der Schöpfung*, weil sie bei den Heiden den Anstoß zur Vielgötterei gegeben habe. Aber diese Gefahr besteht nicht mehr nach Überwindung des Heidentums, sondern bloß so lange, als das Heidentum in Blüte stand, auch im Alten Bunde. Deshalb läßt sich die Vermutung vertreten: „Der inspirierte Verfasser des jetzigen Schöpfungsberichtes der Bibel hat wegen der Gefahr des Götzendienstes bei den Juden die Angelogonie (Weltentstehung durch Engel) des ursprünglichen Schöpfungsberichtes weggelassen. Spuren davon sind vielleicht die Gegensätze: Im Anfang schuf Gott, und die Befehlsformen in den folgenden Versen<sup>2)</sup>, die Pluralform: Lasset uns den

<sup>1)</sup> Quaest. disp., De potentia Dei, q. 3, a. 4 c.

<sup>2)</sup> Deren Einleitung: „Gott sprach: Es werde!“ muß nicht eine unmittelbare Verursachung Gottes bedeuten, sondern kann auch ausgelegt werden als Ausdruck des göttlichen Willens einer mittelbaren Gestaltung durch dienende Geister nach seinem höchsten Willen und unter dessen einheitlicher Oberleitung.

Menschen machen,<sup>1)</sup> der dritte Schöpfungsbericht in Spr VIII, 22—31, in welchem ein Weisheitsengel spricht: „Jahve schuf mich als Erstling seiner Werke. Als er den Himmel herstellte, war ich dabei. Ich war an seiner Seite als Werkmeister, spielend in der Welt seiner Erde.“ — Woher kommen die Disharmonien der Schöpfung? (58 ff.). Durch die Antwort: Aus dem geringeren „Können“ der „dienenden Geister“, wird der teleologische Gottesbeweis erheblich entlastet. Man braucht dann nicht auf den erst in der Ewigkeit zu erwartenden vollen Einblick in die Weisheit des Schöpfungsplanes im dereinstigen Verklärungszustand zu trösten.

Aber auch ganz abgesehen von solchen theologischen Betrachtungen vermag Dr Süßenguth heute schon als Ergebnis profaner Wissenschaftsforschung festzustellen: „Der monophyletische Standpunkt (= der Abstammung aller noch so mannigfaltigen Wesensformen von einer einzigen Urform) ist von den meisten Empirikern aufgegeben worden. Die Entdeckung Walkotts, daß mit Ausnahme der Wirbeltiere im Kambrium schon alle Tierstämme vertreten sind, dürfte mit den Ergebnissen der Vererbungsforschung der mechanistischen Entwicklungstheorie den Todesstoß versetzen. Die Wirbeltiere sind nur deswegen nicht gefunden worden, weil ihnen bei der Kalkarmut der ersten Periode das verknöcherte Skelett fehlte, die Weichteile aber nicht erhalten werden konnten. Bei Annahme teleologischer Entwicklung können auch komplizierte Formen früher auftreten, die Farne z. B. vor den Moosen. — Viele sehr anpassungsfähige Formen wie Radiolarien (Strahltiere), Würmer und Brachiopoden (Kurzfüßler) vermochten vom Kambrium bis jetzt durchzuhalten. Die angeblichen Zwischenformen sind sehr fraglicher Natur. Auch der als Paradebeispiel so oft abgebildete Pferdestammbaum hat sich als falsch erwiesen, weil die Zähne des Großvaters jünger waren als die des Enkels. Die mumifizierten Tiere der Pyramiden sind genau dieselben wie die jetzt lebenden. Wenn also in einer Reihe von Jahrtausenden erfahrungsgemäß alles unverändert geblieben ist, ist die Behauptung, daß vor noch längerer Zeit Um-

<sup>1)</sup> Sonst wird sie in der Regel auf die drei Personen in Gott bezogen als *Andeutung des Geheimnisses der Allerheiligsten Dreifaltigkeit*. Indes beide Deutungen lassen sich vereinigen: Der Mensch ist das Ebenbild der Engel im allgemeinen als vernünftiges Wesen — im Gegensatz zu den unvernünftigen Tieren und der unlebendigen materiellen Schöpfung — und das Ebenbild des dreifältigen Gottes im besonderen durch seine dreifache Geistesanlage: Selbständigkeit des geistigen Wesens, dessen ideale Erfassung im Intellekt und reale im Willen.

wandlungen stattgefunden hätten, auf keinerlei Erfahrung zu stützen, sondern lediglich auf Phantasiespekulation, und noch dazu auf die unwissenschaftliche Tendenz des modernen Monismus: „Die mechanistischen Entwicklungstheoretiker trugen ein *pantheistisches Dogma*, den schrankenlosen Selbstbestimmungsbegriff, in die exakten Naturwissenschaften hinein. Sie begruben die großartigen Entdeckungen des Propstes Gregor Mendel (von den Vererbungsgesetzen) Jahrzehntelang mit Stillschweigen, weil sie den (nichts weniger als ‚voraussetzunglosen‘) Professoren in München (Nägeli) und Wien (Kerner) nicht in ihre entwicklungsmechanistische Theorie hineinpaßten (61 ff.). Daß Amphibien und Reptilien später als Fische, Säugetiere und Vögel später als Reptilien auftreten, ist bis heute *fast das einzige Argument* aus der Geschichte der Erde geblieben, daß die Tierstämme, von einander abstammend, sich vervollkommen hätten. Die *Kriterien der Vollkommenheit* liegen (jedoch) auf metaphysischem Gebiete“, bedingen daher höchstens eine ideale Aufeinanderfolge im Schöpfungsplan, *nicht* eine *reale Auseinanderfolge* oder physische *Abstammung*; sonst könnten Rückbildungen gar nicht wirklich werden. „Außerdem erscheint ein Fisch in seiner Art ebenso ‚vollkommen‘ als ein Säugetier oder ein Vogel. Das Erlöschen vieler Arten wird zwangslös durch Abänderung der klimatischen und biologischen Umweltverhältnisse erklärt. Nie und nirgends ist eine geographische Rasse gefunden worden, welche mehr wäre als eine Variation, eine Mutation, welche *gegenüber der Stammrasse eine Höherentwicklung* hätte erkennen lassen. Der Kampf ums Dasein erwies sich als Schlagwort übelster Art. In der Naturwissenschaft gibt es *keine natürliche Zuchtwahl*, sondern tausendfach komplizierte gesetzliche Zusammenhänge. Die prächtigen Schmetterlinge, Geruchstiere, sehen ihre eigenen bunten Farben nicht oder nur sehr unvollkommen. — Infektionskrankheiten treffen oft die Gesündesten. *Niedere Tiere* haben oft zweckmäßigere *Organeinrichtungen* als höhere, die aus ihnen hervorgegangen sein sollen. Wie gefährlich sind die Geburtsvorgänge gerade bei den höchststehenden Säugetieren? Nach Darwins Rezepte *kleinschrittige*, fortschreitende *Veränderungen* hätten überhaupt *keinen Wert* (90 ff.); sie könnten sich ja so wenig halten im rauhen Daseinskampf wie zarte Embryonengebilde. Überhaupt: „Der Satz: *Kleine Schritte, größte Zeiträume* birgt ein *Sophisma* in sich, als ob kleine Wirkungen ohne Ursache entstehen könnten, und als ob die Zeit eine Ursache wäre, als ob kleine Wirkungen, zu

einander addiert, eher ein neues Organisationsgesetz schaffen könnten, als jede einzeln für sich betrachtet, als ob das Höhere aus dem Niederen, das Sein aus dem Nichts hervorgehen könne<sup>1)</sup>). Der Kieler Botaniker Johannes Reinke<sup>2)</sup> kann sich darauf berufen: „Darwin selbst sagt: „Wenn die Existenz irgend eines zusammengesetzten Organes nachgewiesen werden könnte, das nicht möglicherweise (besser: das unmöglichlicherweise!) durch zahllose kleine Veränderungen gebildet worden ist, müßte meine Theorie unzweifelhaft zusammenbrechen.“ Gustav Wolff aber hat für eine Reihe von Fällen solche *Unmöglichkeit* mit logischer Schärfe *nachgewiesen* (72). Daß Kohlenhydrate, Eiweißstoffe u. s. w. aus den anorganischen Bestandteilen der Erdrinde von selbst, d. h. ohne *Eingreifen der Intelligenz* eines Chemikers entstehen könnten, wird niemand zugeben, der einigermaßen mit den Tatsachen der Chemie vertraut ist. Damit wird der Urzeugung ihre wichtigste Voraussetzung entzogen (78). Der Kampf ums Dasein kann nur Unzulängliches ausmerzen, doch keine neuen, zweckmäßig gebauten Typen schaffen (80).“

Die moderne Verbesserung des Darwinismus durch den *Psycholamarckismus* der Münchener Schule (Pauly, Francé) führt der Wiener Zoologe Prof. Karl Camillo Schneider<sup>3)</sup> auf ihren *wahren Kern* zurück. Ihre „erste These: Die Funktion bildet das Organ“ ist dahin zu berichtigen: „Die Funktion bringt gegebene, unvollkommen realisierte Anlagen zur vollen Aktualität (= Wirksamkeit). Die einzige Tatsache, auf die sich der Lamarckismus überhaupt stützen kann“, ist: „*Gebrauch steigert die Leistungsfähigkeit* z. B. der Muskulatur, und verändert das Organ, aber nur im Rahmen gegebener Anlagen. Man kann sich nicht einen langen Hals errecken, wie die Lamarckianer für die Giraffe behaupten, da einer Verlängerung des Halses die Wirbelsäule entgegenwirkt. — Die zweite These: Ursache der Funktion ist ein durch die Außenwelt in den Organismus eingelegtes Bedürfnis“ setzt voraus „die Zweckvorstellung, die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse und eine rationale Auswahl“. Allein weder sind „die Mittel zur Befriedigung immer gegeben“: bei der hungernden Giraffe die Verlängerung des Halses, um „an den Bäumen die unverbrannten Blätter erreichen“ zu können, noch „vermag das Tier überhaupt eine rationelle Auswahl zu treffen“,

<sup>1)</sup> Gerh. Esser: Religion, Christentum, Kirche, I<sup>3</sup> (1925), 291.

<sup>2)</sup> Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion, 1925 (Herder); näher: Kritik der Abstammungslehre, Leipzig 1920.

<sup>3)</sup> Die Grundgesetze der Deszendenztheorie, 1910, 66 ff., 73/4.

zumal „wo ein neues Organ, eine ganz neue Tätigkeit erfordert wird: die Giftzähne der Schlangen — bei den Bienen der Bau der Wachswaben des Stockes, deren komplizierte Zweckvorstellungen selbst an unsere Vernunft die allerhöchsten Anforderungen stellen würden“. — Bei den Tieren „sehen wir neben der kompliziertesten Instinkttätigkeit einen so überraschenden Mangel an Intelligenz, wie sie mit dem Besitz auch nur einer geringen Urteilskraft sich nicht vereinen läßt“. — Gegenüber dem Lamarckismus ist „sogar der Darwinismus doppelt im Vorteil: „Erstens gibt er unzweckmäßige Variationen zu. Zweitens erkennt er, daß für die Entstehung des Zweckmäßigen die Außenwelt mit in Betracht kommt, und rechnet in keiner Weise mit psychischen Faktoren der Organismen, die gar nicht vorhanden sind.“ Auch Richard Hertwig<sup>1)</sup> findet „durchaus berechtigt das Bestreben, auszukommen ohne die psychologische Hypothese, die unbewußte Vorstellung eines Bedürfnisses würde die Ursache seiner Befriedigung darstellen“.

Als *Ergebnis neuester Forschung* verzeichnet H. W. Behm (ebd.): Nach dem „Ausbau der Erbgesetze — würde alle Zuchtwahl, alle Auslese versagen, wie die mehr lamarckistisch betonte Vererbung erworbener Eigenschaften (80 f.). Niemand weiß, was die ungeheure Kraft ist, welche schon in einem einzelnen Zellenteilchen wohnt, um ein Ganzes trotz aller Unbill noch entstehen zu lassen. Ein unbedingtes Wissen und Wollen, das in den Raum hineinwirkt, wie Dürken sagt? Ein Streben nach Ganzheit, wie schon bei Kristallen? Eine dem Leben gegebene Eigengesetzlichkeit, eine organische Triebkraft, wie Aristoteles meinte? *Erbgut oder Umwelt*, das ist schließlich das *Pendel* an der Schicksalswage der ganzen Lebensforschung (86). Bei Häckels dreißig *Stammgruppen der menschlichen Ahnenreihe* ist die Hälfte *versteinerungskundlich* überhaupt nicht, und die andere Hälfte nur sehr zweifelhaft *belegt* (92)“. — E. Dennert<sup>2)</sup> hebt hervor: „Die Ahnen, aus welchen sich die gegenwärtigen Lebewesen entwickelt haben, dürfen keine spezialisierten Formen, sondern müssen weiterentwickelbare, also embryonale Formen gewesen sein, welche das Endziel der Entwicklung stets im Auge behielten (462). Sie müssen nicht spezialisierte Organe gehabt haben, die, je weiter zurück, desto einfacher waren. Diese von K. Snell aufgestellte und heute von Dacqué vertretene *Hypothese* wird dem *phylogenetischen Grundsatz*, bzw. dem

<sup>1)</sup> Abstammungslehre, 1927, 183.

<sup>2)</sup> Das geistige Erwachen des Urmenschen, 1929.

biogenetischen Grundgesetz besser gerecht.“ Allein sie scheitert an der selbst zugestandenen praktischen „Schwierigkeit, daß die noch unentwickelten Embryonalformen gar nicht für sich lebensfähig sind“ (464). Für den selbständigen Ursprung des Menschengeistes aber im Gegensatz zum Leib tritt Dennert entschieden ein: „Das Schöpferische kann nicht aus dem Unschöpferischen, das Beherrschende nicht aus dem Beherrschten erklärt werden, also auch nicht entstanden sein. Der Menschgeist kann sich nicht aus einer Tierseele entwickelt haben, tut er dies doch auch beim Kinde nicht. Er kann also nur von außen hineingelegt worden sein“ (471).

---

## Pastoralfälle.

### I. (Ein vom Advokaten beeinflußter defensor vineuli.)

A. tritt als Kläger in einem kirchlichen Eheprozeß auf und nimmt sich einen sehr versierten Advokaten. Der Advokat begibt sich zu dem etwas unbeholfenen Defensor, bespricht mit ihm den Fall und entwirft „aus Gefälligkeit“ die an die Parteien und an die Zeugen zu richtenden Fragen. Der Defensor übernimmt diesen Fragebogen und verwendet ihn, noch durch einige Nebenfragen ergänzt, zur Vorlage an den Richter. Die zweite Instanz entdeckt diesen Sachverhalt und fragt sich, wie das Ungesetzliche dieses Vorganges behoben werden kann. — Die Ungesetzlichkeit besteht darin, daß durch dieses Vorgehen die einzuvernehmenden Parteien und Zeugen die Fragen höchstwahrscheinlich vorher (durch den Advokaten) schon erfahren, was gegen can. 1776, § 1 verstößt. Auch wird hiedurch eine betrügerische Verabredung ermöglicht, was can. 1786 vermieden wissen will.

Obwohl nun hier grobe Verstöße gegen die Prozeßordnung vorgekommen sind, so ist doch das Urteil, welches daraufhin gefällt worden ist, nicht ungültig (vgl. die Nichtigkeitsgründe in den Canones 1892 und 1894). Es kann aber der Defensor der zweiten Instanz nach can. 1969, n. 3 verlangen, daß dieselben Personen und eventuell auch andere auf Grund eines neuen von ihm aufgestellten Fragebogens einvernommen und derart neue Beweismaterialien für die Appellationsinstanz geschaffen werden.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

### II. (Konsenserneuerung in einer gültigen Ehe.)

In einem Staate mit fakultativer Zivilehe und staatlicher Ehetrennung (Trennung des Ehebandes) ereignete sich folgender Fall: Titius und Livia schlossen eine kirchliche Ehe, machten von der staat-

lichen Ehetrennung Gebrauch und verheirateten sich civiliter anderweitig. Der beiden Ehen gestalteten sich unglücklich und wurden auf Ansuchen staatlicherseits dem Bande nach getrennt. Nun möchten Titius und Livia ihre ursprüngliche Ehe wiederum aufnehmen. Kirchlicherseits steht diesem Vorhaben kein Hindernis entgegen, muß vielmehr gewünscht werden. Der Staat verlangt aber einen Neuabschluß der Ehe. Weil im betreffenden Staate die fakultative Zivilehe rechtens ist, so können diese Eheleute ihre Konsenserneuerung vor dem katholischen Pfarrer oder dem staatlichen Standesbeamten vornehmen. Der katholische Pfarrer hat Bedenken, eine leere Zeremonie vorzunehmen, aber auch die Leute an den Standesbeamten zu weisen. Was ist zu tun? Der Pfarrer bestellt die Eheleute in die Pfarrkanzlei, erklärt ihnen die Sachlage, betont, daß ihre Ehe kirchlich gültig ist, daß sie aber, um der staatlichen Auffassung Genüge zu leisten, vor ihm und zwei Zeugen die Konsenserklärung zu erneuern haben.

Graz. Prof. Dr. J. Haring.

**III. (Eine passive Eheassistenz aus dem Jahre 1921.)** Eine katholische Frau kommt zum Priester Stephanus und klagt ihm ihr Leid. Sie hat im Jahre 1921 in einer österreichischen Stadt einen Mann geheiratet, der von der katholischen Kirche zum Protestantismus übergetreten war. Da der Mann in eine katholische Kindererziehung nicht einwilligte, kam es zu einer protestantischen Trauung. Nach derselben begaben sie sich in das katholische Pfarramt und erklärten vor dem Pfarrprovisor und vor zwei Zeugen nochmals ihre Ehe. Der Trauungsschein trägt in der Rubrik „Trauungspriester“ die Bemerkung „passive Assistenz“. Die Frau war zunächst beruhigt, mußte aber in der Beichte erfahren, daß die passive Assistenz seit der Rechtskraft des Kodex (Pfingsten 1918) keine gültige Ehe mehr zustandekommen lasse. Der Mann ist gewillt, die Ehe fortzusetzen, will aber von der Garantie der katholischen Kindererziehung und von einer Konsenserneuerung nichts wissen. Was soll nun Stephanus der Frau raten?

Zunächst ist es richtig, daß seit Pfingsten 1918 die passive Eheassistenz abgeschafft ist. Com. interp. 10. März 1928, A. A. S. XX, 120 (Theol.-prakt. Qu.-Schr. 1928, 601 f.). Auf eine Anfrage aus Linz erklärte das S. Officium 3. Feb. 1929, Nr. 2087 (Th.-pr. Qu.-Schr. 1929, 385 f.), daß auch die in der Zwischenzeit vom 19. Mai (Pfingsten) 1918 bis 10. März 1928 mit bloß passiver Assistenz geschlossenen Ehen ungültig seien. Hiemit wäre auch das Urteil über die Ehe im vorliegenden Falle gefällt. Zur Vorsicht wendet sich Stephanus an das Pfarramt, welches die passive Assistenz geleistet hat, und erfährt, daß man, wie

gewöhnlich bei passiven Assistenzen, in der Pfarrkanzlei vor zwei Zeugen von den Brautleuten das Jawort abverlangt habe.

So weit der Bericht. Hiedurch wird der Fall aber wiederum verdunkelt. Wurde bei der Trauung im Jahre 1921 wirklich das Jawort den Brautleuten *abverlangt*, dann mochte scheinbar eine „passive Assistenz“ vorliegen, tatsächlich war es eine (natürlich unerlaubte) aktive Assistenz und war dem can. 1095, § 1, n. 3 (*requirant excipiantque contrahentium consensum*) Genüge geleistet. Die Frau würde also in einer gültigen Ehe leben. Da aber der Umstand des Abverlangens des Konsenses nicht sicher bewiesen werden kann und das offizielle Dokument nur von passiver Assistenz spricht, so wird im vorliegenden Falle wohl am besten *ad cautelam* vom Bischof die sanatio in radice erbeten. Dieses Vorgehen hat auch den Vorteil, daß die Frau versprechen muß, soweit es in ihrer Macht steht, für die katholische Taufe und katholische Erziehung der Kinder zu sorgen.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

**IV. (Subdelegation für die Eheassistenz.)** In einer Großstadt des Industriegebietes helfen vielfach Ordenspriester in einer Pfarrkirche aus. Öfters müssen sie auch den Ehen assistieren. Seit der Entscheidung der Interpretationskommission vom 28. Dezember 1927<sup>1)</sup> passiert es nun öfters, daß am Abend dem Klosterobern die Namen eines Brautpaars mitgeteilt werden, wobei er dann zugleich delegiert wird, dieser Ehe zu assistieren mit der Vollmacht, den Pater, den er am folgenden Tage zur Aushilfe in die Pfarrkirche schicken wird, zu subdelegieren. Auf diese Weise wird der Klosterobere delegiert bald vom Pfarrer, bald von einem der Kapläne, die alle *ad universitatem causarum* delegiert sind. Kürzlich nun erschien ein Erlaß des Ordinariates, in welchem allen Geistlichen besonders anempfohlen wurde, die Vorschriften der Kirche bezüglich der Delegation genau zu beobachten, da es sich schon öfters herausgestellt habe, daß Ehen wegen mangelnder Delegation ungültig geschlossen wurden. Nachträglich entstanden deshalb Zweifel, ob die erwähnte Praxis richtig sei.

Vor Lösung dieses Zweifels sei zunächst die Entscheidung vom 28. Dezember 1927 angeführt. Es handelt sich um eine doppelte Entscheidung bezüglich der Subdelegation für die Eheassistenz. Zunächst war angefragt worden, ob ein Hilfsgeistlicher, der nach Norm von can. 1096, § 1 vom Pfarrer oder Ortsordinarius eine allgemeine Delegation für Eheassistenz erhalten hat, einen andern bestimmten Priester subdelegieren könne, um einer bestimmten Ehe zu assistieren. Die Antwort lautete be-

<sup>1)</sup> A. A. S. XX, p. 61.62. Vgl. auch diese Zeitschrift 1928, S. 376.

jahend. Außerdem war angefragt worden, ob der Pfarrer oder Ortsordinarius, der nach Norm von can. 1096, § 1 einem bestimmten Priester die Delegation gegeben hat, einer bestimmten Ehe zu assistieren, ihm auch die Erlaubnis geben könne, einem andern bestimmten Priester die Assistenzvollmacht für die genannte Ehe zu subdelegieren. Auch auf diese Frage gab die Interpretationskommission eine bejahende Antwort.

Hieraus ergibt sich zunächst klar, daß der *Pfarrer* den Klosterobern für eine bestimmte Ehe delegieren kann *mit der Vollmacht*, einen andern bestimmten Priester zu subdelegieren. Im Zweifel konnte man höchstens darüber sein, *von wem* der Priester, welcher die Subdelegation erhalten soll, bestimmt sein muß: vom Pfarrer oder vom Klosterobern? Vor der eben angeführten Entscheidung herrschte hierüber unter den Autoren keine Einigkeit. Wernz-Vidal<sup>1)</sup> vertrat die Ansicht, es genüge, wenn der delegierte Priester (also nicht notwendig der Ortsordinarius oder der Pfarrer) denjenigen bestimme, der subdelegiert werden soll. Vermeersch aber hielt diese Ansicht nicht für sicher und meinte, der Subdelegierte könne nicht vom delegierten Priester bestimmt werden, sondern nur vom Ortsordinarius oder Pfarrer.<sup>2)</sup> De Smet scheint dieser Ansicht beizustimmen.<sup>3)</sup> Zum Beweis für seine Ansicht berief sich Vermeersch auf can. 1096, in welchem „quaelibet generales delegationes“ ausgeschlossen werden. Nach Erlaß der eingangs erwähnten Entscheidung aber änderte Vermeersch seine Ansicht.<sup>4)</sup> Er schreibt unter Berufung auf Wernz (Jus Matr.<sup>2</sup>, n. 180) ungefähr folgendes: nach dem früheren Recht unterschied man eine dreifache Delegation, nämlich die Delegation einer einzelnen Person, ferner die Delegation von mehreren Personen, endlich die Delegation einer unbestimmten Persönlichkeit. Wenn die Vollmacht erteilt wurde, zu subdelegieren, so wurde dies nicht betrachtet als die Delegation einer unbestimmten Person, sondern als die Delegation von mehreren Personen. Da aber durch das in can. 1096, § 1 enthaltene Verbot einer allgemeinen Delegation nur die Delegation einer unbestimmten Person verboten ist, so bleibt die Delegation mehrerer Personen erlaubt, auch in der Art und Weise, wie sie früher ausgeübt wurde, nämlich so, daß der *Delegierte* selbst *die Person bezeichnen* kann, welcher er die *Subdelegation* verleiht.

Demnach konnte also der *Pfarrer* den Klosterobern für eine bestimmte Ehe *delegieren* und ihm dabei die *Vollmacht*

<sup>1)</sup> Wernz-Vidal, Jus Matrimoniale n. 538, nota 41.

<sup>2)</sup> Vermeersch, Theol. Moral. III<sup>2</sup>, n. 799.

<sup>3)</sup> De Smet, De Spons. et Matr. n. 119, nota 4.

<sup>4)</sup> Vgl. Periodica T. XVII, p. 44.

geben, einen seiner Untergebenen, den er (der Klosterobere) nach Belieben bestimmen konnte, zu *subdelegieren*.

Konnte aber auch ein ad universitatem causarum delegierter *Kaplan* den Klosterobern *subdelegieren* mit der Vollmacht, einen beliebigen Untergebenen weiter zu *subdelegieren*? — Daß auch der Kaplan den Klosterobern selbst *subdelegieren* konnte, geht aus der angeführten Entscheidung klar hervor. Die Frage aber, ob er auch den *subdelegierten* Obern bevollmächtigen könne, die *subdelegierte Vollmacht noch einmal zu subdelegieren*, wird in den beiden genannten Entscheidungen nicht berührt.

Man muß deshalb die Lösung auf einem andern Wege versuchen. Zu diesem Zwecke sei an die Rechtslage vor den beiden genannten Entscheidungen erinnert. Die daselbst mit „Affirmative“ beantworteten Fragen waren vorher von einigen Autoren verneint, von den meisten aber bejaht worden. Erstere sagten, da Eheassistenz kein Jurisdiktionsakt sei, so würden auch die in can. 199 für Delegation der Jurisdiktion aufgestellten Normen nicht gelten, sondern nur die Normen, welche in can. 1096 aufgestellt sind. Die andern sagten, wenn auch die Vollmacht zur Eheassistenz keine Jurisdiktionsgewalt sei, so werde sie doch in Bezug auf die Übertragung an andere wie die Jurisdiktionsgewalt behandelt; dies ergebe sich aus dem früheren Rechte und auch aus dem noch heute gebrauchten Worte „Delegation“ der Eheassistenz. Deshalb würden auch die von can. 199 aufgestellten Normen für Delegation der Eheassistenz gelten, soweit sie nicht von can. 1096 berichtigt würden. — Diese Begründung wurde zwar in keiner Entscheidung offiziell anerkannt. Wohl aber wurde die Folgerung, welche die Autoren aus ihrer Anschauung zogen, in den genannten Entscheidungen anerkannt. Dies berechtigt zu dem Schluß, daß für die Delegation der Eheassistenz dieselben Normen gelten wie für die Delegation der Jurisdiktionsgewalt, soweit nichts anderes bestimmt ist. Demnach scheint man auch can. 199, § 5 auf die Weitergabe der Subdelegation bei der Eheassistenz anwenden zu können. Dieser Paragraph aber sagt: „Keine *subdelegierte* Gewalt kann wiederum *subdelegiert* werden, wenn dies nicht ausdrücklich geslattet worden ist.“ Wenn also dem Klosteroben von einem Kaplan die Vollmacht zur Eheassistenz *subdelegiert* worden ist, so kann der Klosterobere sie nur dann weiter *subdelegieren*, „wenn dies ausdrücklich gestattet worden ist“. — Aber *wer* muß dies gestatten: der Pfarrer, bezw. Ortsordinarius, oder kann es auch der Kaplan allein gestatten? Vermeersch schreibt darüber: „*Jurisdictio subdelegata iterum delegari numquam potest, salva expressa concessione a delegante facta.*“<sup>1)</sup> In unserem Falle aber wird die Vollmacht nur vom Pfarrer „delegiert“,

<sup>1)</sup> Vermeersch, Epitome I, n. 228.

vom Kaplan wird sie „subdelegiert“. Also kann die vom Kaplan subdelegierte Vollmacht nur dann weitergegeben werden, wenn der Pfarrer dies gestattet. Ähnlich schreibt Vermeersch, wenn er bei Erklärung der Fakultäten, welche von der Propaganda verliehen werden, den eben zitierten can. 199, § 5 anführt und dazu schreibt: „Es ist aber wohl zu bemerken, daß es nicht in der Gewalt desjenigen ist, der subdelegiert, die Vollmacht zu geben wiederum zu subdelegieren, diese Vollmacht muß vielmehr von jenem verliehen werden, der die *ordentliche Gewalt* hat.“<sup>1)</sup> In dem Fall, der uns beschäftigt, hat nach der Definition, welche can. 197 gibt, nur der Pfarrer (nicht der Kaplan!) die ordentliche Gewalt der Ehe zu assistieren, also kann auch nur er die Vollmacht geben, die subdelegierte Gewalt wiederum zu subdelegieren. — Soweit Vermeersch leugnet, daß der generell Delegierte kraft der allgemeinen Delegation die Vollmacht geben könne, die subdelegierte Assistenzvollmacht weiterzugeben, stimmt Schwentner allerdings nicht rückhaltslos zu und meint, es bedürfe hierin zur völligen Klarstellung noch einer Entscheidung der Interpretationskommission.<sup>2)</sup> Jedenfalls aber wird man vorerst gut daran tun, das Sicherere zu wählen, um vor etwaigen unliebsamen Überraschungen gesichert zu sein.

Die Erlaubnis, die subdelegierte Gewalt weiter zu subdelegieren, muß ferner „ausdrücklich“ gegeben werden. In unserem Falle muß also der Pfarrer<sup>3)</sup> ausdrücklich erklären, daß die vom Kaplan subdelegierte Vollmacht weiter subdelegiert werden könne. Wie der Pfarrer den Kaplan „ad universitatem causarum“ delegieren kann, so scheint er ihm auch für immer die Erlaubnis geben zu können, zu gestatten, daß die von ihm (d. h. von dem Kaplan) subdelegierte Vollmacht weiter subdelegiert werden könne. — Da aber verlangt wird, diese Vollmacht müsse ausdrücklich (expresse) gegeben werden, so genügt es nicht, daß der Pfarrer die Praxis des Kaplans kennt und stillschweigend billigt. In diesem Falle würde er die Erlaubnis nur stillschweigend (tacite) geben. Dagegen scheint es nicht nötig zu sein, daß der Pfarrer formell (explicite) sagt, er gestatte die weitere Subdelegation der vom Kaplan subdelegierten Vollmacht, es genügt, wenn er es „implicite“ tut, indem er z. B. dem Kaplan sagt, bei Bestellung eines Stellvertreters aus dem Kloster solle er zur Vermeidung unnötiger Schwierigkeiten so vorgehen wie der Pfarrer.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich von selbst, unter welchen Voraussetzungen die in der Anfrage nur allgemein beschriebene Praxis richtig war, unter welchen aber nicht.

Münster (Westf.). P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

<sup>1)</sup> Periodica XI, p. (75).

<sup>2)</sup> Theologie u. Glaube 1930, S. 58.

<sup>3)</sup> Unter der Voraussetzung, daß die oben erwähnte Ansicht von Vermeersch richtig ist.

**V. (Applikation der heiligen Messe für Andersgläubige.)<sup>1)</sup>**  
 Titius, ein junger Kaplan in einer konfessionell gemischten Gegend Deutschlands, wurde von der katholischen Caja gebeten, er möge doch für ihren verstorbenen protestantischen Vater ein Jahresamt singen, ohne jedoch von der Kanzel aus oder im Kirchenblatt oder sonstwie das Amt bekanntzugeben. Der Kaplan lehnte entschieden das Begehr von der Caja ab mit der Begründung: can. 1241 schließe formell die missa exsequialis und die missa pro anniversario für Andersgläubige aus; zudem sei er der Ansicht, daß für einen Andersgläubigen überhaupt kein Requiem gesungen werden dürfe, da in diesem Fall von einem „privatum applicare“ im Sinne des can. 2262, § 2, n. 2 nicht mehr die Rede sein könne. Ob eine Privatmesse für den Verstorbenen gelesen werden dürfe, könne er nicht mit Bestimmtheit sagen, da die Autoren das „privatum applicare“ doch ganz verschieden auslegten. Auf jeden Fall sei ein scandalum zu befürchten, wenn die katholischen Angehörigen eines verstorbenen Andersgläubigen in Trauerkleidung einer Requiemsmesse beiwohnen würden.

Derselbe Titius wurde zu wiederholten Malen gebeten, eine stille heilige Messe für die Verstorbenen der Familie N. N. am Sonntag auf der Kanzel zu verkünden. Es war dem Kaplan nicht unbekannt, daß die Verstorbenen der Familie N. N. teils katholisch teils protestantisch waren. Auch den Pfarreingesessenen war diese Tatsache bekannt. Titius lehnte wieder ab mit der Berufung auf Gregor XVI., der am 16. Februar und am 9. Juli 1842 über den Gottesdienst für Andersgläubige sich sehr streng ausgesprochen habe.<sup>2)</sup>

Endlich verlangte Laelius von Titius folgende Applikation: er möge am Mittwoch für einen verstorbenen Protestant eine Requiemsmesse lesen; am Sonntag zuvor solle er auf der Kanzel verkünden: am nächsten Mittwoch lese ich eine stille Requiemsmesse nach einer Privatintention. Laelius gab das ausdrückliche Versprechen, mit niemandem von der Applikation zu reden. Titius weigerte sich wiederum, das Stipendium anzunehmen.

Hat Titius richtig in den drei Fällen gehandelt?

\* \* \*

Den Schlüssel zur Lösung der drei Fälle, die wirklich praktisch sind, und bald in dieser, bald in jener Form auf-

<sup>1)</sup> Dieser Beitrag ist eine Erweiterung der Mitteilung über „Meßapplikation“ in dieser Zeitschrift 1928, S. 372 ff. Dort behandelt Prof. Dr Haring kurz die nämlichen Fragen und geht auch auf einige Schwierigkeiten ein, die im Folgenden beleuchtet werden.

<sup>2)</sup> Ep. „Officium“ ad Episcopum Augustanum; Ep. „Litteras acceptimus“ ad praesidem monachorum Schyrensum O. S. B. (Fontes C. J. C. nn. 499; 500).

tauchen, bietet can. 809. Er lautet: *Integrum est Missam applicare pro quibusvis tum vivis, tum etiam defunctis purgatorio igne admissa expiantibus, salvo praescripto can. 2262, § 2, n. 2.* Dieser Kanon, der eine Einschränkung des can. 809 bedeutet, hat folgenden Inhalt: § 1. *Excommunicatus non fit particeps indulgentiarum, suffragiorum, publicarum Ecclesiae precum.*

§ 2. Non prohibentur tamen:

1º *Fideles privatim pro eo orare;*

2º *Sacerdotes Missam privatim ac remoto scandalo pro eo applicare; sed si sit vitandus, pro ejus conversione tantum.<sup>1)</sup>*

Die weite Fassung des can. 809 (*pro quibusvis tum vivis tum etiam defunctis*) sowie die frühere Praxis<sup>2)</sup> lassen kaum die Möglichkeit zu, unter den „*pro quibusvis*“ nur Katholiken zu verstehen; wir müssen darunter Getaufte und Ungetaufte verstehen.<sup>3)</sup> Für getaufte Andersgläubige (Häretiker und Schismatiker) könnte also nur can. 2262, § 2 n. 2 eine Einschränkung bewirken, insofern die Häretiker und Schismatiker nach can. 2314, § 1, n. 1 als excommunicati betrachtet werden.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Missam applicare ist nach *Gasparri, de Eucharistia* n. 466 elicere „actum voluntatis quo sacerdos celebrans intendit sacrificium eucharisticum offerre pro aliquo sive pure et simpliciter sive ad determinatum finem; qui exinde specialem fructum propitiatorium percipit, absente obice, praeter adorationem et gratiarum actionem nomine ejus specialiter factam“.  
Dieser fructus heißt *fructus specialis*, nach anderen *fructus medius* oder *ministerialis* (l. c. n. 34). Es handelt sich, wie *Lehmkuhl, Theol. moralis* (ed. 12) richtig hervorhebt, nicht um die Zuwendung der *fructus ex opere operantis*, sondern „de iis fructibus directe applicandis, qui applicationi sacerdotis subsunt, quatenus personam alienam in publico munere agit; i. e. quatenus nomine Christi et Ecclesiae agit et fructus ex parte Christi et Ecclesiae oriundos dispensat“ (vol. II, p. 241, 5º).

<sup>2)</sup> Vgl. *S. C. de Prop. 12. sept. 1645* (Collect. de Prop. Fide n. 114 Sextodecimo): non licere, si vere in sua infidelitate decadunt. *S. Off. 19. apr. 1837* (Fontes C. J. C. n. 876): pro conversione graeco-schismaticorum; *S. C. de Prop. 11. mart. 1848* (Collect. n. 1028): secondo la mente o intenzione di un oblato gentile, che abbia per iscopo di ottenerne la guarigione da malattia, o la liberazione dal carcere e della pena capitale che gli sovrasta. *S. Off. 12. jul. 1865* (Fontes n. 985): pro turcarum aliorumque infidelium intentione. *Bened. XIV. C. „Ex quo primum“ 1. mart. 1756, § 23* (Bullar. Bened. XIV. t. III. P. II C. 54). *S. Alphons. Theol. Mor. lib. VI. n. 308 ff.* *Wenz, Jus Decretalium*, t. III. n. 542. *Hollweck, Die kirchlichen Strafgesetze*, § 46, nota 6. *Lehmkuhl*, l. c. n. 243 ff. *Kober, Der Kirchenbann*, S. 279 ff. *Sägmüller* (ed 3). *Kirchenrecht*, § 16. *Hinschius, System des kath. Kirchenrechtes*, B. IV, S. 182 ff. *Goepfert, Moraltheologie* (ed. 2), B. 3, n. 84.

<sup>3)</sup> Vgl. can. 1239, § 2. *Bened. XIV., de sacrificio missae, lib. II, tit. XIII, n. 5.* *S. R. R. Dec. 47, n. 6. in Recent. P. VIII.*: verba „quibusvis“ tamquam universalia omnia comprehendunt; n. 10: verba *universalia* sunt proprie, prout sonant, intelligenda; unde ab illis *abhorret* omnis interpretatio *restrictiva*; Dec. 276, n. 5. in *Recent. P. 11.*

<sup>4)</sup> Als excommunicati werden die Häretiker und Schismatiker betrachtet vom *S. Off. 12. jul. 1865* (l. c.): questa proibizione (Ecclesiae) esiste pro excommunicatis, et consequenter pro haereticis, qui sunt omnes excommunicati; *Bened. XIV. C. „Ex quo primum“, § 23. Hollweck*, l. c., § 101, nota 2. *Capello, de Sacr.*, vol. I, n. 618, 3.

Hat nun der Cod. jur. can. Klarheit geschaffen in der heiklen Frage der Applikation der heiligen Messe für getaufte Andersgläubige? Man sollte es meinen. Schreibt doch Meester:<sup>1)</sup> „Ita (can. 2262) solvitur intricata controversia quae olim vigebat de applicatione missae vitandis et toleratis.“ Ist die Streitfrage wirklich beseitigt? Stimmen alle Autoren, die den Kodex erklären, im Wesentlichen überein? Es scheint nicht. Hinsichtlich der Personen, für welche appliziert werden darf, herrscht immer noch Uneinigkeit; und bezüglich des „privatum applicare“ kann von einer gemeinsamen Auffassung der Autoren nicht die Rede sein.

In der Frage nach den Personen, für welche nach dem Kodex appliziert werden darf, unterscheidet Noldin-Schmitt<sup>2)</sup> folgende Gruppen:

1. *Publica applicatio prohibetur*: a) pro excommunicatis quibuslibet vivis; b) pro defunctis, quibus denegata fuit sepultura ecclesiastica, prohibetur non solum missa exequialis, sed etiam anniversaria.

2. Etiam *privata applicatio prohibetur* pro excommunicatis vitandis; solum pro conversione eorum licet privatum offerre sacram

3. Inde *privatum* licet pro omnibus, fidelibus et infidelibus, vivis et defunctis applicare, exclusis solis excommunicatis vitandis; *publice* vero pro omnibus, exceptis insuper sub n. 1. relatis.

Cappello<sup>3)</sup> erklärt: etiam pro infidelibus celebrari debet „privatum“. Dagegen stellen Vermeersch-Creusen<sup>4)</sup> den Satz auf: Post can. 809 *praetermissi* jam possunt variae *distinctiones inter haereticos et infideles*, quibus, nisi nonnullis particularibus SS. CC. responsis, uti solebant auctores, ita ut severius de haereticis et schismaticis quam de infidelibus dicerent.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Compendium J. C. n. 1760, 2<sup>o</sup>, c.

<sup>2)</sup> de Sacramentis (ed. 19.) n. 178.

<sup>3)</sup> I. c. 618, n. 4.

<sup>4)</sup> Epitome J. C. (ed. 2) vol. II, n. 80.

<sup>5)</sup> Meines Erachtens muß auch nach dem Kodex zwischen excommunicati sive catholici sive haeretici sive schismatici einerseits und den infideles seu non baptizati ein Unterschied gemacht werden, und zwar aus folgenden Gründen: a) aus einem inneren Grunde; die excommunicatio stellt eine Strafe und folgerichtig eine privatio dar (cf. can. 87); die Kirche will die Exkommunizierten *strafen*; der Priester kann und darf nicht nomine Ecclesiae für solche beten. Klar ist diese Wahrheit ausgesprochen bei den Salmantenses, Cursus Theol. Mor. De Censuris, cap. 3, n. 52 ff., de Sacrificio Missae, cap. II, n. 14 ff. Die Ungetauften sind nicht zu strafen, sondern zu gewinnen. Den großen Unterschied zwischen den Excommunicati und den infideles legt das Heilige Offizium in der Entscheidung vom 12. Juli 1865 (Fontes C. J. C. n. 985) selbst dar. Die Anfrage lautete: utrum liceat sacerdotibus Missam celebrare pro turcarum aliorumque infidelium

Ebensowenig herrscht Klarheit über die Bedeutung des „privatum applicare“. Noldin-Schmitt<sup>1)</sup> schreibt: „Publica dicitur applicatio, si ex rei natura (v. g. missa exsequialis) vel ex annuntiatione facta communitati notum est pro quo applicetur; privata, si soli sacerdoti vel uni alterive (v. g. danti stipendum)

intentione, et ab iis eleemosynam pro Missae applicatione accipere. Die Antwort war folgende: Affirmative, dummodo non adsit scandalum ac nihil in missa addatur, et quoad intentionem, constet nihil mali aut erroris aut superstitionis in infidelibus eleemosynam offerentibus subesse. Die beigegebene Instruktion gibt den Grund der Entscheidung an: „Puo dirsi col Bellarmino (De Missa, lib. VI, Cap. VI): certum est, etiam ex natura rei, si nulla sit prohibitio Ecclesiae, licere offerre pro hujusmodi hominibus (qui extra Ecclesiam sunt). Ora questa proibizione esiste pro excommunicatis, et consequenter pro haereticis, qui sunt omnes excommunicati, ma non per gl' infedeli e conseguemente puo per essi offriri il sacrificio della messa, nam haec traditio, imo et Apostolica constitutio est . . . neque exstat quod sciam, ulla Ecclesiae manifesta prohibitio.“ Wichtig für die ganze Frage ist die Schlußbemerkung über den Grund, daß manchmal dasselbe Heilige Offizium eine entgegengesetzte Antwort gegeben hat; die Bemerkung lautet: Vuolsi per altro qui cautamente avvertire che siccome sogliono talora quest' infedeli richiedere speciali preghiere da inserirsi nella sacra liturgia o vengono mossi a cio da false idee o da superstizione: ove certamente constasse o si avesse dallo insieme delle circostanze fondato dubbio aliquid mali aut erroris aut superstitionis subesse, ovvero si esigesse apertamente ut aliquid in Missa addatur contro le canoniche prescrizioni, non si potrebbe offerire la Messa per tali richiedenti, ne accettare la elemosina, perche si farebbe cosa illecita, e si terrebbe mano a simili pregiudizi ed errori, ed in questo senso appunto si trovano date più volte dal S. Offizio risposte negative. Zu diesen Entscheidungen gehört die des Heiligen Offiziums vom 14. Mai 1779 (Coll. n. 535). Der Tatbestand war folgender: Turcae Chocini in Moldavia incolae occasione rerum suarum deperditarum aut furto-ablatarum, ad fratres Minores Conventuales proxime distantes oblationes quasdam mittunt, urgentes per suum missum quatenus ope divi Antonii Patavini quem Turcae Camenecii vivere opinantur, res amissas rehabere valeant. Die Konventionalen legten nun drei Zweifel vor: 1) an Fratres Minores a turcis oblationes recipere valeant? 2) An pro turcis possint Missae celebrari? 3) An oblationes illas possint accipere titulo eleemosynae, pro Missa celebranda ad altare S. Antonii secundum offerentis exigentiam seu intentionem? Die Antwort lautete: juxta propositas facti circumstantias non licere. Die beigegebene Instruktion wies darauf hin, daß es sich bei den Türken um eine „putida, imo vero ridenda superstitione“ handle; sie rufen den heiligen Antonius an im Glauben, er lebe wahrhaftig noch in Kamieniec, und besorge verlorene und gestohlene Sachen. Ebenso richtet sich die Entscheidung vom 25. Februar 1837 (S. C. de Prop. Fide; Collect. n. 854) gegen Mißbrauch und Profanation heiliger Stätten, insofern zur Zeit der heiligen Messen, die für die Mohammedaner gefeiert wurden, besonders am Feste des heiligen Antonius von Padua, die türkischen Frauen sich unter den Altar legten . . . Dagegen hat dieselbe Kongregation am 11. März 1848 ohne jede Restriktion die Applikation nach der Intention eines Heiden gestattet (Collect. n. 1028). Den Unterschied zwischen Applikation für Heiden und Exkommunizierten hebt Benedikt XIV. in seiner C. „Ex quo primum“, § 27 klar und scharf hervor. Vgl. Salmanticense, de Missae Sacrificio, I. c., n. 18 sq.

<sup>1)</sup> I. c. n. 178, 1. b. Haring I. c. S. 373 hebt diesen Unterschied ebenfalls hervor.

notum est.“ Vermeersch-Creusen<sup>1)</sup> „Privatum fit applicatio, quando publica pronuntiatio omittitur et nomen ejus pro quo celebratur in missa non exprimitur.“ Eichmann<sup>2)</sup> faßt das „privatum applicare“ als „Privatmessen applizieren“ auf. De Meester<sup>3)</sup> deutet das „privatum“ also: „exclusis omnibus publicitatis signis ita ut intentio unice cognoscatur offerenti et petenti et insuper exclusa omni missae sollemnitate.“ Cappello<sup>4)</sup> geht schon mehr auf Schwierigkeiten ein, wenn er schreibt: „Quid significat Missam privatim applicare? Plures cum S. Alphonso censem eaenam sacerdotem, offerre Missam privatim, quatenus est opus proprium suae privatee personae, non autem nomine Ecclesiae, vel ut minister Christi. Haec opinio, prout affirmat sacerdotem litantem non offerre sacrificium Missae qua ministrum Christi nullo modo sustineri potest; prout asserit Sacrum a sacerdote fieri nomine proprio, non autem nomine Ecclesiae, item sustineri nequit. Privata celebratio opponitur publicae sive solemnii i. e. cum aliqua pompa sive apparatu externo peractae.“<sup>5)</sup>

\* \* \*

Welches ist nun der Sinn des „privatum applicare“? Der Text selbst läßt ja, abstrakt gesprochen, verschiedene Deutungen zu. Der wahre Sinn ergibt sich, sobald man im einzelnen Fall den *Gegensatz* von „privatum“ kennt.<sup>6)</sup> Den Gegensatz zu

<sup>1)</sup> Epitome vol. II, n. 80.

<sup>2)</sup> Das Strafrecht des Cod. jur. can., S. 94.

<sup>3)</sup> I. c. n. 1760.

<sup>4)</sup> De Censuris (ed. 2) n. 156 e; de Sacr. vol. 1, n. 620. Im alten Recht stellte Hollweck I. c. § 101, nota 2 dem privatim das publice et solemniter entgegen; Sägmüller I. c. S. 83 spricht von missae privatae; der Gegensatz ist: missae solemnes, feierliches Requiem; in der 4. Aufl. § 17 heißt es: Der Priester darf . . . privatim für einen Excommunicatus toleratus die heilige Messe lesen. Daher darf für verstorbene nichtkatholische Landesherren kein feierliches Requiem gehalten werden. Über die verschiedene Bedeutung von missa privata vgl. Benedikt XIV., de Sacr. missae, lib. II, c. 22, n. 7; Hinschius, I. c. IV, 198; Scherer, Handbuch des Kirchenrechtes, Bd. 2, S. 660.

<sup>5)</sup> Haring I. c. S. 373 gesteht, daß er in seinen „Grundzügen des Kirchenrechtes“<sup>7)</sup> S. 571 noch an der Entscheidung der S. C. S. O. vom 7. April 1875 festhielt. Diese erklärte das „missam offerre pro illis, qui in manifesta haeresi moriuntur, etiam pro casu, quo hujusmodi applicatio tantum sacerdoti et illi, qui dat eleemosynam, nota esset“ als unerlaubt. Doch in seinem Artikel spricht er einer milderden Ansicht durchaus nicht die Probabilität ab. Diese versteht „unter publice“ applicare nur die öffentlich kundgemachte Applikation.

<sup>6)</sup> Über die verschiedene Bedeutung von privatim, privatus, publice, publicus vgl. can. 239, § 1, n. 14; 759, 848, 855, 976, 998, 1000, 1007, 1037, 1102, 1004, 1122, 1162, 1188, 1189, 1194, 1256, 1259, 1274, 1277, 1279, 1308, 1325, 1813, 2197, 2271, 2309 u. s. w.; Decretum S. Off. 13. März 1625 (Fontes C. J. C. n. 719) de cultu publico servis Dei non exhibendo; qui cultus publicus potest etiam exhiberi in locis *privatis*. Die „publica oratio“ Ecclesiae besteht darin, daß der Priester im Kanon der heiligen

dem „privatum“ in § 2, n. 2, can. 2262 glaube ich in § 1 des selben Kanons gefunden zu haben; er lautet: *Excommunicatus non fit particeps indulgentiarum, suffragiorum, publicarum Ecclesiae precum*. Der Nachdruck liegt in dem „publicarum“. Daß der Exkommunizierte nicht der preces publicae der Kirche teilhaftig wird, ist eben eine Folge der Exkommunikation. In der Teilnahme an der oratio publica liegt die virtuelle Verbindung mit der Kirche; durch die Teilnahme an den preces publicae der Kirche würde der Exkommunizierte als vollwertiges Glied der Kirche erscheinen (can. 87). Folgerichtig zu § 1 konnte nun die Kirche in § 2 hinsichtlich der Privathandlungen der Gläubigen (Privatgebet, Privatapplikation) eine zweifache Norm treffen: *entweder: fideles prohibitur oder fideles non prohibitur*. Die Kirche hätte auch das Privatgebet für die Exkommunizierten verbieten können, ebenso die Privatapplikation, wie es sie tatsächlich tut bei dem vitandus, für welchen nur in einer Intention

---

Messe den Bischof mit den Worten nennt: *Et Antistite Nostro N.* Und doch ist der Canon secreto dicendus (Rubrica Generales Missae XVI, 1). Der exkommunizierte Bischof darf nicht im Kanon kommemoriert werden (*Gasparri* l. c. n. 912. *Benedikt XIV.* in C. „Ex quo primum“ § 23. *Salmantenses*, de Missae sacr. c. II, n. 17). — Über den Unterschied von suffragia und preces publicae schreibt *De Meester* l. c. n. 1760: *nomine suffragiorum Ecclesiae in genere veniunt preces et opera bona, quae spiritualia auxilia procurant, sive id fiat ex opere operato ut in sacrificio missae, vel ad modum operis operati, ut in indulgentiis, sive ex opere operantis. ut in orationibus privatis et jejuniis et eleemosynis. Auxilia praedita sunt vel impetrationis vel propitiationis, vel satisfactionis. Suffragia Ecclesiae sunt vel privata vel communia. Suffragia privata sunt ea quae proveniunt ex bonis operibus quae fideles proprio nomine et persona sua particulari peragunt. Talia sunt jejunia, orationes, et alia, quae a privatis fidelibus, vel Ecclesiae ministris ceu personis privatis fiunt. Suffragia vero communia ea sunt, quae fidelibus proveniunt ex bonis operibus Ecclesiae factis ab ejus ministris; ut sunt Missae, horae canonicae, aliaeque orationes et opera, quae ab Ecclesiae ministris qua talibus et nomine ipsius Ecclesiae peraguntur. Ad haec revocari debent satisfactions, quae thesaurum Ecclesiae constituant et a Praelatis Ecclesiae per indulgentias applicantur. Haec suffragia communia in Codice distinguuntur in indulgentias, suffragia et publicas Ecclesiae preces. Suffragia quatenus a publicis ecclesiae precibus secernuntur, censemur praesertim fructus Missae, quatenus hujus celebratio est actio Ecclesiae, et fructus, qui ex publicis ministrorum officiis derivantur. Vgl. ferner *Vermeersch-Creusen*, Epitome, III, n. 464; *Ferreres*, Institutiones Canonicae (ed. 2), vol. II, n. 1021; *Cappello*, de Censuris, n. 156; *Hollweck*, l. c., § 45, nota 6; *Salmantenses*, de Censuris, c. III, n. 51, 56.; *Gonzalez* in c. 28, X, V, 39. Nachdem *Reiffenstuel*, Jus Can. lib. V, tit. 39, n. 54 ff. von der triplex communio fidelium gesprochen hat (interna, mixta, externa), erklärt er n. 59: certum est excommunicationem non privare fructu orationum et aliorum bonorum operum, quae allii fideles proprio nomine et privata intentione excommunicatis applicant, sed illo dumtaxat fructu, quae ex orationibus et sacris actionibus nomine Ecclesiae peractis cuivis fidieli non excommunicato obveniunt, ut proin quivis licite et meritorie simulque fructuose pro excommunicato possit privatim orare et pia opera peragere.*

appliziert werden darf, nämlich ad ejus conversionem. Die Kirche könnte wohl das Privatgebet und die Privatapplikation für den Exkommunizierten *verbieten*, aber nicht *unwirksam machen*. Aber wie § 2, n. 1, can. 2262 bemerkt, verbietet die Kirche nicht das „privatum orare“. *Privatum* steht also im Gegensatz zu den „publicae Ecclesiae preces“. Wie die Definition der preces publicae bei den Autoren ergibt, ist der Gegensatz von publicae preces durchaus nicht preces occultae oder secretae. Das öffentliche Gebet der Kirche kann ganz geheim sein (Breviergebet, Privatmesse in altari portatili, sogar ohne Ministrant, päpstlicher Segen in der Sterbestunde ohne Zeugen), während umgekehrt das Privatgebet der Gläubigen ganz öffentlich sein kann. Wenn eine Pilgerschar laut den Rosenkranz betet und so durch Stadt und Land zieht, ist und bleibt das Gebet als solches eine *oratio privata*. „*Privatum orare*“ ist daher soviel wie *keine preces publicae Ecclesiae*, d. h. keine rituellen, keine liturgischen verrichten. Von den rituellen, liturgischen Gebeten bleibt der Exkommunizierte ausgeschlossen. Diesen Gedanken bringt Benedikt XIV. in der C. „Ex quo primum“, § 23 klar zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Porro haereticorum et schismaticorum excommunicationis majoris censurae subjecti sunt . . . Sacri autem Ecclesiae canones pro excommunicatis orari publice vetant . . . Et quamvis id non obstet, quominus pro eorum conversione orare liceat, hoc tamen ita praestari non debet, ut eorum nomina in solemni sacrificii prece pronuncientur; quod plene congruit veteri disciplinae . . . Satis est in eum finem *mente animoque* Deum Optimum Maximum rogare, ut aberrantes ad viam salutis et ad Sanctae Matris Ecclesiae sinum reducere dignetur. Atque haec est ipsiusmet Sancti Thomae doctrina in 4. Sent. dist. 18. quaest. 2; art. 1 in responsione ad primum: Pro excommunicatis orari potest, quamvis non inter orationes, quae pro membris Ecclesiae fiunt. Neque ut huic Christianae caritatis officio satisfiat, necesse est intervertere leges Ecclesiae quae a Fidelium sibi obsequentium catalogo excludit eorum nomina qui se ab illius unitate et obedientia separarunt; quaeque, dum prohibet, ne pro his *publice oretur*, eorum certe commemorationem ab officio Missae quae *publicum est Sacrificium excludit*. Quapropter Ven. Cardinalis Bellarminus Controversiarum Tom. III, lib. 6 de Missa c. 6 optime ad rem nostram scribit: Aliquis petet, utrum liceat hoc tempore sacrificium offerre pro Haereticorum sive Infidelium conversione. Ratio dubitandi est, quia tota Liturgia Latinae Ecclesiae, quae nunc est in usu, refertur ad fideles, ut patet ex precibus oblationis, tum extra tum intra Canonem. Respondeo: Existimo id licere, modo nihil addatur ad missam, sed solum per intentionem Sacerdotis applicetur Sacrificium conversioni infidelium seu Haereticorum: id enim faciunt Viri

pii et docti, quos reprehendere non possumus, nec exstat Ecclesiae prohibitio.“

Von dem „*privatim orare*“ müssen wir, so dürfte es wohl scheinen, die Brücke schlagen zum unmittelbar folgenden: „*privatim applicare*“. Was heißt „*privatim applicare*“? Eine Privatmesse lesen? Ganz im Geheimen die heilige Messe lesen? Die Intention, nach welcher die heilige Messe gelesen wird, verheimlichen? Das alles scheint mir nicht der zunächst liegende Sinn zu sein. Das „*privatim applicare*“ heißt meines Erachtens so applizieren, daß für den Exkommunizierten in der heiligen Messe *keine oratio publica Ecclesiae* verrichtet wird. Diese Auffassung entspricht ganz dem Prinzip, das Wernz l. c. t. III, tit. XX, nota 154 aufgestellt hat: *eousque certe porrigitur prohibitio Ecclesiae pro sacerdole, quo usque sese extendit privatio excommunicati*. Die *privatio* erstreckt sich, wie wir sahen, auf die preces publicae Ecclesiae. Nehmen wir eine heilige Messe für einen Häretiker zum Vergleich. Der Priester appliziert nicht mehr *privatim*, wenn er das Meßformular pro die obitus, pro septimo, pro tricesimo, pro anniversario gebraucht. Er würde ja *publice*, d. h. in *publicis Ecclesiae precibus* eines in *foro externo* Exkommunizierten gedenken, Kirchengebete für ihn verrichten, was eben durch can. 2262 verboten ist. Ähnlich verhält es sich mit der Messe des Jahrestages *pro pluribus defunctis*. Würde diese für alle Mitglieder der Familie, katholisch oder nicht katholisch, gelesen, so würde auch der Akatholiken gedacht mit den Worten: *quorum anniversarium depositionis diem commemoramus*. Anders verhält sich die Sache bei der Messe *pro omnibus defunctis*; in den drei Orationen *pro defunctis Episcopis seu sacerdotibus, pro defunctis fratribus, propinquis et benefactoribus, pro omnibus fidelibus defunctis* wird mit keinem Wort der Exkommunizierten gedacht. Diese Gebete sind im Namen der Kirche gebetet für alle, für welche die Kirche eben betet; sie betet nicht für die Exkommunizierten; indirekt sind also im Formular für *alle* Verstorbenen die Exkommunizierten ausgeschlossen; wenn dagegen der Priester im offiziellen Kirchengebet bestimmte Personen im Singular (*pro defuneto N*) oder im Plural (*pro defunctis familiae N*) erwähnt, so wird die Kirche als betend für alle diese offiziell hingestellt; der Priester würde tatsächlich, soviel an ihm liegt, die Wirkung der Exkommunikation aufheben; denn er sucht virtuell die Kommunion des Exkommunizierten mit der Kirche durch Verrichtung von Kirchengebeten herzustellen.

Handelt es sich um lebende Exkommunizierte, so ist die Applikation meines Erachtens nicht mehr eine *applicatio privatim facta*, wenn des Exkommunizierten in irgend einem Gebete der Kirche gedacht würde; die *applicatio* wäre eine

publica, wenn z. B. das Formular pro infirmo, pro moribundo, pro quacumque necessitate vom Priester genommen würde oder wenigstens eine Oration eingelegt würde. Die Kirche kennt in ihren Gebeten gar nicht den Exkommunizierten; es wäre wie eine contradictio in terminis, wenn der Priester Kirchengebete für den Exkommunizierten einlegen würde. Nicht einmal am Karfreitag gedenkt die Kirche der Exkommunizierten als solcher, sondern nur der Häretiker und Schismatiker, aber auch dieser nicht als Exkommunizierter, sondern als „anima diabolica fraude deceptae“, als „corda errantium“<sup>1)</sup>.

Die Kirche gestattet das privatum applicare, weil eben die Zuwendung der Früchte der heiligen Messe ein Privatakt des Priesters ist, während die heilige Messe als Gebet stets ein actus publicus Ecclesiae ist, ein liturgischer Akt. Daher sagt Lehmkuhl, l. c. n. 243 mit Recht: „Quod ergo aliquando a scriptoribus dicitur sacerdotem posse pro excommunicato vitando uti personam privatam Missam celebrare, id sane ambiguum est. Nam in celebratione semper personam publicam agit.“

Vermeersch-Creusen (l. c. vol. II, n. 80) schreiben: „privatum applicatio fit, quando nomen ejus, pro quo celebratur, in missa non exprimitur.“ Das ist offenbar der nächste Sinn des privatum applicare des can. 2262. Nach diesen Autoren schließt das privatum noch ein anderes Element ein: privatum fit applicatio, quando publica pronuntiatio omittitur. Schließt das privatum applicare wirklich die Verkündigung der Intention aus? Ich antworte mit Ja; der Grund ist folgender: Wird offiziell die heilige Messe auf der Kanzel oder im Kirchenblatt veröffentlicht, dann muß notwendig der Schein erweckt werden, daß die katholische Kirche in der Liturgie für die Exkommunizierten betet. Durch die Verkündigung wird eben die privata applicatio zu einer formell publica gestempelt. Einer Verkündi-

<sup>1)</sup> Der heilige Alfons, l. c. lib. VI, n. 309 stellt die Frage: an licite sacerdos possit orare aut offerre Missam, nomine Ecclesiae vel ut minister Christi, pro excommunicato tolerato? Er antwortet: negant Suarez etc.; sed probabilior est opposita sententia. Ratio, quia in dicta extravaganti (ad evitaunda) conceditur fidelibus communicare cum illis, etiam in divinis. Die Ansicht des heiligen Alfons ist konsequent; wenn die communicatio in divinis mit den Exkommunizierten erlaubt ist, dann darf auch ihrer in den Kirchengebeten gedacht werden. Da der Kodex die Exkommunizierten von den preces publicae Ecclesiae ausschließt, fällt die Ansicht des Heiligen. Cappello, de sacr., vol. I, n. 619, 5<sup>o</sup>, c stellt den Satz auf: si haereticus vel schismaticus ante mortem aliqua dederit poenitentiae signa, sacrificium eucharisticum certe potest pro eo offerri et quidem publice; ratio est, quia tunc ad ipsam quoque sepulturam ecclesiasticam admittitur (can. 1240, 1, 19). Wie verhält es sich denn mit der Exkommunikation? Innozenz III. spricht sich über diesen Fall also aus (c. 28, X, V. 39): quantacumque poenitentiae signa praecesserint, si tamen morte praeventus *absolutionis* non potuerit *beneficium* *obtinere*, quamvis *absolutus* apud Deum fuisse creditur, nondum tamen habendus est apud Ecclesiam *absolutus* (sc. a censura).

gung müßte es gleichkommen, wenn aus den Umständen der Applikation die Gläubigen schließen müssen, daß der Priester hic et nunc für einen Exkommunizierten die heilige Messe liest. Das könnte der Fall sein beim Tode eines Andersgläubigen. Würde die Familie, katholisch und nicht katholisch, in Trauerkleidern an einer Requiemsmesse teilnehmen, so würden die Gläubigen gar leicht auf den Gedanken kommen, die katholische Kirche liest die heilige Messe auch für Andersgläubige, die Kirche schenkt ihnen ein Gedenken in der heiligen Messe. Diesen Fall hat wohl die Instructio Eystettensis § 17 vor Augen, wenn bestimmt wird: „Unde occasione funeris alicujus acatholici sive in die depositionis sive tertii sive trigesimi et anniversarii ne id quidem locum habere debet, ut sub specie facta pro cognitione forsan catholica vel pro omnibus fidelibus defunctis Missae sive solemnes sive privatae sive sub ritu lugubri sive in colore celebrentur.“ Ähnlich lag der Fall in Scheyern. Der Sachverhalt war folgender: „Significas Carissimum in Christo filium nostrum regem Bavariae in restituendo vobis coenobium apposuisse condicionem, ut monachi in sua ecclesia funus celebrare tenerentur pro rege ipso, cum moreretur, et in anniversariis porro diebus in perpetuum, itemque pro regina conjugi, ac pro futuris proinde regibus seu reginis tum in eujusque obitu tum in diebus anniversariis, qui usque ad subsequentis mortem intercedent. Addis autem te quidem jam tum praesensisse difficultatem ex eo facile obventuram, quod serenissima regis *uxor a catholicis sacris aliena est*; sed nihilominus ex eisdam prudentis, ut putabas, viri consilio, induxisse animum, ut conditionem illam acciperes ea mente, ut si deinceps eadem regina extra communionem catholicam moriatur, sacrificium missae in ipsius funere et anniversariis diebus offeratur pro regia catholicā familia universim.“<sup>1)</sup> Als nun die Königin starb, erbat sich Abt Rupert Leiß eine Instruktion. Der Papst antwortete: „Nos igitur sanctissimis insistentes Ecclesiae regulis respondemus intentionem illam offerendi divinum sacrificium seu alias preces pro defunctis e catholicā regia familia universis, haudquaquam satis esse ad coheretandam publici funeris causam, quod pro acatholica persona nominatim postulatum est et in ejus obitus aut annua die celebratur. . . Condicio illa incaute a vobis suscepta ad sola catholicorum principum funera restringatur.“ Der Grund dieser Antwort ist klar: Es liegt in dem ganzen Verhalten eine Täuschung: offiziell wird ein funus publicum für die Königin gehalten; jeder muß doch glauben, daß eben *für die protestantische Königin an dem Jahrestag ihres Todes* das feierliche Requiem gesungen wird. Die Applikation der Messe nur für die katholischen Mitglieder des Hofes ist doch nur ein Mäntelchen, um

<sup>1)</sup> Gregor XVI., Ep. „Litteras accepimus“, 9. Juli 1842.

das Unkirchliche zuzudecken. Daher sagt mit Recht Gregor XVI. „*Nec enim permittere possumus, ut ullo modo *fraus fiat* prohibitioni illi, quae in catholica ipsa doctrina innititur, de sacro funere pro defunctis acatholicis non celebrando.*“<sup>1)</sup>

Unter *privatim applicare* halte ich eine missa cantata oder eine missa solemnis nicht für ausgeschlossen, solange der Exkommunizierte nicht in den Gebeten der Kirche genannt wird noch die Intention der Messe öffentlich kundgegeben wird. Im Gegenteil: gerade bei einer missa cantata oder solemnis, die als Tagesmessen de festo, de feria, de Vigilia u. s. w. gelesen werden, denkt das Volk am wenigsten an eine Applikation für Andersgläubige; anders aber bei Privatmessen, zumal wenn sie in Schwarz gelesen werden in Gegenwart der Angehörigen des Verstorbenen in Trauerkleidung. Es wäre wohl immer das Beste, wenn für Exkommunizierte, Katholiken oder Andersgläubige, nie die heilige Messe in Schwarz gelesen würde.

Um kurz den ganzen Stoff und den Zusammenhang zwischen altem und neuem Recht darzulegen, möchte ich auf Gasparri zurückgreifen aus einem doppelten Grunde: er behandelt diese Frage sehr ausführlich; zudem dürfte seine Ansicht im Kodex zum Ausdruck gekommen sein. In seinem Traktat *de Eucharistia* stellt er folgende Prinzipien auf:

n. 478: „In genere Missa applicari potest pro omnibus seu vivis seu defunctis qui non prohibentur vel ex ipsa natura rei, quia scilicet constat in foro externo esse incapaces ejuscumque fructus propitiatorii, vel ex positivo superioris praecepto. Ecclesia de facto positive prohibuit, ne pro aliquibus personis publicae preces fierent et a fortiori nomen earum pronuntiaretur in Missa, id est in canone aut in orationibus.“

n. 479: „In primis ex ipsa rei natura Missa applicari nequit pro illis, quos constat in foro externo esse damnatos sive in inferno tortos sive in parvulorum limbo reclusos.“

n. 480: „Pariter ex ipsa rei natura Missa applicari nequit pro illis, quos constat in foro externo esse in paradiso.“

n. 481: „At sine dubio Missa applicari potest pro anima in purgatorio manente.“

<sup>1)</sup> In Albanien war es Gewohnheit, daß bei einem Sterbefall der Schismatiker die katholischen Geistlichen gerufen wurden, um gegen ein Stipendium für den Verstorbenen eine heilige Messe zu lesen. Die Priester applizierten für die Angehörigen des Verstorbenen, soweit sie einmal katholisch waren vor dem Schisma. Die Propaganda erklärte mit Recht ein solches Verhalten als unerlaubt (18. April 1757; *Collectanea* n. 405). — Kober, *Der Kirchenbann*, S. 280 fordert das *privatim applicare*, weil sonst die Gläubigen zu der Meinung geleitet werden könnten, der Priester handle im Namen der Kirche, wende also einem Exkommunizierten jene Wohlthaten zu, von welchen sie prinzipiell ausgeschlossen seien. Nach *Vermeersch-Creusen*, l. c. III, n. 464 bewirkt eine „*nuntiatio publica ex pulpito*“ eine „*publica oblato per accidens*“.

n. 482: „Pariter Missa applicari potest pro fidelibus baptizatis viventibus etiam energumenis, infantibus, peccatoribus; item et pro defunctis, quorum aut gloria in paradiso aut cruciatus in gehenna non constat in foro externo.“<sup>1)</sup>

n. 483: „Utrum vero Missa applicari possit necne, pro fidei baptizato excommunicato, difficultate non vacat ob confusa doctorum verba. Imprimis certum est publice orari non posse pro excommunicato non solum vitando, sed etiam tolerato, dummodo de excommunicatione publica constat, et ideo ejus nomen pronuntiari non posse in publicis Ecclesiae precibus et praesertim in precibus Missae. Haec prohibitio habetur in cap. 28 et 38 de sententia excommunicationis etc. Ex his canonibus plures doctores deducunt prohibitam quoque esse solam privatam et secretam Missae applicationem pro excommunicato tum vitando tum tolerato; alii autem pro excommunicato tolerato admittunt sacerdotem celebrantem posse secreto Missam applicare post extravagantem Ad evitanda Martini V.; pro excommunicato vitando censem sacerdotem posse Missam secreto applicare nomine proprio, non autem nomine Ecclesiae. Nemo autem negat sacerdotem posse in Memento excommunicati etiam vitandi memoriam facere, sicut alias preces privatas pro eodem effundere: item posse Missam pro ejusdem conversione applicare indirecte applicando e. g. pro Ecclesiae exaltatione, pro conversione peccatorum etc.

Ut mentem nostram circa propositam quaestionem pandamus, dicimus ex ipsa rei natura evidenter non prohiberi Missae applicationem pro excommunicato viventi seu tolerato seu vitando; item nec pro defuncto, nisi mala fides aut contumacia moraliter certa sit in foro externo. Ulterius putamus nec prohiberi positiva Ecclesiae lege. Imprimis enim admissa in Ecclesia hac potestate quam nonnulli negant, prohibendi solam, privatam secretamque Missae applicationem, a priori incredibile est Ecclesiam quae unice quaerit excommunicati resipiscientiam prohibuisse eucharisticum sacrificium privatim et secreto offerri etiam ad gratiam conversionis obtainendam. Equidem prohibuit publicas preces pro excommunicato, ut hac exclusione humiliatus, ipse tandem revertatur ad cor; sed minime

<sup>1)</sup> Zu bemerken ist, daß *Gasparri* der Ansicht ist: positivas Ecclesiae prohibitiones non respicere solam secretam privatamque Missae applicationem. Was *Gregor XVI.* mit Recht rügte beim Bischof von Augsburg, war nicht eine private Applikation einer Messe für die protestantische Königin, sondern die „*catholici ritus in funere adhibiti*“ (preces publicae), es war der Befehl des Bischofs: *ut publicae illae supplicationes*, quae pro omnibus in christiana et catholica societate defunctis institutae ab Ecclesia sunt, haberentur pro muliere principe, quae in haeresi, ut manifestissime vixerat, ita et diem obiit supremum. Vgl. Linzer Quartalschrift, Jahrg. 42, S. 360—365; hier hat der berühmte Kanonist *v. Scherer* die Frage in Dialogform behandelt; *Schenkl-Schnell*, Instit. J. C. II, § 604.

prohibuit privatas preces et multo minus debuit prohibere solam, privatam secretamque Missae applicationem, quae ex una parte accedit potius precibus privatis quam orationibus publicis fori externi, et ex alia est efficacissima ad gratias a Deo impetrandas. A posteriori haec prohibitio dicitur contineri in cit. cap. 28 et 38 De sententia excommunicationis; atqui in his canonibus haec prohibitio non continetur . . . Ex his omnibus concludimus excluso scandallo et citra vetitam communicationem, Missam privatim et secreto applicari posse pro excommunicato viventum tolerato tum vitando, saltem ad ejus conversionem obtinendam, sed non abnuimus applicari posse quoque ad alium finem, e. g. ad impetrandam illius sanitatem a contracto morbo; item et pro defuncto, si bona fides aut resipiscentia ante mortem probabilis sit in foro externo, secus applicari nequit ex ipsa rei natura, non autem ex prohibitione Ecclesiae quae non exstat.“

n. 484: „Haec repetenda esse putamus de haereticis et schismaticis.“

n. 485: „Ex dictis facile patet quid dicendum sit de Missae applicatione pro apostatis, qui una simul sunt peccatores, excommunicati, haeretici. Nimirum, si de apostasia publice constat, pro ipsis publice orari non potest. Sed etiam hoc in casu Missa potest privatim et secreto pro ipsis viventibus applicari, saltem ad eorum conversionem impetrandam; item et pro defunctis, si ante mortem probabilia argumenta poenitentiae et resipiscentiae dederint.“

n. 486: „Tandem missa applicari potest pro non baptizatis . . . Quod si quis in infidelitate decesserit, repetantur quae diximus de excommunicatis et haereticis aut schismaticis.“

n. 487: „A fortiori Missa applicari poterit pro catechumenis viventibus.“

Man wird unschwer im Kodex die Lehre von Gasparri wiederfinden; der Kodex hat einzelne Punkte, die Gasparri als umstritten darstellt, festgelegt. Die Prinzipien sind auch gut dargelegt in Kober, I. c. ss. 267 ff.

\* \* \*

Die Grundsätze sind erörtert. Nun gilt es, dieselben auf die gegebenen Fälle anzuwenden. Titius hat richtig gehandelt, wenn er ein Jahresamt für einen verstorbenen Andersgläubigen ablehnte. Die Frage, ob ein Requiem gesungen oder gelesen werden durfte, hängt zunächst davon ab, ob des Verstorbenen in der Messe irgendwie gedacht wird durch eine besondere Oration (missa pro defuncto, oratio pro defuncto). Wird des Verstorbenen liturgisch gedacht, so ist die Applikation unerlaubt. Wird dagegen nur ein Requiem pro omnibus defunctis gelesen oder gesungen, so ist die andere Frage zu erwägen: ist ein

scandalum zu befürchten? Ob dies der Fall ist, hängt von verschiedenen Umständen ab. Die Applikation für Andersgläubige kann dem Indifferentismus in die Hände arbeiten, wie Gregor XVI. im Briefe an den Bischof von Augsburg hervorhebt. Es verschwindet, was in cap. 12, X, III, 28 ausgesprochen ist: *quibus non communicavimus vivis, non communicemus defunctis.* Ferner können die Priester in den Verdacht der Habsucht kommen oder die Andersgläubigen in ihrem Irrtum bestärkt werden; cf. S. Off. 14. Mai 1779 (*occasionem praebeant persistendi in suis erroribus et superstitionibus*).<sup>1)</sup>

Was den zweiten Fall anbelangt, halte ich es nicht für erlaubt, eine heilige Messe zu verkünden für die Verstorbenen der Familie N.N., wenn bekannt ist, daß darunter auch Andersgläubige sind und mitverstanden werden. Dadurch wird notwendig der Schein erweckt, als ob die katholische Kirche die Applikation für die Andersgläubigen formell billige. Die Katholiken werden durch solche Verkündigungen getäuscht, und manchmal enttäuscht. Zudem dürfte keine Requiemsmesse pro pluribus defunctis gelesen oder gesungen werden, wenn unter den plures defuncti auch die Andersgläubigen gemeint sind. Deshalb verbietet die Kirche auch Meßstiftungen für alle Familienangehörige, wenn darunter auch Andersgläubige sind. Klar brachte Gregor XVI. diesen Gedanken zum Ausdruck an den Obern von Scheyern.

Der dritte Fall scheint so gelöst werden zu müssen: es darf nur ein Requiem pro omnibus defunctis in purgatorio gelesen werden, ohne des Verstorbenen in der Liturgie zu erwähnen. Weiß außer dem Spender des Stipendiums niemand von der Applikation, so kann von einem Ärgernis nicht die Rede sein. Wissen aber die Leute, daß die Applikation in einer Privat-intention nichts anderes bedeutet als eine Verschleierung für die Applikation zugunsten eines Andersgläubigen, so ist die Verkündigung nicht gestattet.

Möge die Applikation für Andersgläubige und Ungläubige das Gute erreichen, um das die Kirche am Karfreitag betet: „*perveniant ad Te preces de quacumque tribulatione clamantium; ut eruat Deus haereticos et schismaticos ab erroribus universis et ad sanctam matrem Ecclesiam Catholicam et Apostolicam revocare dignetur; ut auferat velamen de cordibus eorum; ut relictis idolis convertantur ad Deum vivum et verum.*“

Rom (S. Anselmo). P. Gerard Oesterle O. S. B.

<sup>1)</sup> Bei der Frage nach dem Ärgernis muß die Auffassung der einzelnen Pfarrei berücksichtigt werden; *Innozenz III.*, *Abbatibus de Re-floris et Palmi: dummodo contra terrae consuetudinem ex hoc grave non debeat scandalum generari* (*Gonzalez* in cap. 38, X, V, 39).

**VI. (Eine eigenartige Erleichterung des Sonntagsgottesdienstes.)** Pfarrer X. will es seinen Pfarrkindern leicht machen, Sonntags nicht bloß die heilige Messe, sondern auch eine kurze Predigt zu hören, die bei den heutigen Zeitumständen gewiß für die meisten notwendig ist.

Er liest deshalb nur eine stille heilige Messe am Hochaltar, und sobald er dabei zum Evangelium kommt, läßt er den Prediger auf der Kanzel mit der Verlesung des Evangeliums beginnen und daran sofort die Predigt mit allem Zubehör anschließen, während er selbst die heilige Messe am Altar ohne Unterbrechung fortsetzt. Er verlangt vom Prediger nur, daß er mit allem vor der heiligen Wandlung fertig sei. So hofft er, daß sich seine Pfarrkinder nicht durch die Länge des Gottesdienstes und im Winter durch die große Kälte vom Besuch der Kirche abschrecken lassen.

Es fragt sich nun:

1. Genügen die Pfarrkinder auf diese Weise ihrer Sonntagspflicht?
2. Ist es erlaubt, während der einzigen Messe, die die Gläubigen hören, zu predigen?
3. Darf der Prediger zugleich mit dem Zelebranten das Evangelium verlesen und mit seiner Predigt beginnen, ehe der Zelebrant mit seinem Evangelium fertig ist?
4. Sollte der Zelebrant nicht seine Messe während der Predigt unterbrechen und sie erst nach Schluß derselben fortsetzen?

Der Ki~~c~~che ist es bei ihrem Sonntagsgebot sicher vor allem darum zu tun, daß die Gläubigen am höchsten Akt der Gottesverehrung, den sie in der heiligen Messe feiert, teilnehmen und daraus die entsprechenden großen Gnadenfrüchte schöpfen, die ihnen zum christlichen Leben so nötig sind. Diese Gnaden sind nun vor allem und ganz wesentlich an die heilige Wandlung geknüpft, in der sich das heilige Opfer vollzieht, und in hervorragender Weise auch an die heilige Kommunion wenigstens des Priesters, die dieses heilige Opfer abschließen soll.

Diese beiden Teile der heiligen Messe werden deshalb zu den wesentlichen, bzw. integralen und darum auf keine Weise mißbaren Teilen des heiligen Opfers gezählt. Nicht so zwingend ist der dritte wichtige Teil der heiligen Messe, die sogenannte Opferung, von der Natur des heiligen Opfers gefordert. Es ist mehr eine Frage der Schicklichkeit als der unbedingten Notwendigkeit, daß die Gaben des heiligen Opfers vor ihrer Wandlung in besonderer Weise ausgesondert und Gott dargestellt und dargebracht werden, um so das heilige Opfer würdig vorzubereiten.

Deshalb läßt sich kaum daran zweifeln, daß Gläubige, die dem heiligen Opfer nur von der Wandlung bis zur vollzogenen Kommunion des Priesters beiwohnen, wesentliche Früchte aus dem heiligen Opfer ziehen können. Es wäre demnach kein Widersinn, wenn die Kirche aus wichtigen Gründen eine Praxis gutheißen oder wenigstens dulden würde, die die Gläubigen hindert, in entsprechender Weise jenem Teil der heiligen Messe beizuwöhnen, der sich vom Offertorium zur Wandlung hinzieht.

Doch damit ist unsere Frage noch nicht entschieden. Denn es steht hier nicht in Frage, was nach der Natur des heiligen Opfers möglich wäre, sondern nur, was angesichts des positiven Gebotes der Kirche gilt. Die Kirche ist in ihren Geboten nicht verpflichtet, sich nur an das Unerlässliche zu halten, sie kann ohneweiters darüber hinausgehen. Und wie die Kirche beim Ausbau des heiligen Meßopfers über das Wesentliche hinausgegangen ist, so verlangt sie auch von den Gläubigen, daß sie am Sonntag die ganze heilige Messe hören, so wie sie die Kirche eben ausgestaltet hat. Wenn es can. 1248 heißt: „Missa audienda est“, so bedeutet dies eben tota missa, so wie wir sie jetzt haben, mit all den Gebeten und Zeremonien, wie sie sich nach und nach herausgebildet haben und in Geltung sind.

Weniger streng ist das zweite Glied des Gebotes zu fassen: audienda est. Dieser Ausdruck braucht nicht wörtlich genommen werden, sondern kann nach jener Auslegung verstanden werden, die er in doctrina theologorum und in communi praxi fidelium gefunden hat. Demnach versteht man unter „Messehören“ der heiligen Messe andächtig beiwohnen, die assistantia missae religiosa.

Oberflächlich gesehen steht diese nur im Gegensatz mit der assistantia profana. In diesem Sinne wohnen auch die Gläubigen, die während der heiligen Messe eine Predigt hören, der ganzen heiligen Messe andächtig bei, assistant religiose, denn sie sind in der Kirche und beschäftigen sich dabei mit Gott und göttlichen Dingen, die ihnen in der Predigt vorgelegt werden. Wer aber die Ausführungen der Theologen über diesen Punkt näher ins Auge faßt, wird gewahr, daß er mit dieser Auslegung nur einen Teil der assistantia religiosa erfaßt, die die Moralisten für die Erfüllung des Kirchengebotes verlangen. Nicht bloß die assistantia, auch das Beiwort religiosa bezieht sich auf die heilige Messe. Die Gläubigen sollen sich in der heiligen Messe nicht bloß irgendwie mit Gott und göttlichen Dingen beschäftigen, sondern sie sollen sich in Andacht eben mit der heiligen Messe beschäftigen.

Am besten und dem Wunsche der Kirche am meisten entsprechend würde diese Forderung von den Gläubigen erfüllt,

wenn sie nicht bloß in der Messe beten, sondern die heilige Messe beten, wie es besonders Papst Pius X. so sehnlich gewünscht hat. Doch duldet die Kirche die communis praxis fidelium, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte als Folge des Mangels der entsprechenden religiösen Bildung wie unter dem Einfluß des um sich greifenden Individualismus und Subjektivismus herausgebildet hat, daß die Gläubigen in der heiligen Messe ihrer persönlichen Andacht obliegen. Nur verlangen die Theologen, daß dieselben dabei wenigstens auf die Hauptpunkte der heiligen Messe achten, auf die sie das Glockenzeichen der Ministranten aufmerksam macht. So genügen auch diejenigen Gläubigen ihrer Sonn- und Feiertagspflicht, die während der heiligen Messe z. B. Brevier oder Rosenkranz beten oder andere Gebete verrichten, die sich nicht auf das heilige Opfer beziehen, oder die eine Betrachtung über religiöse Wahrheiten anstellen, die dem heiligen Opfer ferne liegen. Ja, man ging in der Nachsicht noch weiter und entschuldigte auch diejenigen Gläubigen, die sich während der heiligen Messe auf die heilige Beichte vorbereiten, beichten, und ihre Buße und Danksagung verrichten. All das sind Gewohnheiten, die sich vielfach eingelebt haben und kaum mehr zu tadeln sind.

Ebenso weitherzig ist all das aufzufassen, was die Moralisten von der Art der geschuldeten attentio lehren, so wenig sie auch in diesem Punkte einig geworden sind. Denn noch immer stehen sich die zwei Ansichten gegenüber, die eine ältere, zuletzt von Dr Prümmer, *Man. theol. mor.* 1928, t. 2, n. 355 und 481 mit guten Gründen vertretene strengere Ansicht, die eine attentio interna verlangt und deshalb jede innere freiwillige Zerstreuung während der heiligen Messe nicht bloß als Verletzung der natürlichen Pflicht, sondern auch als Übertretung des positiven Kirchengebotes verurteilt, und die erst seit Lugo Fuß fassende, z. B. von Noldin vertretene milder Ansicht, die die attentio interna wohl als natürliche Pflicht ansieht, zur Erfüllung des Kirchengebotes aber schon die attentio externa für hinreichend erklärt, die alle jene äußeren Handlungen ausschließt, deren Natur eine attentio interna nicht aufkommen läßt.

Bleiben wir einmal bei der milderen Meinung stehen und fragen wir uns: Ist beim Anhören einer Predigt, die vom Evangelium bis knapp vor der Wandlung reicht, noch eine attentio externa ad missam in jenem Ausmaße möglich, in welchem die Moralisten unter dem Einfluß der praxis fidelium eine solche zur Erfüllung des Kirchengebotes fordern? Fassen wir die Frage zunächst für jenen Teil der heiligen Messe ins Auge, der durch die Predigt in Beschlag genommen wird, so müssen wir sagen, für diesen Teil ist eine solche attentio schwer möglich.

Denn wenn der Prediger seine Absicht erreicht und wirklich das Ohr seiner Zuhörer gewinnt, so ist ganz gewiß eine attentio interna ad hanc partem missae ausgeschlossen. Niemand kann zwei Herren dienen. Den meisten Zuhörern ist es sicher unmöglich, zugleich der Predigt und der heiligen Messe die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Ist nun auch dieser Teil der heiligen Messe, den die Predigt beansprucht, keine pars essentialis, so ist sie doch unstreitig eine pars notabilis missae. So hindert die Predigt die Gläubigen, einer pars notabilis missae so beizuwöhnen, wie es die Kirche nach Auslegung ihrer Theologen zur Erfüllung des Sonntagsgebotes fordert. Und deshalb ist diese Praxis nicht zu billigen. Man kann gegen diese Entscheidung nicht einwenden, daß ja die Kirche, wie es früher angedeutet wurde, in mancher Beziehung den Gläubigen gegenüber nachsichtiger ist und sie ihrer persönlichen Andacht nachgehen läßt, wofern sie nur auf die partes essentials missae achten. Erstens zieht die persönliche Andacht die Gläubigen nicht naturgemäß so sehr von der Messe ab, daß nicht wenigstens eine attentio virtualis möglich wäre. Dann aber ist diese Nachsicht der Kirche durch eine vielfach bestehende, nicht unbegründete praxis fidelium gefordert. Hier aber handelt es sich 1. um eine neu einzuführende Praxis, die mit der neu erwachten liturgischen Bewegung in Widerspruch steht, 2. um eine praxis omnino singularis, die von der praxis communis offenkundig abweicht, 3. um keine praxis fidelium, sondern pastorum, gegenüber der wir nicht so leicht eine Nachsicht der Kirche voraussetzen können.

Gewiß sind die Gründe, die unseren Pfarrer zu dieser Praxis bewogen haben, edel; sie machen dem Herzen des Seelsorgers Ehre. Aber ob diese Gründe gegen die communis praxis standhalten können, ist zweifelhaft. Gewiß ist es für die Gläubigen unter den heutigen Umständen überaus wichtig, daß sie nicht bloß eine Messe, sondern auch eine Predigt hören. Gewiß soll den Gläubigen die Anhörung der Predigt möglichst erleichtert werden, um die eingerissene Predigtscheu zu überwinden. Deshalb werden auch die in die heilige Messe eingestreuten Fünf- oder Zehnminutenpredigten sehr empfohlen. Aber ob man dabei so weit gehen soll, daß man wichtige Teile der Messe opfert, ist fraglich. Das Opfer liegt im Wesen des Christentums. Opferscheue Katholiken können uns nicht retten. Eine Gemeinde, die sich durch die Kälte des Winters u. s. w. davon abhalten läßt, die Kirche zu besuchen, weil sie außer der kurzen Messe noch eine Fünfminutenpredigt hören soll, dürfte kaum einen empfänglichen Boden für das Wort Gottes bilden, das von uns viel schwerere Opfer verlangt. Man soll den glimmenden Docht

nicht auslöschen. Man darf aber auch nicht glauben, daß man ihn auf zu leichte Weise zum Aufflammen bringt.

Aber vielleicht könnte sich diese Praxis an einzelnen Orten wenigstens als Übergang zur vollen Praxis der Kirche empfehlen? Ich will es nicht leugnen, doch glaube ich nicht, daß ein Seelsorger das Recht hat, aus eigener Vollmacht eine solche Praxis einzuführen. Selbst die bischöfliche Jurisdiktion dürfte dazu nicht ausreichend sein. Denn es handelt sich hier um ein allgemeines Kirchengesetz, das nur die oberste kirchliche Autorität in so einschneidender Weise einschränken kann.

Die übrigen Fragen bieten keine besondere Schwierigkeit. Da der Pfarrer seine Pfarrkinder nicht zwingen kann, einer zweiten heiligen Messe beizuwohnen, so ist die Predigt während der heiligen Messe auch dann verwehrt, wenn die Gläubigen Gelegenheit hätten, einer zweiten Messe beizuwohnen.

Daß ein Priester oder Diakon zugleich mit dem Zelebranten das Evangelium verliest, ist zwar im kirchlichen Ritus nicht vorgesehen, doch wird es in der liturgischen Bewegung häufig geübt. Es läßt sich wohl kaum etwas gegen diese Praxis einwenden.

Was in der vierten Frage empfohlen wird, wird bereits in sehr vielen Pfarreien geübt und entspricht dem Sinn der Kirche sicher besser als selbst die Predigt, die der heiligen Messe vorausgeschickt wird. Ist diese Predigt kurz, so ist diese Praxis sicher ein einwandfreies Mittel, die Predigtscheu zu überwinden.

St. Pölten.

*Dr Alois Schrattenholzer.*

**VII. (Erlaubtheit der Bination nach Bruch des iejunium naturale.)** Ein geistlicher Professor, der einem Pfarrer, welcher jeden Sonn- und Feiertag binieren muß, Aushilfe leistet, hat aus Versehen bei der Frühmesse die Ablution genommen. Die Gründe, die vom Gebot der Nüchternheit entschuldigen, sind ihm bekannt, er hat jedoch Bedenken, ob diese Gründe auch zur Erlaubtheit der Bination hinreichen. Um ganz sicher zu sein, benützt er die Zeit zwischen Frühmesse und Hauptgottesdienst, um bei bekannteren Autoren nachzusehen, die er in der Bibliothek des Pfarrers findet. Da er bei *Noldin-Schmitt*<sup>1)</sup> liest, ein Priester, „qui apud fideles male non audit“ könne durch Aufklärung das Ärgernis fernhalten, und bei *Prümmer*<sup>2)</sup> die Entscheidung des S. Officium<sup>3)</sup> findet, daß ein Priester, der bei der ersten Messe aus Versehen die Ablutio genommen hat, nicht mehr zelebrieren dürfe, da in einem solchen Falle durch Auslassung der zweiten Messe nur ein scandalum pharisaicum

<sup>1)</sup> De Sacramentis<sup>17</sup>, n. 156.

<sup>2)</sup> Manuale Theologiae Moralis III<sup>5</sup>, pag. 152.

<sup>3)</sup> Vom 2. Dezember 1874.

entstehen könne, getraut er sich nicht, den Hauptgottesdienst zu feiern, sondern predigt nach der gewöhnlichen Gottesdienstordnung um 9 Uhr und verkündet nach der Predigt, warum er das zweite Mal nicht zelebrieren könne, klärt die Gläubigen über die Vorschriften der Kirche in dieser Materie auf und hält statt des Amtes eine Segenandacht.

Die Folgen dieser Handlungsweise zeigten sich sofort: Im Gasthaus machten sich besonders jene Leute mit Genugtuung über den Fall her, die die Kirche von innen selten sahen und sich von den früheren Predigten des pflichteifrigen Pfarrers, in denen er den Besuch des Gottesdienstes eingeschärft hatte, getroffen fühlten.

Von den Besuchern des Gottesdienstes waren viele aufgebracht, denn es waren solche darunter, die der Sonntagsmesse wegen einen Weg von mehr als zwei Stunden nicht gescheut hatten. Die kirchenfeindliche Presse ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, um gegen den Klerus zu hetzen und über die Sonntagsmesse abfällig zu urteilen, und wie sich bald zeigte, nahmen manche von den sportlustigen Leuten des Ortes das Vorgehen des Professors zum Anlaß, um desto leichter der Sonntagsmesse fern zu bleiben.

Als der Pfarrer bei der Rückkehr erfuhr, was geschehen war, sagte er zum Professor: „Mir ist zum Glück diese Unannehmlichkeit nie zugestoßen. Da ich schon lange Zeit regelmäßig binieren muß, habe ich mich der Vorsicht halber genau mit dieser Materie beschäftigt und habe dabei die Überzeugung gewonnen, daß ich mit Rücksicht auf die Verhältnisse in meiner Pfarre binieren dürfte, selbst wenn ich nicht mehr iejunus wäre.“

Gewissenhaftigkeit kann man dem Professor nicht absprechen und für jene Fälle, in denen durch Aufklärung Ärgernis verhütet werden kann, ist ein solches Vorgehen durchaus richtig. Subjektiv war das Verhalten des Professors einwandfrei, aber die Folgen seiner Handlungsweise reden eine deutliche Sprache, daß objektiv nur die Ansicht des Pfarrers richtig ist. Die Vorsicht des Pfarrers verdient alles Lob. Da sich infolge des zunehmenden Priestermangels immer häufiger die Notwendigkeit der Bination ergibt, könnte mancher Priester, der binieren muß und aus Versehen bei der ersten Messe die Ablutio nimmt, in schwere Verlegenheit geraten. Es wird gewöhnlich nur die Kommunion und die Zelebration in den Kreis der Erwägungen gezogen, wenn von den Gründen gehandelt wird, die vom ieunium naturale entschuldigen, nur selten wird gesagt, welche Gründe die Bination erlaubt machen.

Es ist klare Lehre der Kirche, daß das Gebot des ieunium naturale höher steht als das Gebot der Sonntagspflicht und daß es aus dem Grunde allein, um den Gläubigen Gelegenheit

zur Sonntagsmesse zu geben, keinem Priester erlaubt ist zu zelebrieren, natürlich auch nicht gestattet ist zu binieren. Auch heute noch hält die Kirche aus wichtigen Gründen an dem Gebot des *ieiunium naturale*, das schon Augustinus<sup>1)</sup> als allgemeine Praxis seiner Zeit hinstellte, fest, obwohl für Kranke Erleichterungen gegeben<sup>2)</sup> und Priestern, die Spätmessen zu lesen haben oder binieren müssen, die Möglichkeit einer Dispens vom *ieiunium naturale* in Aussicht gestellt wurde.<sup>3)</sup>

In der Praxis wird es aber sehr selten vorkommen, daß nur die Kollision zwischen Nüchternheit und Sonntagspflicht vorliegt, sondern in den meisten Fällen wird mit dem Gebot der Nüchternheit das Gebot: Du sollst kein Ärgernis geben, kollidieren und dieses Gebot steht als Naturgesetz über dem Kirchengebot. In sämtlichen Werken der Moral- und Pastoraltheologen<sup>4)</sup> ist unter den Gründen, die vom Gebot der Nüchternheit entschuldigen, immer angeführt: „ad vitandum scandalum publicum.“ Es wird von den Autoren näher erklärt, was unter *scandalum publicum*, das durch Ausfall der Sonntagsmesse entstehen kann, zu verstehen ist: *Obmurmurations et offensio populi, suspicio, temeraria iudicia, dicteria contra sacerdotem, ansam sumere cum peccato gravi negligendi missam, si populus, etiam causa manifestata non acquiescit etc.* Die Verhütung eines *scandalum publicum* reicht aber nicht nur zur Erlaubtheit der Zelebration, sondern auch zur Erlaubtheit der Bination aus. Der Sinn der Entscheidung des S. Officium vom 2. Dezember 1874 ist auch gar nicht der, daß die Bination nach Bruch der Nüchternheit in jedem Falle verboten sei, sondern daß *scandalum pharisaicum* nicht hinreiche, um die Bination erlaubt zu machen, denn es ist einleuchtend, daß bei Unterlassung der Bination viel leichter Ärgernis vermieden werden kann als bei Unterlassung der Zelebration. Von dem, was die Moralisten zur Erklärung des Begriffes *scandalum publicum* anführen, fällt manches weg, wenn es sich um Bination handelt — so wird niemand einen Grund haben, an der seelischen Disposition des

<sup>1)</sup> Migne, Patres Latini XXXIII, 203, Epist. 54.

<sup>2)</sup> Cod. jur. can. c. 858, § 2.

<sup>3)</sup> S. Officium v. 22. März 1923, Acta Apost. Sedis XV, 151.

<sup>4)</sup> Alphonsi M. de Liguori, Theologia Moralis III, lib. 6, n. 287. — Laymann P., Theologia Moralis II, lib. 5, tract. 4, cap. 6, pag. 252, Mognuntiae 1723. — Busembaum, Medulla Theologiae Moralis, Tyrnaviae 1742, lib. 6, tract. 3, cap. 2, pag. 71. — Lacroix, Theologia Moralis, Venetiis 1718, II, lib. 6, pars 1, n. 550, pag. 115. — Salmanticenses, Cursus Theol. Mor. Venetiis 1684, tract. 4, cap. 7, n. 79, pag. 111. — Scavini, Theol. Mor. universa, Mediolani 1874, III<sup>12</sup>, pag. 119. — Lehmkühl, Theol. Mor. II<sup>11</sup>, pag. 128. — Noldin-Schmitt, De Sacramentis<sup>17</sup>, n. 156. — Prümmer, Manuale Theol. Mor. III<sup>5</sup>, pag. 152. — Jone, Kathol. Moraltheologie, n. 511. — Pruner-Seitz, Lehrbuch der Pastoraltheologie I<sup>4</sup>, 69. — Mutz, Die Verwaltung der heiligen Sakramente vom pastor. Standpunkt<sup>6</sup>, 64.

Priesters zu zweifeln.—, es ist jedoch die entscheidende Frage, ob sich tatsächlich das ganze scandalum vermeiden läßt. Ob murmurations et offensio populi, dictaria contra sacerdotem, ansam sumere cum peccato gravi negligendi missam, Angriffe gegen den Priester in der kirchenfeindlichen Presse, kurzum wirkliches Ärgernis wird sich auch dann selten vermeiden lassen, wenn es sich um Bination handelt. Es kollidiert also in einem solchen Falle mit dem Gebot der Nüchternheit das höherstehende Gebot: Du sollst kein Ärgernis geben.

Die Lehre der älteren Moralisten ist in diesem Punkte nur scheinbar strenger, denn auch sie geben ausnahmslos zu, daß scandalum vom Gebot der Nüchternheit entschuldigt. So schreibt *Lacroix*: „occurri posse scandalo, dicendo sacerdotem casu aliquid sumpsisse.“<sup>1)</sup> Diese Begründung, die vor 200 Jahren ihre volle Beweiskraft hatte, ist für die Gegenwart selten zu gebrauchen. Die Moraltheologen, die nach der Reformation schrieben, standen in diesem Punkte ganz anderen Problemen gegenüber als die Moralisten der Gegenwart. Damals war es der Lehre und Praxis der religiösen Neuerer gegenüber wichtig, die Ehrfurcht vor dem Sakramente und das Gebot der Nüchternheit zu betonen. Heute aber wird nicht das ieunium bekämpft, sondern der Sonntag selber. Die Heiligung des Sonntags hat heute eine viel höhere öffentliche Bedeutung als zur Zeit, wo sich das ganze öffentliche Leben in christlichen Bahnen bewegte. Gerade die Sonntagsheiligung ist ein Beweis dafür, wieviel von der Welt unter dem Einfluß des Christentums steht, und daher hat man schon bei der französischen Revolution einen Vorstoß gegen den Sonntag gemacht und gegenwärtig hat Sowjetrußland mit dem Kampf gegen den Sonntag Ernst gemacht. Grund genug für den Priester, alles zu vermeiden, was der Sonntagsheiligung abträglich sein könnte.

Man kann also nicht apodiktisch sagen, daß die Bination nach Bruch der Nüchternheit in jedem Falle verboten, man kann aber auch nicht behaupten, daß sie immer erlaubt ist. Wer sicher ist, daß er durch Aufklärung der Gläubigen das Ärgernis verhüten kann, der hat die Feier der zweiten Messe zu unterlassen. Er muß das Volk aufklären und es ist dann seiner Beurteilung zu überlassen, welche Andacht am besten für den ausfallenden Gottesdienst abzuhalten ist. Wer aber befürchten muß, daß durch die Auslassung der zweiten Messe öffentliches Ärgernis entsteht, der darf binieren, auch wenn er nicht mehr nüchtern ist. Da muß jeder selber entscheiden; denn so absolut das Gebot ist, du darfst kein Ärgernis geben, so relativ sind die Ursachen, durch die Ärgernis entstehen kann.

<sup>1)</sup> Theol. Mor. II, pars 1, lib. 6, n. 550, pag. 115.

Die Entscheidung darf aber nicht auf Ängstlichkeit, sondern muß auf klarer Würdigung der objektiven Lage basieren. Die Ängstlichkeit ist schon ein schlimmer Ratgeber in privaten Angelegenheiten, sie kann aber großes Unheil stiften in Dingen, die die Allgemeinheit tangieren. Das Gebot der Nüchternheit, sagt sehr gut *Prümmer*, darf trotz aller Strenge, mit der es zu halten ist, nicht übertrieben werden<sup>1)</sup> und *Jone* bemerkt: „Gewöhnlich darf daher jemand, der nicht mehr nüchtern ist, zelebrieren, damit die Sonntagsmesse nicht ausfalle.“<sup>2)</sup>

Linz.

Dr August Bloderer.

**VIII. (Zweifelhafte Gültigkeit von Taufen.)** Ein katholischer Arzt, der sich manchmal wegen Schweregeburt u. dgl. in der Gelegenheit befand, Nottaufen zu spenden, ließ sich bei derartigen Vorfällen auf folgende Weise durch die Hebamme oder eine taugliche Dienstperson Hilfe leisten: die Hebamme oder Dienstperson goß Wasser auf das Haupt des Neugeborenen, der Arzt seinerseits breitete es aus, damit es sicher die Haut berühre, und sprach zugleich die Worte, welche zur Form des Sakramentes gehören. Das Vorgehen des Arztes wird damit begründet, daß es ihm so ermöglicht werde, schneller und leichter die Taufe zu spenden, da er manchmal nur eine Hand frei habe bei solchen Vorfällen.

Wie steht es mit der Gültigkeit der so erteilten Taufen?

Um eine bestimmte Antwort geben zu können, wären weitere Feststellungen notwendig. Wie der Fall berichtet ist, bleiben drei Möglichkeiten: 1. Die eine Person, die das Wasser auf das Haupt des Täuflings gießt, schließt die Absicht, an dem Taufakt teilzunehmen, nicht aus, obwohl nicht sie die Taufformel spricht; oder 2. sie will am Spendern der Taufe sich nicht beteiligen, sie schließt geradezu *positiv* diese Absicht aus, und will lediglich dem Arzte Gelegenheit verschaffen, von dem so fließenden Wasser etwas mit der Hand aufzufangen, um das Haupt des Kindes abzuwaschen unter Anwendung der vorgeschriebenen Formel; oder 3. der Arzt, der die Taufformel spricht, begnügt sich damit, das auf den Kopf des Kindes gegossene Wasser auszubreiten: er hat die *Absicht*, in dieser Weise das Sakrament der Taufe zu spenden, obwohl die Hebamme das Wasser auf das Haupt des Täuflings gießt. -

Im Falle 1. wäre die vorgenommene Taufe *ungültig*; denn heute lehren nicht nur die Moralisten allgemein (vgl. Marc-Gestermann, II, n. 1402, 1456; Aertnys-Damen, II, n. 6, 46; Noldin-Schmitt, III, n. 14 u. s. w.), daß die Anwendung von Materie und Form bei der Taufe durch *eine und dieselbe Person*

<sup>1)</sup> Manuale Theol. Mor. III<sup>s</sup>, 152.

<sup>2)</sup> Kathol. Moraltheol., n. 511.

erforderlich ist zur Gültigkeit des Sakramentes, sondern dies wird auch eigens betont im neuen Rituale Romanum (Ausgabe Pius XI. vom Jahre 1925: Tit. II, c. 1, n. 10) und selbst von der Heiligen Sakramentenkongregation mit folgenden Worten: „*Doctrina catholica certissime tenet ab uno eodemque ministro poni debere materiam simulque formam baptismatis proferri*“ (17. Nov. 1916; A. A. S. VIII, 1916, S. 479). Nicht anders lautete übrigens in dieser Frage die Ansicht der zwei großen Kirchenlehrer des Mittelalters und der modernen Zeiten, des heiligen *Thomas* (S. Th. III, q. 67, a. 6 ad 3) und des heiligen *Alfons v. Liguori* (Th. mor. VI, n. 105, 106).

Im Falle 2. wäre die Taufe als *gültig* anzusehen, weil tatsächlich der Nämliche die Taufformel ausspricht und das Wasser anwendet zum Abwaschen des Täuflings. Es läge auch wirklich kein Grund zu einem berechtigten Zweifel an der Gültigkeit der Taufe vor. Das Ausgießen des Wassers, obwohl von der Hebammme, also von einer anderen Person, vorgenommen, wäre hier lediglich als eine Dienstleistung anzusehen, die dem Taufenden die Materie des Sakramentes leichter zur Hand gäbe, damit er die Abwaschung des Täuflings (die erfordert ist) bewerkstellige (*materia baptismi remota et proxima*). Von verschiedenen Spendern des Sakramentes der Taufe, etwa von einer Person, welche die Materie des Sakramentes, und einer anderen Person, welche die Form durch Aussprechen der Worte: „*Ego te baptizo u. s. w.*“ setzte, kann hier in Wirklichkeit keine Rede mehr sein; deswegen wäre die so erteilte Taufe als eine gültige anzusehen.

Im Falle 3. haben wir es mit einer *zweifelhaft gültigen* Spendung der Taufe zu tun: zweifelhaft gültig, d. h. weder sicher gültig noch sicher ungültig, weil bezüglich des alleinigen Spenders der Taufe, insofern die Materie des Sakramentes in Betracht kommt, Zweifel obwalten. In der Tat, es lassen sich sowohl *für* die Gültigkeit des Sakramentes als auch *gegen* dieselbe Gründe anführen; denen eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist. Für die Gültigkeit derselben kann geltend gemacht werden, daß vornehmlich dieselbe Person an der Spendung des Sakramentes beteiligt ist, sowohl der Form als auch der Materie nach: der Form nach, weil sie die Taufformel ausspricht; der Materie nach, weil doch schließlich das über das Haupt des Kindes gegossene Wasser, von ihr, d. h. vom Arzt, ausgebreitet wird, damit es sicherer den Körper berühre. Lehren doch Autoren, daß die Taufe gültig sei, wenn auch nur durch die Bewegung der angefeuchteten Finger des Taufenden die Stirne des Täuflings abgewaschen wird (vgl. z. B. Aertnys-Damen, II, n. 47); gibt ja selbst der heilige *Alfons* zu, daß die Taufe eines Kindes, das unter das herabfallende Wasser einer

Dachrinne gebracht wird, gültig ist (Th. mor. VI, n. 106). — *Gegen* die Gültigkeit dieser Taufe sprechen jedoch folgende Gründe: Aus der Handlungsweise der zwei Personen, von denen die eine Wasser über das Haupt des Kindes ausgießt, und die andere das Wasser nur ausbreitet, geht an sich nicht genügend klar hervor, wer als der eigentliche Spender der Materie des Sakramentes der Taufe zu gelten hat, oder wenigstens ob jene andere Person, die lediglich das schon gegossene Wasser ausbreitet (in unserem Fall der Arzt), allein in Betracht käme als „Spender der Materie des Sakramentes“. Deswegen lehrt Marc (II, n. 1456): „Saltem dubius esset baptismus, si alterius ope aqua deflueret; nisi certo unus idemque materiam et formam applicet. Si de hac impleta conditione non constat, baptismus dubius est.“ Schon der heilige Alfons äußert sich darüber in folgender Weise (a. a. O. n. 105): „Invalidus est baptismus . . . Si formam pronuntians teneat puerum, et alter abluat, aut aquam affundat“; und sodann fügt er dem schon erwähnten Fall eine besondere Bemerkung hinzu, die er dem Fortsetzer Tournelys entnimmt (n. 106): „Sic etiam validus est Baptismus, si quis, aqua defluente ex tecto, puerum submittat et formam proferat . . . Secus autem, ait Cont. Tournely, si accessio aquae ad corpus baptizandi fieret ab altero.“ Was die Lehre jener Autoren angeht, die annehmen, daß eine Taufe gültig sei, falls auch nur durch die Bewegung der angefeuchteten Finger die Stirne des Täuflings abgewaschen wird, so handelt es sich um eine andere Frage als diejenige, die uns beschäftigt, nämlich um die Frage, welche *Quantität* Wasser erforderlich ist, damit die „materia sufficiens“ zur gültigen Spendung der Taufe vorhanden sei. Dies geht unzweideutig aus der Fragestellung hervor, wie sie z. B. beim heiligen Alfons (a. a. O. n. 107) vorkommt: „Quaeritur an sit materia sufficiens una vel altera gutta ad baptizandum“, und nachdem der heilige Kirchenlehrer die schon oben erwähnte Antwort der Autoren berichtet hat, fügt er jedoch hinzu: „licet Contin. Tournely adhuc de hoc dubitat.“<sup>1)</sup> Hieraus ergibt sich, daß die Frage nicht die nämliche ist; denn in unserem Fall muß offenbar das Eingreifen einer anderen Person bei der Anwendung dessen, was zur Materie des Sakramentes der Taufe gehört, berücksichtigt werden.

Bezüglich des konkreten Falles, wie er uns vorliegt, darf man wohl mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die gespende-

<sup>1)</sup> Das Heilige Offizium, wie dies aus verschiedenen Entscheidungen hervorgeht (8. November 1770, 9. Juli 1779, 14. Dezember 1898; vgl. Collect. de Prop. Fide n. 480, 536, 2028), betrachtet jene Taufen als zweifelhaft gültig, bei denen lediglich ein Bestreichen der Stirne des Täuflings mit befeuchteten Fingerspitzen des Taufenden stattfindet.

ten Taufen gültig waren; eine volle Sicherheit für ihre Gültigkeit, so will mir scheinen, besteht jedoch nicht, oder wenigstens läßt dieselbe sich nicht einwandfrei nachweisen.<sup>1)</sup> Deswegen ist nachträglich, sobald dies tunlich, die Taufe „sub conditione“ zu wiederholen; das obige Taufverfahren aber darf nur im Falle der Notwendigkeit zur Anwendung gebracht werden, und auch dann dürfte die Taufe nur eine bedingterweise gespendete sein. Bei derartigen Vorkommnissen fange der Arzt mit der Hand, die ihm frei bleibt, etwas vom herabfließenden Wasser auf und bewerkstellige so die Abwaschung des Täuflings, indem er zugleich die Taufformel ausspricht. Sollte ihm jedoch dies nicht vonstatten gehen, so lasse er durch die Hebamme oder eine andere Person etwas Wasser über das Haupt des Kindes ausgießen; sorge aber nach Möglichkeit dafür, daß die Haut durch das Wasser berührt werde, sobald es fließt: er lasse gleichzeitig durch die Hebamme oder die Dienstperson die Taufformel aussprechen, selbstverständlich mit der Meinung zu taufen. Nur wenn keiner dieser Wege gangbar wäre, könnte der Arzt das beschriebene Verfahren einhalten; die Taufe jedoch wäre *sub conditione* zu spenden.

Rom (S. Alfonso).

P. J. B. Raus C. Ss. R.

## Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Redaktion* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (\*) gekennzeichnet.

I. (**Eheassistenz in selbständigen Kirchen.**) Der Kanonist Roberti behandelt in der Zeitschrift „Apollinaris“, 1930, 455 f. nachstehenden Rechtsfall. In einer Pfarrei befindet sich eine Kirche, die vom Bischof nach can. 479 ff. einem eigenen Rektor zur Leitung und Verwaltung überwiesen ist. Es soll nun in dieser Kirche eine Trauung stattfinden. Der Rektor besitzt auf Grund seiner Stellung das Trauungsrecht nicht (can. 481). Es entsteht nun die Frage: Kann der Pfarrer des betreffenden

<sup>1)</sup> Noldin-Schmitt, III, de Sacramentis n. 61 bringt allerdings folgende Unterscheidungen: „Si puerum aquae natura fluenti . . . supponit, valide baptizat . . . Quod si puerum supponit aquae ab homine effusae, distinguendum est: si ad baptizandum utitur aqua, quam vel in alium finem vel solum ut effundendo aquam adjuvet baptizantem alter effundit, valet baptismus, quia unus est qui baptizat; si autem scienter utitur aqua, quam alter effundit eo fine, ut baptizantem applicando materiam adjuvet, invalidus est baptismus.“ Falls wir den Sinn dieser Unterscheidungen richtig verstehen, so handelt es sich hier um etwas anderes, nämlich um den Fall, wo jemand das zu taufende Kind unter das Wasser bringt, welches lediglich durch Naturkraft fließt (z. B. unter die Traufe) oder das ausgegossen wird durch Mithelfen des Menschen.

Territoriums ohne Erlaubnis des rector ecclesiae in dieser Kirche die Trauung vornehmen? Nach can. 1095, § 1, n. 2 nimmt der Pfarrer innerhalb seines Territoriums (*intra fines sui territorii*) in gültiger Weise die Trauung vor. Also wäre auch die ohne Zustimmung des rector ecclesiae vorgenommene Trauung gültig. Anders steht es mit der Erlaubtheit. Nach can. 484, § 1 darf ohne Erlaubnis des Rektors oder seines gesetzlichen Vorgesetzten niemand kirchliche Funktionen in der Kirche vornehmen. Vor ausgesetzt nun, daß der Rektor eine vom Pfarrer unabhängige Stellung hat, also nicht etwa bloß ein *vicarius cooperator pro determinata parte paroeciae* (can. 476, § 2) ist, bedarf der Pfarrer zur Vornahme der Trauung der Erlaubnis des Rektors. Der Fall kann auch so gelöst werden, daß der Pfarrer oder der Bischof dem rector ecclesiae nach can. 1095, § 2 die Trauungs ermächtigung gibt.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**II. (Zurückweisung von der Gelübdeerneuerung.)** In der kanonistischen Zeitschrift „*Apollinaris*“ 1931, 124—128, findet sich ein interessantes Rechtsgutachten von Franz d' Ambrosio O. Min. Conv. über die Frage, aus welchen Gründen eine Zurückweisung von der Professerneuerung in religiösen Genossenschaften mit nur zeitlichen Gelübden erfolgen könne. Can. 637 scheint die Frage allgemein zu regeln, indem er erklärt: Der zeitliche Professe kann nach Ablauf der Professzeit in die Welt zurückkehren, aber auch die religiöse Genossenschaft kann aus wichtigen Gründen (ob *justas ac rationabiles causas*) den Professen von der Erneuerung der zeitlichen Gelübde (bezw. der dauernden Profess) zurückweisen, ausgenommen der Fall der Erkrankung, außer es wäre nachgewiesenermaßen diese Krankheit verschwiegen oder verheimlicht worden.

Die Anwendung dieses Grundsatzes bietet keine Schwierigkeiten, wenn im Sinne des can. 574 nach den Konstitutionen zuerst dreijährige, bezw. dreimal einjährige und dann dauernde Gelübde abgelegt werden, auch nicht, wenn der klösterliche Vorgesetzte zur Erprobung des Kandidaten ein zweites Triennium vorschrieb. Was aber dann, wenn die Konstitutionen überhaupt nur zeitliche Gelübde vorsehen? Kann nach zehn oder mehr Jahren ob *justas et rationabiles causas* die Gelübdeerneuerung verweigert und derart der bisherige Professe kurzerhand in die Welt zurückgeschickt werden? Der Kodex weist in dieser Hinsicht eine Lücke auf. Unser Autor kommt zum Ergebnis, daß zur Zurückweisung von der Professerneuerung nach mehr als sechsjähriger Profess nicht mehr *justae et rationabiles causae* genügen, sondern daß Gründe vorhanden sein müssen, die eine *Entlassung* rechtfertigen (can. 649, 651). Dies

verlangt die Billigkeit und die Rechtsanalogie der religiösen Genossenschaften mit dauernden Gelübden. Bemerkenswert ist, daß die übeln Rechtsfolgen, welche ehemalige Mitglieder religiöser Genossenschaften treffen, auch (aber auch nur) für zeitliche Professen gelten, die sechs Jahre in der religiösen Genossenschaft zugebracht haben (can. 642, § 2). Der Kodex scheint damit andeuten zu wollen, daß er von diesem Zeitpunkt an die zeitlichen Professen den dauernden Professen gleichstellen will. Freilich, zu sehr darf man diese Parallele nicht betonen, sonst müßte man annehmen, daß schon nach sechsjähriger (nicht erst nach *mehr* als sechsjähriger) zeitlicher Profeß die Zurückweisungsgründe des can. 637 nicht mehr genügen, welche Auffassung aber offenkundig der Intention des can. 574, der eine Erprobung zuläßt, widerspricht. Es ist nicht immer leicht, Gesetzeslücken auszufüllen.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

**III. (Zur Erklärung der Kanones 1620 und 1736.)** Can. 1620 trägt den Richtern und Richterkollegien auf, anhängige Prozesse so schnell als möglich zu erledigen, und zwar soll grundsätzlich ein Prozeß in erster Instanz nicht über zwei Jahre, in zweiter Instanz nicht über ein Jahr hinausgezogen werden. Can. 1736 verfügt, daß, wenn in den angegebenen Terminen, ohne daß ein Hindernis entgegenstand, keine Prozeßhandlung (*actus processualis*) vorgenommen wird, im ersten Fall die Instanz, d. h. das Prozeßverfahren erlischt, im zweiten Falle das angefochtene Urteil in Rechtskraft übergeht. Die Worte, wie sie hier stehen, können mißverstanden werden. Denken wir uns den Fall, daß gegen das Urteil erster Instanz in einem Eheprozeß die Berufung an die zweite Instanz eingebracht wurde und das Appellationsgericht ohne Grund durch ein Jahr keine Gerichtshandlung vornimmt. Ist infolge dieser Untätigkeit das Urteil erster Instanz in Rechtskraft getreten? Der Wortlaut des can. 1726 könnte zu dieser Auffassung verleiten. Tatsächlich ist diese Bestimmung so aufzufassen, daß die Rechtsfolge nur eintritt, wenn die *Parteien*, obwohl sie handeln könnten und sollten, in angegebenem Termin keine Prozeßhandlung vornehmen. Die Untätigkeit des Richters allein schadet den Parteien nicht. Vgl. A. Blat, *Commentarium lib. IV*, 257; Fr. Roberti, *De processibus II*, 1, 11.

Graz.

*Prof. Dr J. Haring.*

**IV. (Eheabschluß vor dem akatholischen Religionsdiener.)** In der „Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge“ 1931 behandelt Privatdozent Dr Hans Barion in Bonn im Anschluß an can. 2319, § 1 Cod. jur. can. diese Frage. Der zitierte Kanon erklärt: „Subsunt excommunicationi latae sententiae Ordinario

reservatae, qui matrimonium ineunt coram ministro acatholico contra praescriptum can. 1063, § 1.“ Nun bringt aber gerade die Berufung auf can. 1063 eine Unklarheit. Can. 1063 handelt vom Verbot der Doppeltrauung oder akatholischen neben der katholischen. Es fragt sich der Verfasser des Artikels: Wird tatsächlich nur die Doppeltrauung gestraft oder auch die einfache akatholische Trauung? Wenn ersteres der Fall ist, wann liegt das strafbare Delikt vor, wenn die akatholische Trauung der katholischen voranging? Ferner: liegt das strafbare Delikt vor, wenn ein Katholik mit einem Israeliten vor dem Rabbiner die Ehe schließt? Dem Wortlaute nach spricht can. 1063 nur von mixta religio im strengen Sinne des Wortes. Liegt die strafbare Handlung vor, wenn zwei katholisch getaufte Personen, die dem Protestantismus sich zugewendet haben, sich akatholisch trauen lassen? Der gesunde praktische Sinn würde sonst leicht die Schwierigkeit lösen. Nun verbietet aber can. 20 gerade im Strafrecht jede Analogie. Daher treten ernste Kanonisten wie Eichmann, Handbuch II<sup>3</sup>, 521, Königer, K.-R. 308 für die Ansicht ein, daß nur die Doppeltrauung das strafbare Delikt darstelle, und Cappello, Tractatus de censuris 1925, 320 meint, daß bei akatholischer Eingehung einer rein katholischen Ehe (d. h. von Personen, die nach can. 1099 als katholisch anzusehen sind, auch wenn sie tatsächlich nicht mehr katholisch sind) die Zensur nicht eintrete und wahrscheinlich der akatholische Abschluß einer Ehe zwischen Getauften und Ungetauften nicht unter die Strafsanktion falle. Die Frage wird wohl am besten durch eine authentische Auslegung aus der Welt geschafft. Wie sie ausfallen wird, ist nicht schwer zu erraten. Der can. 2319, § 1 wollte offenkundig den Katholiken, oder genauer gesagt, den Personen, die nach can. 1099 an die katholische Eheschließungsform gebunden sind, eine akatholische Eheschließung unter Strafe verbieten. Der Zusatz in can. 2319, § 1 contra praescriptum can. 1063, § 1 will insofern eine Einschränkung machen, daß (§ 3) Trauung durch einen akatholischen Religionsdiener, der zugleich staatlicher Standesbeamter ist und dem die Nupturienten ad actum civilem dumtaxat ex plendum nicht ausweichen können, die strafbare Handlung nicht zustande kommen läßt. — Man sieht daraus wieder, wie schwer Gesetzbücher abzufassen sind, und daß der Cod. jur. can. trotz seiner Vortrefflichkeit manche Schönheitsfehler aufweist.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**V. (Drei pastorelle Anregungen: Mittel gegen das Fluchen — Tischgebet — Kreuzwegandacht.)** 1. „O, dieses Fluchen!“ So sagt mancher Seelsorger. „Gibt es denn gar kein Mittel, unsere Katholiken von diesem abscheulichen und sündhaften

Fluchen zu heilen?“ — Ich glaube, es gibt ein solches. Ein Beweggrund, dem keiner, der noch ein ordentlicher Christ sein will, zu widerstehen vermag, ist folgender: In dem Munde eines Fluchers, der sich das Fluchen nicht abgewöhnen will, ist jedes Vaterunser eine Verhöhnung Gottes. Denn jedesmal spricht er mit den Lippen: „Geheiligt werde dein Name!“ — aber durch die Tat sagt er dabei: „Nun, es besteht noch keine Gefahr, daß dein Name zu sehr geheiligt wird; durch mein Fluchen werde ich schon dafür sorgen, daß er auch in Zukunft tüchtig gelästert, entweicht, entheiligt wird!“ Bei jedem Vaterunser so Gott verhöhnen, wer möchte das?!

2. Es gibt heutzutage viele katholische Familien, in denen das Tischgebet öfters unterlassen wird, und andere, in denen es ganz außer Übung zu kommen droht. Ein Gedanke, der nach meiner Erfahrung immer Eindruck macht, ist der, wie Millionen von Menschen jetzt in China des entsetzlichen Hungertodes sterben. Darf ich hier eine kurze Beschreibung dessen, was ich selber in Indien gesehen habe, beifügen? (Ähnliche Beschreibungen finden sich in Missionszeitschriften.) Während der schrecklichen Hungersnot in Guzerat (nördlich von Bombay), das zu der früheren Bombay-Puna-Mission der deutschen Jesuiten gehörte, herrschte Hungersnot. Die hungernden Leute strömten in die Stadt Bombay herein, in der Hoffnung dort Nahrung zu finden. Allein da in Bombay die Pest wütete — die normale Sterblichkeit von 70 bis 80 Toten bei einer Bevölkerung von einer Million, war auf über 400 gestiegen und hielt sich in dieser Höhe wochen-, ja monatelang —, so hätten die Leute mit ihrer geschwächten Widerstandskraft nur die Zahl der Sterbefälle vermehrt und wurden deshalb von der Polizei wieder in ihre Heimat zurückbefördert. (Daß die Missionäre alles aufboten, was in ihren Kräften stand, um dem schreienden Elend zu steuern, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Allein die reichen Heiden halfen nicht, ganz nach dem Worte des Apostels: „Die Heiden sind ohne Liebe und ohne Erbarmen.“ Sie hatten wohl Geld übrig für alte, unbrauchbare Tiere, einschließlich Affen und Ratten, aber nicht für ihre eigenen Landsleute und Religionsgenossen!) Und wie die Leute aussahen! Nie mehr werde ich den Anblick vergessen. Ihre Kleidung — ein paar Lumpen als Lendentuch. Alle Rippen konnte man an ihnen zählen. Der Unterleib war ganz eingeschrumpft. Die Arme und Beine waren einfach Knochen und etwas Haut darüber. Der Kopf glich einem Totenschädel! Die Szenen, die sich während einer solchen Hungersnot abspielen, wo Millionen von Menschen tagelang hungrig und Wurzeln ausgraben, Baumrinden abschaben u. ä., um damit den nagenden Hunger zu stillen, ja — wie es in China geschieht — ihre eigenen Kinder aufessen,

und nur *eine* Erlösung von den gräßlichen Qualen des Hungers vor sich sehen — nämlich den Tod, kann jeder Prediger ohne Schwierigkeit selber ausmalen. Ebenso die Jammerszenen, wenn die vom Hunger gepeinigten Kinder um Brot schreien und der armen Mutter das Herz zerreißen, da sie nicht helfen kann. Und erzählen wir unsren Katholiken, daß jetzt in China schon ungefähr zehn Millionen Menschen verhungert sind und weitere zehn Millionen vor dem Hungertode stehen — nicht zu reden von den 60 Millionen Hungernden —; dann fragen wir sie: Ist es da recht und läßt es sich verantworten, wenn man seine Nahrung genießt wie das unvernünftige Tier und sich nicht einmal bemüßigt fühlt, dem Vater im Himmel für seine Gaben zu danken? Und Katholiken, die noch etwas Religion im Leibe haben, werden sagen: „Nein, in Zukunft verrichten wir wieder unser Tischgebet vor und nach dem Essen.“ . . . Es darf ja etwas kurz sein, wenn es nur von Herzen kommt.

3. Wir hegen nicht mit Unrecht ein gewisses Vorurteil gegen Allheilmittel. Aber es wäre doch der Mühe wert, eines wenigstens zu *versuchen*. Der heilige Leonardus a Portu Mauritio, der große Franziskanermissionär, empfiehlt es mit den bekannten Worten, die Kreuzwegandacht — d. h. natürlich die fleißige Übung derselben — genüge, um den Einzelnen, ja eine ganze Pfarrei zu bekehren und zu heiligen. Allerdings müßten dabei zwei Bedingungen erfüllt werden: Wir müssen es dem Volke klar machen, daß man weder bei den einzelnen Stationen, noch am Ende ein oder mehrere Vaterunser zu beten braucht; daß die Kirche nur eine ganz kurze Betrachtung über das bittere Leiden des Heilandes („quantumvis breviter“) verlangt, daß man also den Kreuzweg ganz gut in zehn Minuten beten und dabei die überaus reichen Ablässe dieser Andacht gewinnen kann. Vor allem aber müssen wir Priester dem Volke das häufige Gehen des Kreuzweges selber vormachen; denn auch hier gilt: *Verba movent, exempla trahunt.*

*Albert Ailinger S. J.*

**VI. (Bildungsgang und Aufgabe des Rabbiners.)** Es mehren sich bei uns die Zeichen, als widme man in katholischen Kreisen dem religiösen Leben der Juden größere Aufmerksamkeit. Ihre religiöse Literatur wird beachtet und mehr besprochen und unsere Quartalschrift machte selbst aufmerksam auf das neue Werk von Strack und Billerbeck: „Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch“ — ähnlich unsren Väterhomilien. Jüdischerseits hat man nur die Weitschweifigkeit dieses Werkes getadelt. Man erfährt auch von Besuchen katholischer Religionslehrer mit ihren Schülern in den Synagogen außer dem Gottesdienst und daß solche aufklärende Besuche

von drüben gerne gesehen werden. Man weiß, daß jüdische Versammlungen auch katholische Geistliche zum Reden einladen und deren Sachkenntnis gerne gelten lassen; daß ihnen der katholische Geistliche überhaupt näher stehe, als der evangelische. Freilich wird man nicht so weit gehen wie drüben in Kanada ein protestantischer Prediger, der dem Rabbiner seine Kanzel gelegentlich überließ, während er dessen jüdische Gemeinde über das Christentum aufklären wollte („Daily Telegraph“, Februar 1928 aus Toronto). Es sei hier auch aufmerksam gemacht auf die kleine Abhandlung: „Von jüdischen Bräuchen und jüdischem Gottesdienst“ von S. Müller, Karlsruhe 1930, Verlag Boltze, über die Erzbischof von Hauck (Bamberg) schreibt, sie „gewährt einen interessanten Einblick in den jüdischen Gottesdienst wie in das religiöse Leben der Juden überhaupt und ist geeignet, mancher Verkennung des Judentums gegenüber die Erkenntnis des wirklichen jüdischen Geistes zu fördern; damit ist ein großer Schritt zum Frieden getan.“ Und Prof. Franz Keller (Freiburg) sagt davon: „Es war mir eine große Freude, diese knappen, inhaltsschweren Darlegungen einer heiligen Tradition lesen zu dürfen. Das Buch ist berufen, mit beizutragen zum Abbau alter Vorurteile.“

Gleichem Zwecke möchten auch diese Zeilen dienen, die in Kürze vom Bildungsgang und der Aufgabe des Rabbiners handeln und die von einem solchen auf ihre Richtigkeit geprüft wurden.

Die Vorbildung zum Amte eines Rabbiners verlangt bei uns heute Gymnasial- und Universitätsstudium neben der theologischen Ausbildung in Bibel und Talmud an einer jüdischen Bildungsanstalt. Universität ist darum nötig, um einen Doktorgrad zu erwerben, gewöhnlich in der Philosophie. Jüdische Theologie ist noch nicht in der Reihe unserer Fakultäten, wenn auch an der Universität Frankfurt am Main ein Lehrstuhl für Judaica im allgemeinen vorhanden ist.

Es wird gefordert gründliche Kenntnis der jüdischen Literatur: Bibel, Talmud und ältere Kasuisten wie Schulchan Aruch. „Man kann wohl auch ohne Talmud ein guter Redner werden, aber ein Verkünder des göttlichen Wortes, der voll überzeugender Begeisterung Gedanken zu schöpfen versteht aus den herrlichen Auslegungen des Midrasch, die Israel allein von allen Völkern der Erde besitzt und die auf das jüdische Herz stets einen ergreifenden Eindruck machen, das ist ohne gründliche Talmudstudien nicht möglich“ (J. Kohn, Bibel und Talmudschatz, Hamburg 1924, S. 404).

Vor allem wird verlangt musterhaftes, sittliches Verhalten, strenge Rechtgläubigkeit und pünktliche Vollziehung der bestehenden Gebräuche und religiösen Vorschriften in seinem

persönlichen Leben. „Lerne von keinem Lehrer und hätte er die Fülle der Wissenschaft, dessen Lebenswandel zu tadeln ist“ (Hirsch, Pflichten Jissroels in der Zerstreuung, S. 323, Thauroh-studium).

Durch welche Autorität wird einer als Rabbiner anerkannt? Durch die Autorität eines andern amtierenden Rabbiners, der dem Bewerber in einer schriftlichen Urkunde die religiöse Be-fähigung bescheinigt und die Befugnis zum Unterricht und religiösen Entscheidungen ausspricht. Gewöhnlich stellt heute die jüdische Privat-Hochschule, an der man studierte, den Befähigungsnachweis aus. Regel ist, daß ein als ganz streng und religiös lebender und als besonders großer Talmudist be-kannter Mann die Gutheißung ausspricht. Von einem selbst mangelhaften Rabbiner ausgesprochen, hat sie keine Wirkung.

Damit jemand als Rabbiner angestellt wird, ist außer der Berufung durch die betreffende jüdische Gemeinde — ohne Probepredigt — die Bestätigung durch die staatliche Regierung erforderlich. Nach § 137 der Deutschen Reichsverfassung sind die Gemeinden Körperschaften des öffentlichen Rechtes und stehen unter dem Schutz des Staates. Der ausländische Rabbiner bedarf zur Übernahme seiner Stelle der Erlaubnis der Regierung. Seine Anstellung gilt auf Lebenszeit. Das Gehalt ist durch Gemeindesteuer aufzubringen, ein Umstand, der in größere Abhängigkeit von der Gemeinde bringt, als man es beim katholischen Geistlichen gewohnt ist. „Jeder Mann ist verpflichtet, sich das erforderliche Vermögen zu erwerben, dann eine Gattin zu nehmen und vereint mit ihr ein Haus zu gründen; vom 18. Jahr und weiter liegt ihm diese Pflicht ob“ (Hirsch, a. a. O. S. 345, Hausesgründung). Danach ist es Regel, daß der Rabbiner verheiratet ist.

Was gehört zu den amtlichen Obliegenheiten des Rabbiners? Er ist nicht Oberhaupt der Gemeinde, sondern Angestellter, der eigentliche Verkünder und Erklärer der Lehre auf der Kanzel und in der Schule. Nach jüdischen Grundsätzen gibt es keinen Rabbinerstand. Jeder gehörig befähigte Israelit darf die Dienste eines Rabbiners übernehmen. Kleinere Gemeinden haben deshalb nur Lehrer, die neben ihrer Volksschule die Obliegenheiten erfüllen. Nur das Bedürfnis hat die Anstellung eigens ausgebildeter Theologen verlangt. Der Rabbiner hat für seinen Bezirk das Recht, gottesdienstliche und rituelle Fragen end-gültig zu entscheiden. Er leitet nicht den Synagogendienst, ist aber gegenwärtig an erhöhtem Platze: er hält die Predigt an Festen, selten am Samstag. Er nimmt die Knaben bei Voll-jährigkeit feierlich als „Sohn der Pflicht“ in die Reihe der Erwachsenen auf; er erteilt und überwacht den Religionsunter-richt, nimmt teil an der Armenpflege, die bei den Juden viel

feiner geregelt ist, z. B. die Ausstattung armer Bräute. Er nimmt die Erklärung der Brautpaare entgegen und regelt die Schwagerehe. Er wirkt mit bei dem Urteile über Ehescheidungen und hält die Begräbnisse. Nicht alle Rabbiner vollziehen die Beschneidung, sie gehört nicht zu den gewöhnlichen Diensten.

Ist der Rabbiner einem andern untergeordnet? Außer der Staatsbehörde als Aufsichtsbehörde keinem. „Oberrabbiner“ ist ein Titel, der an gewisse Stellen geknüpft ist, aber keine Überordnung bedeutet. Ähnlich wie „Oberpfarrer“ auf dem linksrheinischen Gebiete der Erzdiözese Köln.

Es kann im Judentum nur das Gesetz selbst Richtschnur sein; weder der einzelne noch eine Rabbinersynode kann etwas anordnen oder aufheben, wenn das Gesetz nicht dafür ist. In Gesetzessachen gibt es nur eine Behörde: die Heilige Schrift und Überlieferung. Für den gläubigen Juden gilt als Regel, was Hirsch sagt: „Jeder Gemeinde Israels liegt als solcher das Recht und die Pflicht ob, Anordnungen zu treffen, die die Erfüllung der Thauroh, des Gesetzes in ihrer Mitte sichern und fördern und diesen Anordnungen einer Gemeinde, die sich der Thauroh unterordnen, hast du unbedingt Folge zu leisten, so lange du in ihrer Mitte lebst.“

„In allen dir zweifelhaften Fällen wende dich an einen Gesetzeskundigen, der durch erprobte Gesetzeskunde und anerkannte Gesetzesachtung zur Entscheidung befugt ist; folge seiner Entscheidung und welche nicht rechts noch links“ (a. a. O. S. 335).

St. Augustin, Post Siegburg (Rhld.).

*Aug. Jos. Arand S. V. D.*

VII. („Lasset die Leute sich setzen!“ — Joh 6.) In einer ländlichen Gemeinde waren die drei Anbetungstage der Fastnacht. Man kam zum Teil über eine Stunde her zur Kirche und lief sich müde gegen Wind und Wetter, wie es um diese Zeit gewöhnlich ist. Aber der Kirchenbesuch war gut, sehr gut in der religiös getrennten Gemeinde.

Beim Verlesen der Betstunden sagte der Pfarrer mit Unmut: „Ich habe das schon oft gerügt, wenn ich sehe, daß sich Leute setzen, wenn das Allerheiligste ausgesetzt ist. Heute sehe ich es wieder. So laßt das doch!“

Beim Frühstück machte der Hilfsgeistliche darüber die Bemerkung, als die Sache zur Sprache kam: „Im Evangelium der Brotvermehrung lesen wir jedes Jahr vor: Und Jesus sprach: ‚Lasset die Leute sich setzen!‘ Wenn er damals durch die ersten Geistlichen das Volk zum Niedersitzen auffordern ließ, dann dürfen wir es den Leuten wohl auch erlauben, wenn sie es tun.“

Der Pfarrer antwortete nicht ein Wort darauf, aber er dachte nach. Von dem Tage an dürfen auch seine Leute sich setzen.

St. Augustin, Post Siegburg (Rhld.).

Aug. Jos. Arand S. V. D.

**VIII. (Die Augustiner-Eremiten in Deutschland.)** Im Rahmen des *Augustinusjubiläums* 430—1930, das Pius XI. durch ein großes Weltrundschreiben ausgezeichnet hat, wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken auch auf die *geistigen Söhne des heiligen Augustinus in Deutschland*, auf die *Augustiner-Eremiten* gerichtet. Die Deutsche Provinz der Augustiner-Eremiten hat im Rita-Verlag Würzburg eine vornehm gehaltene, reich illustrierte *Festschrift zum Augustinusjubiläum* (M 6.—) herausgegeben mit dem Hauptinhalt: St. Augustin — Aus seinem Leben; — Aus seinem Geisteswerke (Regel des heiligen Augustinus); Seine geistigen Söhne. Der *geschichtliche Überblick über die Augustiner-Eremiten in Deutschland* (von den Anfängen bis zur Säkularisation) ist kirchen- und ordensgeschichtlich lehrreich und ruft manches Vergessene ins Gedächtnis zurück.

Die *Augustiner-Eremiten* verbreiteten sich seit dem 13. Jahrhundert von Italien her in *Deutschland*, und zwar rasch, zumal sie sich mit den Wilhelmiten vereinigten. Es entstanden *vier Provinzen in Deutschland*: die *rheinisch-schwäbische Provinz* mit 37 Klöstern (Schweiz, Schwaben, Elsaß, Rheinland); die *Kölnische Provinz* mit 43 Klöstern (von Mainz bis in die Niederlande); die *sächsisch-thüringische Provinz* mit 42 Klöstern (Franken, Thüringen, Norddeutschland); die *bayerische Provinz* mit 45 Klöstern (Bayern, Österreich, Steiermark, Kärnten, Schlesien, Böhmen, Polen).

Die vier deutschen Provinzen umfaßten rund 150 *Klöster*; wir nennen bekanntere: Freiburg i. Br., Freiburg i. d. Schw., Schwäbisch-Gmünd, Speyer, Mainz, Konstanz, Tübingen, Worms, Straßburg, Zürich, Heidelberg, Basel, Weißenburg i. Elsaß, Lauingen, Landau i. d. Pfalz, Meiningen, Würzburg, Erfurt, Männerstadt, Bitsch, Köln, Aachen, Löwen, Mecheln, Trier, Antwerpen, Saarlouis, Osnabrück, Schmalkalden, Dresden, Wittenberg, Regensburg, Nürnberg, Prag, Baden b. Wien, Mindelheim, Windsheim, München, Rötz i. Oberpf., Wien, Kulmbach, Schönthal, Ramsau i. Obb., Rattenberg u. s. w. Einzelne Klöster wie Erfurt, Männerstadt, Würzburg, Memmingen gehörten zeitweise zu verschiedenen Provinzen. Es gab auch Klöster der Augustiner-Eremitinnen, z. B. Memmingen, Schwaz, Prag, Niederviehbach, Köln, St. Adelheid b. Konstanz. Der erste Augustinerprovinzial in Deutschland war der Italiener P. Guido

Salanus, gest. 1288. Der zweite Provinzial war P. Engelbert aus Schwaben, gest. 1276; Heinrich von Friemar d. Ältere war der letzte gemeinsame Provinzial der Augustiner in Deutschland; um 1299/1300 wurde die Teilung in verschiedene Provinzen durchgeführt zum Vorteil und zur Blüte des Ordens in deutschen Landen.

Eine schwere Heimsuchung für die Augustiner-Eremiten bedeutete *die Zeit des Schwarzen Todes* im 14. Jahrhundert; in den Jahren 1348—1351 starben mehr als 5000 Augustiner; in Deutschland blieb die Ordensdisziplin ihrer Strenge nach in Kraft trotz der Lichtung der Reihen.

Eine andere schwere Prüfungszeit war die Zeit des *großen Schisma* (1378 bis zum Konzil von Konstanz 1414—1418). Der Orden war geteilt wie auch der Weltklerus, und die Ordensdisziplin litt unter dem Schisma nicht wenig.

In den *Hussitenkriegen* hatten viele Augustinerklöster, namentlich der bayerischen Provinz, sehr zu leiden. *Reformbestrebungen* setzten im 15. Jahrhundert ein, es gab Streitigkeiten zwischen der strengeren und leichteren Richtung, aber 1512 wurde der Friede wieder hergestellt.

Nun kam *das unheilvolle Auftreten Luthers*, die sogenannte Reformation, die Amtszeit des Vikars Staupitz und des Vikars Link, und schwerste Schädigungen des Ordens, die Auflösung der sächsischen Provinz, die Wirren der Religionskämpfe der Bauernkriege, fluchtartiges Verlassen von Klöstern, innere und äußere Krisis für den Orden. Die sächsische Augustinerprovinz unterlag dem ersten Taumel der sogenannten evangelischen Freiheit. Luthers irrite Lehre und irriges Leben zog viele in den verderblichen Strudel hinein. Eine solche Heimsuchung, wie sie über die Augustiner-Eremiten im 16. Jahrhundert in Deutschland kam, dürfte doch selten über einen Orden gekommen sein.

Die *bayerische Provinz* verlor zuerst das Kloster Windsheim (1525), Kulmbach (1528), Mindelheim (1526), die Klöster in Schlesien, vorübergehend die Klöster in Ramsau und Memmingen, München zählte bald nach Ausbruch der sogenannten Reformation nur noch sieben Religiosen, die polnischen Klöster trennten sich ab 1547. Es wurden nun Augustinerpatres aus Italien herbeigerufen, um den Orden und manche Klöster zu erhalten. Die bayerische Augustinerprovinz hatte 40 Jahre ausländische Patres als Provinziale; Ausländer waren Generalvikare des Ordens für ganz Deutschland; *die bayerische Provinz der Augustiner umfaßte seit 1604 nur mehr Bayern, Tirol, Salzburg*; sie erhielt 1608 wieder einen deutschen Provinzial. In München genossen die Augustiner das Vertrauen des Kurfürsten und es setzte wieder eine innere Sammlung und Stärkung der Provinz

ein. 1682 trennte sich auch Tirol und Salzburg ab und die *kleine bayerische Provinz* umfaßte nur noch die Klöster München, Ramsau, Regensburg, Schöntal, Seemannshausen, Ingolstadt, Aufkirchen (Würmsee), St. Salvator in Bettbrunn, Niederviehbach, Rötz. Die rheinisch-schwäbische Provinz hatte auch schwer zu leiden, hielt sich aber besser als andere Provinzen und hatte Männer, die der Neuerung Luthers ganz entschieden entgegnetraten. Im 17. und 18. Jahrhundert erholte sich der Orden wieder und entfaltete wieder eine segensreiche Tätigkeit in deutschen Landen, wie er es vor der Reformation auch getan hatte. Wir sind versucht, beim Namen Augustiner in Deutschland in erster Linie an Luther und seinen schlimmen Einfluß zu denken; das wäre aber ungerecht und einseitig; die Augustiner haben in ihren guten Zeiten Großes geleistet in Seelsorge und Wissenschaft; man mag 500 Augustiner-Schriftsteller in Deutschland zählen. Im Kampfe gegen die Hussiten bewährten sie sich; auch in der Zeit Luthers traten tüchtige Augustiner ganz energisch gegen die Neuerung auf. So schwer der Baum des Ordens von den Stürmen der Zeit gerüttelt und zerzaust ward, die Wurzeln des Baumes blieben vor Fäulnis bewahrt und brachten den Baum des Ordens zu neuer Blüte, bis die unselige Säkularisation dann den Baum bis auf die Wurzel vernichtete. Die letzten Bestände des Augustinerordens in Deutschland fielen der Aufklärung und Säkularisation zum Opfer.

In Bayern ward ein Kloster nach dem anderen aufgehoben, Männerstadt hielt sich. Als Ludwig I. den Klöstern sein Wohlwollen entgegenbrachte, schöpften auch die Augustiner wieder etwas Mut; beherzte Männer taten alles, um einzelne Klöster wieder zum Leben zu rufen. P. Pius Keller von Männerstadt war einer dieser beherzten Männer. Es erstand 1895 wieder eine *bayerisch-deutsche Provinz* der Augustiner-Eremiten, nachdem es seit langem nur ein Kommissariat der Augustiner in Deutschland gegeben hatte. Um 1900 gab es in dieser Provinz 47 Patres und 38 Brüder; die Zahl der Klöster betrug neun oder zehn, darunter Würzburg, Männerstadt, Wies b. Freising, Fuchsmühl, Winden, Pleystein, Regensburg-St. Cäcilia. Im Jubeljahr 1930 zählt die Provinz 86 Patres, 67 Brüder, 40 Kleriker, 10 Klerikernovizen, 17 Klerikeroblaten, 14 Brüdernovizen, 45 Brüderoblaten, 143 Klosterschüler, 37 Bruderschüler. Die neueste Niederlassung ist wohl Kloster St. Rita in Berlin-Wittenau (1929). Würzburg, Männerstadt, Weiden pflegen besonders den Nachwuchs des Ordens. Auch in Amerika wurde ein Kloster und eine Pfarrei übernommen. Nach der schweren Zeit des 19. Jahrhunderts sind die Grundlagen wieder fester geworden, die Arbeiter haben sich gemehrt und der Orden arbeitet in der

Seelsorge und im Schulwesen mit Energie und Zähigkeit und sucht nach außen und innen zu wachsen.

Es dürfte wenige Orden geben, die in Deutschland so viele Klöster hatten wie ehemals die Augustiner-Eremiten. Luthers unseliger Einfluß konnte sich zum Teil wohl deswegen so rasch auswirken, weil die Augustiner so viele Klöster, Pfarreien und Schulen innehatten. Man müßte die genauere Geschichte einzelner Klöster wie *Männerstadt, Würzburg, Köln, Straßburg, Regensburg, München, Erfurt, Wittenberg, Lauingen, Memmingen u. s. w.* lesen, um ein eingehendes Bild von der Tätigkeit und dem Einfluß der Augustiner in Deutschland zu bekommen. Warum wohl mußte Luther dem Orden und der Kirche in Deutschland solche Wunden schlagen?

Im *Jubeljahr des heiligen Augustinus*, das der Orden der *Augustiner-Eremiten* besonders feiert, schaut der Orden zurück auf seine einstige Größe und Blüte, auf die schweren Schicksalsschläge, die über ihn gekommen, auf die großen Klöster und die großen Männer des Ordens und ihre Wirksamkeit, sieht sich um in der Gegenwart und erneuert seinen Arbeitswillen für das Reich Gottes im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und die Fürbitte des heiligen Augustinus.

Der Orden hat Deutschland große Prediger gegeben, viele gelehrte und fromme Männer in Schule und Seelsorge; sein Einfluß auf Kunst und Wissenschaft war groß; seine Schulen und Klosterdruckereien, seine Klosterbauten geben eine Ahnung von der kulturellen Tätigkeit dieses Ordens in Deutschland. Wer die Festschrift liest, möchte die Kürze bedauern, mit der die riesige Arbeit der Augustiner in Deutschland vielfach nur angedeutet ist. Eine eingehende, umfassende Geschichte der Augustiner-Eremiten in Deutschland müßte ein willkommener Beitrag zur *deutschen Kirchen- und Kulturgeschichte* sein. Der Augustinerorden tritt heute in Deutschland im Vergleich zu anderen Orden weniger hervor; es denken daher auch viele nicht an seine große Vergangenheit, und doch ist seine Geschichte ein gutes Stück deutscher Kirchengeschichte.

Immenstadt. P. Aidan, O. Cap.

**IX. (Korporale und Palla, wie sie nach Material und Form beschaffen sein sollen.)** Wie Korporale und Palla seinerzeit ein einziges Stück bildeten, so werden sie auch heute noch trotz längster erfolgter Trennung in allen behördlichen Erlässen, die ihr Material betreffen, unter einem genannt. Von der Form und anderen Belangen gilt dies freilich nicht.

Korporale und Palla dürfen lediglich aus *Linnen* und *Hanf* sein (Decr. gen. S. R. C. 15. Mai 1819, n. 2600; Adnotatio ad hoc decr. vol. IV, p. 192 s.; S. R. C. 24. Nov. 1905, n. 4174;

Rit. serv. in cel. Miss. tit. I, n. 1). Verboten ist ihre Anfertigung aus *Nipisstoff*, einem aus den Fasern der Nipapalme gewonnenen Gewebe (S. R. C. 13. Aug. 1895, n. 3868, Dub. I), selbst bereits vorhandene dürfen nicht weiter benutzt werden (ebd. Dub. II); aus *Nesselstoff* (S. R. C. 17. Dez. 1875, n. 3387); aus *Baumwolle* (Adnot. ad decr. gen. S. R. C. 15. Mai 1819, n. 2600; S. R. C. 12. März 1836, n. 2737 und 23. Juli 1878, n. 3455, Dub. I et II); aus *Mischgeweben* wie *Halblinnen* (S. R. C. 15. März 1664, n. 1287; 15. Mai 1819, n. 2600), nicht zuletzt auch aus *Seide* sowie *Gold-* und *Silberstoffen* (S. C. de Prop. Fide 30. Jul. 1759, Collectan. n. 420 und 28. Jul. 1760, Collectan. n. 431). Für *Pallenauflagen* sind jedoch Seide, Samt und Metallstoffe erlaubt (S. R. C. 17. Jul. 1894, n. 3832, Dub. IV und 24. Nov. 1905, n. 4174). Selbstverständlich sind damit auch die einst verwendeten *Pallen* aus *Pergament* (schon verboten durch die Synode von Breslau 1592) und *Karton* untersagt.

Für das Korporale soll nur Leinwand von bester *Gewebeart* genommen werden, also solche mit feinen, gleichmäßigen, knotenfreien und gutgedrehten Fäden, die aber doch dabei fest und dicht ist, so daß einerseits sich keine Fasern abstoßen, andererseits keine Zwischenräume zwischen Schuß- und Kettfäden sind. Es soll ja verhindert werden, daß die Hostienfragmente zwischen den zu lockeren Fäden durchgedrückt werden. Am besten erfüllt an sich diese Bedingungen die ganz gewöhnliche Leinwand, bei der die Kett- und Schußfäden sich regelmäßig nach Art eines Schachbrettmusters kreuzen. Beim sogenannten Linnendamast, bei dem bekanntlich zur Erzeugung des Musters die Schußfäden oft zahlreiche Kettfäden überspringen, ist das Gefüge der Fäden an vielen Stellen so schwach, daß der genannte Übelstand unliebsam zur Geltung kommt. Es hat überhaupt eine Musterung des Korporale wenig Zweck, da sie sich nicht deutlich genug abhebt und meist nur bei bestimmte einfallendem Licht wahrzunehmen ist. Zu dünner Stoff, wie z. B. Musselin ist sowohl für Korporale als Palla eigens verboten (S. R. C. 15. März 1664, n. 1287).

Für die *Palla* soll zur Sicherstellung der nötigen Festigkeit ebenfalls nur Linnen von kräftiger *Gewebeart* genommen werden.

Als *Form* kommt für beide schlechthin nur das Quadrat in Betracht. Sowohl oblonge Korporalien wie kreisrunde oder polygone Pallen sind ungebräuchlich. Für Barock- oder Rokokokelche würde man aber mit Vorteil die Randlinie der Palla etwas stilisieren können.

Die *Farbe* des Korporale muß immer weiß sein. Das Missale bestimmt im Rit. serv. tit. I, n. 1: „Corporale . . . ex lino tantum esse debet, nec serico vel auro in medio intextum, sed totum album“; ähnlich in De defect. X, 1: „. . . corporalia . . .

debent esse ex lino nec serico in medio ornata . . .“ Damit ist aber jedenfalls nicht gesagt, daß eine Verzierung, die ja als etwas Akzidentelles zu werten ist, nur in Weiß gehalten sein dürfe. Es ist wohl auch nach dem Wortlaut der zweiten Bestimmung eine Seitenverzierung in Rot- oder Buntstickerei erlaubt.

Auch die Farbe der eigentlichen *Palla* darf nur weiß sein; die der sonst erlaubten Auflage kann aber mit dem Meßgewand übereinstimmen, schwarz ausgenommen. Zum schwarzen Meßgewand mag man Auflagenpallen von weißer oder violetter Farbe, bezw. mit Goldgeweben nehmen. Die färbige Auflage soll freilich, um nicht störend zu wirken, immer in Farbenton und Gewebemuster mit dem Meßgewand übereinstimmen, so daß also zu jeder Kasel eine eigene Palla vorhanden sein sollte. Trifft dies nicht zu, so sehe man von einer nachträglichen Anfertigung färbiger Stücke ab und nehme lieber Linnenpallen. Selbst Goldgewebe als Auflagen eignen sich trotz Übereinstimmung mit der Farbe des Kelches nicht in jedem Falle, da hiebei auch Stil und Karatierung des Kelches und des Goldgewebes eine Rolle spielen. So wird die dunkle Karatierung und quadratische oder geradlinige Musterung einer Goldpalla mit der lichten Karatierung eines Rokokokelches kaum harmonieren.

Was die *Größe des Korporale* angeht, wird sie sich an die Tiefe der Altarmensa anbequemen können. Am günstigsten sind wohl 50 cm im Geviert. Nennenswert größere oder kleinere werden für die heiligen Funktionen hinderlich sein. Man denke z. B. daran, daß einerseits auch das Ziborium Platz haben muß, andererseits aber die Kanontafel nicht verdeckt werden soll. Jene Korporalien, die in den Tabernakel kommen oder als Belag der Expositionsnische dienen, werden sich dem Maße nach an den gegebenen Raum halten; jenes für die Krankenprovisur kann etwas kleiner sein, aber jedenfalls nicht allzu viel unter  $40 \times 40$  cm. Korporalien von der Größe einer Palla sind zum Kommunionausteilen verboten (S. R. C. 27. Febr. 1847, n. 2932).

Für die *Palla* dürften 17—18 cm die *beste Größe* sein. Solche Pallen sind noch handlich und überdecken dabei nicht bloß den Kelch, sondern auch meist die ganze Patene. Pallen unter 15 und über 20 cm sollten nicht angefertigt werden.

Was die *Herstellung der Palla* betrifft, die selbstverständlich auf Erreichung genügender Festigkeit und Steifheit abzielen muß, sind drei Arten gebräuchlich: 1. Man stärkt ein einfaches oder besser noch doppeltes Linnenblatt kräftig; 2. verstift das nicht gestärkte Doppelblatt mit einem ebenso großen Stück weißen Kartons, der sich nicht wirft; 3. versieht ein einfaches Linnenblatt mit Gold- oder Silber-, bezw. Seidenauflage, wobei

die Auflage ebenfalls meist über Karton gespannt wird. Von der letztgenannten Pallenart ist eigens gefordert, daß das Linnenstück nicht fix, etwa angeleimt sei, sondern leicht abgenommen, bzw. ausgewechselt werden könne (S. R. C. 24. Nov. 1905, n. 4174). Am besten eignet sich zur Befestigung eine einfache Naht; Stecknadeln zu nehmen, ist gefährlich, weil sie locker werden und in den Kelch fallen könnten.

Eine Verzierung der Korporalien ist wohl für Saum und Rand gestattet, nicht aber für die Mittelfläche (De def. X, 1 und Rit. serv. I, 1). Die letztere würde ja das Sammeln der Fragmente nicht bloß erschweren, sondern verunmöglichen; und das nicht bloß bei Relief-, sondern auch bei flacher Stickerei. Selbst eingewebte Muster sind nicht zu empfehlen, falls sie figuraler Art sind. Sie werden ja immer durch den Kelch halb verdeckt sein. Am ehesten könnte man sich mit einem Motiv kleiner Kreuzchen, Blumen oder Sterne u. dgl. abfinden. Doch wird ungemusterte Leinwand ebenso schön wirken. Ganz abzulehnen sind für das Korporale Darstellungen von Heiligen, selbst Marienbilder und Marienmonogramme.

Es kommt also für das Korporale nur eine Saum- und Randverzierung in Betracht. Die erstere kann sich entweder nur auf die Ecken oder auf die ganze Seite erstrecken und kann in geometrischen, in Ranken-, Ähren- und vielen anderen Motiven ausgeführt sein. Alles Überladene ist zu vermeiden, weil es eher störend als günstig wirkt.

Unzweckmäßig ist auf jeden Fall eine Verzierung in sogenannter Durchbruchsarbeit wie „A-jour“ oder „Richelieu“. Sie würde dem Verstreuen der Fragmente Vorschub leisten.

Bei der *Palla* ist eine Verzierung weder vorgeschrieben noch verboten, mithin also erlaubt und auch ratsam. Die erlaubte Auflage ist ja auch eine Verzierung.

Man kann Fläche, Saum und Rand verzieren.

Für die Fläche können sowohl geometrische wie auch figürliche, bzw. symbolische Ornamente gewählt werden. Von den letzteren sind allerdings Sinnbilder des Todes wie Totenkopf, Totengebein u. ä. ausdrücklich untersagt (S. R. C. 17. Jul. 1894, n. 3832, Dub. IV). Unpassend, weil sinnwidrig, sind auch hier wieder Abbildungen von Heiligen, einschließlich Muttergottesbilder, die Namensbuchstaben Maria u. ä. Nicht einmal Darstellungen der Heiligen Familie oder der Pieta entsprechen an dieser Stelle. Richtig ist es lediglich, Bilder zu nehmen, die auf Krippe, Leiden und Kreuzestod und die Verherrlichung Jesu Bezug haben: Das Jesuskind, in der Krippe liegend; das Lamm, blutend aus der Seitenwunde; Ecce-homo-Bild; eine Zusammenstellung der Leidenswerkzeuge; die Dornenkrone für sich allein; das aus der Wunde blutende Herz; stilisierte Kreuzesformen;

Darstellung des Auferstandenen; Lamm mit dem Siegesfahnlein; Jesusnamen; Christusmonogramm; Pelikan u. s. w. Freilich wird ein Leidensmotiv zur Weihnachtszeit weniger gut passen. Doch kann ein Vorrat von etlichen Pallen mit verschiedenen Motiven dagegen abhelfen.

Die Flächenverzierung kann in verschiedenen Techniken ausgeführt sein, Durchbrucharbeit wieder ausgenommen. Auch ist die Verwendung von Schwarz verboten (S. R. C. 17. Juli 1894, n. 3832, Dub. IV).

Auch von Goldstickerei sehe man sowohl bei der *Palla* als beim *Korporale* ab. So prächtig sie sonst anfangs wirken mag, wird sie doch bald unansehnlich werden, da unter dem Waschen die Fäden reißen und die zarten Goldschichten verschwinden werden.

In der Mitte der *Palla* das gebräuchliche *Kreuzlein* einzusticken, ist nicht vorgeschrieben (vgl. S. R. C. 24. Nov. 1905, n. 4174 ad II). Soll dasselbe zur Bezeichnung der Vorderseite am *Korporale* angebracht werden, so darf dies nur ganz nahe dem Rand geschehen. Ein Abstand von 2 cm vom Rand soll nicht überschritten werden. Es in die Mitte des *Korporale* oder des vorderen Quadrates zu verlegen, ist unzweckmäßig. Das erstere bringt die Gefahr mit sich, beim Verschieben den Kelch zu verschütten, das zweite hindert das Sammeln der Hostiensplitter.

Zur *Randverzierung* eignet sich für einfache glatte Pallen eine zarte Stickerei in Linien- oder Rankenmotiven u. ä. Ebenso wirkt gut eine schmale, ca. 1 cm breite Spitze aus Linnengarn oder aus Goldfäden. Letztere sind jedesmal vor dem Waschen abzutrennen und für sich nur zu abluieren. Doch ist bei Benützung dieser Spitzpallen das Kelchvelum vorsichtig abzuheben, da sie sonst gerne hängen bleiben und von der Patene fallen. Für Pallen mit Kartoneinlage wirkt ausgezeichnet gut eine Umsäumung mit einer Schnur von der Stärke der Palle und der Farbe des Meßgewandtes; schwarz ist wieder ausgenommen, Gold aber besonders wirksam und in jedem Fall erlaubt.

Eine Fransenverzierung ist weder für *Korporale* noch für Palle passend. Fransen eignen sich ja nur für hängende Stücke, nicht aber für liegende.

Beide Paramente dürfen auch gestärkt werden (S. R. C. 13. Febr. 1892, n. 3767, Dub. addit. IX). Für die einfache Linnenpalla sowie für die mit Auflage ist dies sogar zur Erreichung größerer Steifheit und leichterer Handhabung notwendig. Aber auch für *Korporalien* ist ein Stärken von Vorteil, namentlich für schon abgenützte, weil das zu schwache Gefüge geschlossen wird und sich die Hostienteilchen leichter sammeln lassen. Doch ist das Stärken nicht zu übertreiben, damit das

Korporale nicht förmlich zum Brett werde. Als Tabernakelkorporale verwende man ein ungestärktes Stück, weil in diesem Falle keine Notwendigkeit zum Stärken vorliegt, ja der organische Stoff der Weizen- oder Reisstärke die Schimmelvegetation begünstigen würde.

Das usuelle Blauen der beiden Stücke mit Ultramarin und dergleichen ist vielleicht nicht gerade positiv rubrikenwidrig, trotzdem aber besser zu unterlassen. Es ist nicht ganz geziemend, den Stich ins Gelbe, der von mangelnder Bleiche herstammt oder bei längerem Gebrauch von einer schwachen Schmutzschichte hervorgerufen wird, bloß durch die entsprechende Komplementärfarbe zu verdecken. Hier ist durch rechtzeitiges Waschen, bezw. durch Beschaffung bestgebleichten Linnens vorzusorgen. „Corporalia mundissima sint“ (Pontif. Rom.: Ordo ad Synodum; alinea „Fratres . . . Cooperatores . . .“).

Schadhafte Korporalien können auf Purifikatorien oder Lavabotüchlein umgearbeitet werden, unbrauchbare sowie auch zu abgenützte Pallen sind zu verbrennen, die Asche ist ins Sakrarium zu geben.

Linz.

Rudolf Fettinger.

## Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz

(**Dekret des S. Officium über die „Sexuelle Erziehung“ und über die „Eugenik“.**) Das 4. Heft der A. A. S. 1931 bringt nachstehendes Dekret des S. Officium:

„In Congregatione generali Sancti Officii habita feria IV, die 18 Martii 1931, propositis dubiis quae sequuntur:

I. An probari queat methodus, quam vocant, ‚educationis sexualis‘ vel etiam ‚initiationis sexualis‘?

II. Quid sentiendum de theoria sic dicta ‚eugenica‘, sive ‚positiva‘ sive ‚negativa‘, deque indicatis ab ea mediis ad humanam progeniem in melius provehendam, posthabitis legibus seu naturalibus, seu divinis, seu ecclesiasticis ad matrimonium singulorumque iura spectantibus?

Emi ac Revni DD. Cardinales fidei morumque integritati tuendae praepositi, re diligenti examine discussa praehabitoque Revmorum Patrum Consultorum suffragio, respondendum decreverunt:

Ad I. *Negative*: et servandam omnino in educatione iuuentutis methodum ab Ecclesia sanctisque viris hactenus adhibitam et a Ssmo Domino Nostro in Encyclicis Litteris ‚De christiana iuventae educatione‘ datis sub die 31 Decembris 1929 commendatam. Curandam scilicet imprimis plenam, firmam, nunquam intermissam iuventae utriusque sexus religiosam institutionem; excitanda in ea angelicae virtutis aestimationem, desiderium, amorem; eique summopere inculcandum ut instet orationi, Sacramentis Poenitentiae et Ssmae Eucharistiae sit assidua, Beatam Virginem sanctae puritatis Matrem filiali devotione prosequatur eiusque protectioni totam se committat; periculosas lectiones, obscoena spectacula, improborum conversationem et quaslibet peccandi occasiones sedulo devitet.

Proinde nullò modo probari possunt quae ad novae methodi propugnationem, postremis hisce praesertim temporibus, etiam a nonnullis catholicis auctoribus, scripta sunt et in lucem edita.

Ad II. Eam esse omnino improbandam et habendam pro falsa et damnata, ut in Encyclicis Litteris de matrimonio christiano „Casti conubii“ datis sub die 31 Decembris 1930.

Hanc autem Emorum Patrum resolutionem Ssmus Dominus Noster Pius divina Providentia Pp. XI sequenti feria V die 19 eiusdem mensis et anni, in solita audientia R. P. D. Adssessori impertita, plane approbare et confirmare dignatus est eamque publici iuris faciendam mandavit.

Datum Romae, ex aedibus Sancti Officii, die 21 Martii 1931.

L. † S. A. Subrizi, *Supremae S. Congr. S. Officii Notarius.*

Aus dem Wortlaut dieses Dekretes, das gleich nach seiner Bekanntgabe auch in der Tagespresse lebhaft erörtert wurde, ergibt sich klar, daß das S. Officium weder über die sexuelle Erziehung der Jugend noch über die modernen eugenischen Bestrebungen neue doktrinäre Erklärungen oder Entscheidungen, über die großen päpstlichen Rundschreiben von der christlichen Jugenderziehung und von der christlichen Ehe hinaus, zu geben beabsichtigte. Es wird damit weder die „sexuelle Aufklärung“ der Jugend überhaupt noch die „Eugenik“ in Bausch und Bogen abgewiesen.

Unter der verurteilten „*educatio sexualis*“, bzw. „*initiatio sexualis*“ ist das und nur das zu verstehen, was Papst Pius XI. als verfehlte Erziehungsmethode gebrandmarkt hat mit den Worten:

„In höchstem Grade gefährlich ist fernerhin jene naturalistische Richtung, die in unseren Tagen in das Gebiet der Erziehung eindringt in einer Frage so zarter Natur, wie es die Sittenreinheit ist. Sehr verbreitet ist der Irrtum derer, die in gefährlichem Unterfangen und mit häßlichen Ausdrücken einer sogenannten sexuellen Erziehung das Wort reden, indem sie fälschlich meinen, sie könnten die jungen Leute gegen die Gefahren der Sinnlichkeit durch rein natürliche Mittel schützen, durch eine gefährliche und verfrühte sexuelle Aufklärung für alle ohne Unterschied und sogar in der Öffentlichkeit, und was noch schlimmer ist, indem sie dieselben zeitweilig den Gelegenheiten aussetzen, um durch Gewöhnung, wie sie sagen, den Geist gegen die Gefahren abzuhärten.“

Sie täuschen sich schwer, da sie die angeborene Schwäche der menschlichen Natur und das Gesetz nicht anerkennen wollen, von dem der Apostel sagt, daß es dem Gesetze des Geistes widerstreitet (Rom. VII, 23), und da sie die Erfahrungstatsachen erkennen, die beweisen, daß gerade bei den Jugendlichen die Verfehlungen gegen die Sittenreinheit nicht so sehr Folge von Nichtwissen, als vielmehr von Willensschwäche sind, wenn der junge Mensch den Gelegenheiten ausgesetzt und von den Gnadenmitteln nicht gestützt wird.

Falls auf diesem heiklen Gebiete unter Berücksichtigung aller Umstände eine individuelle Belehrung bei passender Gelegenheit von Seite derer, denen Gott mit der Erziehungsaufgabe auch die Standesgnade verliehen hat, sich als nötig erweisen sollte, dann ist mit aller jener Vorsicht zu Werke zu gehen, die der traditionellen christlichen Erziehung bekannt ist.“

Was mit den Ausdrücken „positive“ und „negative“ Eugenik gemeint ist, haben wir dem päpstlichen Rundschreiben „Casti connubii“ zu entnehmen. Dort lesen wir:

„Zu verwerfen sind zum Schluß noch jene bedenklichen Bestrebungen, die zwar zunächst das natürliche Recht des Menschen auf die Ehe, tatsächlich aber unter gewisser Rücksicht auch das Gut der Nachkommenschaft angehen. Es finden sich nämlich solche, die in übertriebener Sorge um die ‚eugenischen‘ Zwecke nicht nur heilsame Ratschläge zur Erziehung einer starken und gesunden Nachkommenschaft geben — was der gesunden Vernunft durchaus nicht zuwider ist —, sondern dem ‚eugenischen‘ Zwecke den Vorzug vor allen andern, selbst denen einer höheren Ordnung geben. Sie möchten daher von Staats wegen alle von der Ehe ausschließen, von denen nach den Gesetzen und Mutmaßungen ihrer Wissenschaft infolge von Vererbung nur eine minderwertige Nachkommenschaft zu erwarten ist, auch wenn sie zur Eingehung einer Ehe an sich tauglich sind. Ja, sie gehen so weit, solche von Gesetzes wegen, auch gegen ihren Willen, durch ärztlichen Eingriff jener natürlichen Fähigkeit berauben zu lassen, und zwar nicht als Körperstrafe für begangene Verbrechen, noch auch um künftigen Vergehen solcher Schuldiger vorzubeugen, sondern indem sie gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit für die weltliche Obrigkeit eine Gewalt in Anspruch nehmen, die sie nie gehabt hat und rechtmäßigerweise überhaupt nicht haben kann.“

Sie vergessen zu unrecht, daß die Familie höher steht als der Staat und daß die Menschen nicht an erster Stelle für die Zeit und die Erde, sondern für den Himmel und die Ewigkeit geboren werden. Und in der Tat, es ist nicht recht, Menschen, die an sich zur Eingehung einer Ehe fähig sind, aber trotz gewissenhaftester Sorge voraussichtlich nur einer minderwertigen Nachkommenschaft das Leben geben können, schon deshalb einer schweren Schuld zu zeihen, falls sie in die Ehe treten, wenn ihnen auch oft die Ehe zu widerraten ist.“

### Und später nochmals:

„In schwerer Täuschung sind demgegenüber jene befangen, die die Menschen unter Beiseitesetzung oder Vernachlässigung der übernatürlichen Mittel durch die Anwendung und Auswertung der Naturwissenschaften (der Biologie, der Vererbungslehre und anderer ähnlicher) zur Zügelung der sinnlichen Triebe bringen zu können glauben. Damit soll nicht gesagt sein, daß die sittlich einwandfreien natürlichen Mittel gering zu achten seien. Denn einer ist der Urheber der Natur und der Gnade, Gott, der die Güter beider Ordnungen zum Gebrauch und Nutzen der Menschen bestimmt hat. Darum kann und soll den Gläubigen auch durch die natürlichen Mittel geholfen werden. Nur irrt, wer da meint, das genüge, um die Keuschheit des Ehebundes sicherzustellen, oder der glaubt, es wohne den natürlichen Mitteln eine größere Kraft inne, als der übernatürlichen Gnadenhilfe.“

Die praktische Bedeutung des Dekretes des S. Officium liegt also weniger in dem positiven Lehrgehalt, der über die beiden päpstlichen Rundschreiben nirgends hinausgeht, als in der Verwarnung an katholische Autoren, in ihren Ansichten über die Sexualerziehung der Jugend und in der Vertretung moderner eugenischer Bestrebungen sich künftig streng an die Grenzen und Richtlinien zu halten, die der Papst in beiden Belangen gewiesen hat. Nicht alles, was bisher auch auf katholischer Seite diesbezüglich vertreten wurde, war einwandfrei.

Bezüglich mancher Kontroverse in diesen Punkten ist nunmehr zu sagen: *Roma locuta, causa finita.*

(A. A. S. XXIII, 118 s.)

**(Instruktion über die Weiheskrutinien der Seminaristen.)**

Die Sakramentenkongregation veröffentlicht eine vom 27. Dezember 1930 datierte Instruktion an alle Diözesanordinarien über die Weiheskrutinien der Seminaristen. Das Aktenstück, das mit den beigegebenen Formularien neun volle Seiten der A. A. S. umfaßt und sehr strenge, bis ins Einzelne gehende Anweisungen gibt, wie die Bischöfe sich über die allseitige Eignung und Würdigkeit der Weihekandidaten Gewißheit verschaffen sollen, ehe sie ihnen durch die Tonsur die Aufnahme in den Klerus gewähren, und nochmals, ehe sie ihnen eine höhere Weihe erteilen, kann hier auch nicht einmal auszugsweise wiedergegeben, nur kurz gewürdigt werden.

Traurige Erfahrungen in den zahlreichen, bei der Sakramentenkongregation durchgeführten und anhängigen Prozessen auf Ungültigkeit von Ordinationen oder Anfechtung der Weiheverpflichtungen veranlassen den Heiligen Stuhl, die Ordinarien an die Schwere ihrer Verantwortung zu erinnern und dringend zu mahnen, a limine solche Anwärter auf die heiligen Weihen abzuweisen oder aus ihren Seminarien zu entfernen, die zu Bedenken über die Lauterkeit ihrer Absicht oder über die Eignung zum Priestertum Anlaß geben, oder die nur unter dem Druck äußerer Verhältnisse, namentlich aus metus reverentialis den geistlichen Stand ergreifen. Darum wird schon vor Zulassung zur Tonsur und zu den niederen Weihen, um die jeder Bewerber wenigstens zwei Monate vorher in einem eigenhändigen Schriftstück anzusuchen hat, ein sehr gründliches und allseitiges Skrinium angeordnet, das aktenmäßig aufzunehmen ist und zu dem außer den Seminarvorständen auch die Professoren, die Seminarräte und die Pfarrer der Heimat und Familie der Kandidaten heranzuziehen sind. Zuletzt soll noch der Ordinarius selbst oder sein Generalvikar, eventuell ein besonderer Delegat, in persönlicher Aussprache mit dem Kandidaten sich vergewissern, ehe die Zulassung zur Tonsur und den niederen Weihen gewährt wird.

Dieses erste Skrinium ist dann neuerdings aufzunehmen und weiterzuführen, wenn sich der Kleriker zu den höheren Weihen stellt. Dieses zweite Erhebungsverfahren ist einzuleiten mit einer eigenhändig unterschriebenen, eidlichen Erklärung des Kandidaten, daß er mit freiem Willen, überzeugt von seiner göttlichen Berufung, in voller Kenntnis der Verpflichtungen, die er mit den höheren Weihen auf sich nimmt, und mit dem ehrlichen Willen, diesen Verpflichtungen bis zum Ende seines

Lebens treu nachzukommen, um die heilige Ordination bittet. Diese eidliche Erklärung hat der Weihekandidat vor jeder der drei höheren Weihen schriftlich zu wiederholen. Sollte sich ein Subdiakon oder Diakon noch vor der Priesterweihe anders besinnen oder gegen seine Berufung und Eignung jetzt erst Bedenken entstehen, so wäre der Fall dem Heiligen Stuhle vorzulegen, der die Angelegenheit dann selbst ordnen wird.

Sämtliche Akten dieser Skrutinien sind im Geheimarchiv der bischöflichen Kurie zu verwahren. Dabei ist es keineswegs die Absicht der Kongregation, die Ordinarien positiv zu verpflichten, daß sie in jedem einzelnen Fall alle diese umständlichen Erhebungen aktenmäßig durchführen müssen, da es ja Fälle geben wird, wo sie unmöglich oder zwecklos wären.

Die Instruktion wurde in der Vollsitzung der Sakramentenkongregation am 19. Dezember 1930 durchberaten und vom Papste am 26. desselben Monates ausdrücklich bestätigt mit einem dreifachen Auftrag: daß sie allen Ordinarien der Diözesen zugestellt werde, daß sie in den Seminarien am Beginn jedes Studienjahres den Alumnen zu verlesen sei und daß die Ordinarien in ihren regelmäßigen Berichten de statu dioecesis über die Ausführung dieser Vorschriften dem Apostolischen Stuhle Bericht zu erstatten haben. (A. A. S. XXIII, 120 ss.)

**(Gebrauch geweihter Glocken.)** Die S. C. Concilii urgiert in einem Dekret vom 20. März 1931 die Beobachtung der Vorschriften des kirchlichen Gesetzbuches (can. 1169) über die Verwendung geweihter Kirchenglocken. Wenn nicht bei der Beschaffung solcher Glocken besondere, vom Ordinarius bestätigte Vereinbarungen getroffen wurden, dürfen Glocken, welche durch Konsekration oder Benediktion ausschließlich zum heiligen Dienste bestimmt sind, nicht zu rein profanen oder bürgerlichen Anlässen geläutet werden, außer in Notfällen, mit Erlaubnis des Ordinarius oder aus einer rechtskräftigen Gewohnheit. Die Pfarrer und Kirchenvorsteher werden ernstlich ermahnt, sich streng an diese kirchliche Vorschrift zu halten, und wenn aus wichtigen Gründen die Glocken zu einem nicht strikten religiösen Zwecke verwendet werden sollen, rechtzeitig die Erlaubnis der Ordinarien einzuholen. Die Ordinarien sollen auf die Beobachtung dieser Vorschrift dringen, eventuell mit Strafandrohung, und gegen Ungehorsame bei der Konzilskongregation die Anzeige erstatten. (A. A. S. XXIII, 129 s.)

**(Ein päpstlicher Visitator für die Seminarien Italiens.)** Ein Motuproprio des Papstes vom 24. April 1931 kreiert an der Seminarkongregation und in Abhängigkeit von ihr das Amt eines „Visitator Ordinarius“, dem die kanonische Visitation sämtlicher Seminarien Italiens obliegen soll. Die Regional- und

Interdiözesanseminarien, die in besonderer Weise dem Apostolischen Stuhle zugehören (auch zumeist vom Papste gebaut und fundiert wurden), sollen ausnahmslos wenigstens einmal im Jahre vom Visitator inspiziert werden. Dieser „Visitator Ordinarius“ nimmt in der Seminarkongregation den Rang nach dem Sekretär ein und gehört ipso jure zu den Konsultoren dieser Kongregation. (A. A. S. XXIII, 151.)

**(Authentische Auslegungen zum Kirchengesetzbuch.)** Die Kodexkommission gab unter dem 29. Jänner 1931 folgende Entscheidungen und Erklärungen:

**1. Zu can. 323 (Konsekration von Kirchen):**

An vi canonis 323 Abbas nullius, charactere episcopali carens, ecclesiam in alieno territorio valide consecrare possit ex eiusdem Ordinarii licentia. R. Negative.

Prälaten oder Äbte, die ein eigenes Territorium (zu keiner Diözese gehörig und aus mindestens drei Pfarreien bestehend) selbständig mit den Jurisdiktionsbefugnissen eines Ordinarius loci verwalten, können nach can. 323, § 2 auch wenn sie nicht die Bischofsweihe haben (aber erst nach Empfang der Abtweihe, wenn ihnen diese zukommt), auch Kirchen und Altäre konsekrieren. Es ist nun allerdings an der zitierten Gesetzesstelle nicht ausdrücklich beigefügt, daß sie diese Befugnis nur in ihrem eigenen Territorium gültig ausüben. Aber hinsichtlich des Privilegiums, zu *firmen*, das ihnen ebenfalls gesetzlich zukommt (can. 782, § 3), ist es ausdrücklich gesagt, daß sie nur in ihrem Territorium gültig firmen. Und auch der Verweis auf can. 294 § 2, demzufolge Apostolische Vikare und Präfekten ohne bischöfliche Weihe nur „*intra sui territorii fines*“ die den Bischöfen vorbehaltenen Benediktionen ausüben können, legt diese Deutung nahe; die Weihegewalt solcher Abbates nullius fließt eben nicht aus dem character episcopalis, sondern aus kirchlichem Privilegium, ist daher in ihrer Ausübung auch quoad valorem an die Grenzen des Territoriums gebunden, in dem ihnen das kirchliche Recht ihre privilegierte Stellung gewährt. Wenn aber das, dann kann auch die Erlaubnis eines Ordinarius loci, der solchen Abbates nullius die Vornahme von Kirchenkonsekrationen in seinem Territorium gestatten wollte, die mangelnde Weihegewalt nicht geben oder erweitern.

**2. Zu can. 419, § 1 (Stellvertretung chorpflichtiger Kanoniker):**

An sub nomine *Canonici vel Beneficarii*, de quibus in can. 419, § 1 veniant eorumdem coadjutores. R. Negative.

Wie für alle Benefiziaten, können auch für Kanoniker oder Benefiziaten von Kathedral- oder Kollegiatkapiteln nach can. 1433 durch den Apostolischen Stuhl Koadjutoren mit oder ohne

Nachfolgerecht bestellt werden. Doch kann sich darum der betreffende Kanonikus oder Benefiziat nicht durch diese Koadjutoren im Chor vertreten lassen, wenn die Reihe zum Chordienst an ihm ist (vgl. dazu die frühere Entscheidung der Kodexkommission vom 25. Juli 1926, A. A. S. XVIII, 393); den chorpflichtigen Kanonikus kann nur ein dienstfreier Kanonikus, den chorpflichtigen Kapitelbenefiziaten ein dienstfreier Benefiziat im Chor stellvertreten.

### 3. Zu can. 423 (Diözesankonsultoren) :

An sub nomine *Sacerdotes*, de quibus in canone 423, veniant etiam Religiosi vel Religiosi saecularizati. R. Negative.

Das Institut der Diözesankonsultoren tritt nach dem Kodex (can. 423) an die Stelle der Kathedralkapitel, wo solche nicht oder noch nicht eingerichtet sind. Die ganze Amtsstellung der Diözesankonsultoren, wie sie das Gesetzbuch in den Canones 423—428 näher umschreibt, ist mit der Rechtslage, in der sich ein Religiöse durch die Ordensgelübde und das Ordensrecht befindet, schlechthin unvereinbar. Bezüglich säkularisierter Ordenspriester hat der Kodex im can. 642 den Ausschluß von verschiedenen kirchlichen Ämtern ausgesprochen, z. B. auch von allen Benefizien in Kathedralkirchen (die Diözesankonsultoren vertreten aber die Kathedralkapitel) und von allen Ämtern an den bischöflichen Kurien (zur bischöflichen Kurie werden aber im can. 363, § 1 alle Personen gezählt, die dem Bischof in der Verwaltung der ganzen Diözese Beistand zu leisten haben). Die Entscheidung ist daher, wenn auch nicht im Wortlaut, so doch im Sinne der bestehenden Gesetze begründet.

(A. A. S. XXIII, 110.)

**(Bücherverbote.)** Am 4. März 1931 verurteilte das S. Officium das Buch von *P. Martial Lekeux, L' Ami* (Paris, Editions Saint-Michel), am 11. März 1931 das Werk des holländischen Gynäkologen *Th. H. Van de Velde, Het volkommen huwelijk* („Die vollkommene Ehe“), letzteres mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß damit gemäß can. 1396 alle Ausgaben und Übersetzungen des Werkes vom Verbote getroffen sind. Die Verurteilungen wurden mit Dekreten des S. Off. vom 6. März, bezw. 14. März 1931 verlautbart und vom Papste ausdrücklich bestätigt.

(A. A. S. XXIII, 117 s.)

# Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von Pet. Al. Steinen S. J., Aachen, Kurbrunnenstraße 42.

**1. Catholica Unio.** Zweck dieses frommen Vereines war hauptsächlich, *Priesterberufe* für die *orientalische Kirche* zu wecken, auszubilden und zu unterstützen. Der Vorsteher des Vereines, Bischof Besson von Lausanne, Genf und Freiburg in der Schweiz, suchte den Verein aus seiner Verborgenheit herauszuheben. Er wandte sich deshalb an die Kongregation für die orientalische Kirche und bat sie, den Zweck der Vereinigung festzulegen und den ganzen Verein durch eine neue Bestätigung seitens des Heiligen Stuhles etwas bekannter zu machen.

Diesem Wunsche willfährte die Kongregation. Durch ein Dekret derselben sollte fortan die Catholica Unio für die orientalische Kirche das sein, was das päpstliche Werk vom heiligen Petrus für die lateinische schon längst ist. Dieses Dekret vom 4. Juli 1930 wurde von Papst Pius XI. bestätigt. Die Statuten vom September 1924 des Opus S. Petri wurden mit kleinen Veränderungen der Catholica Unio gegeben und die diesem Werke am 18. September 1924 verliehenen Ablässe von neuem auf zehn Jahre bestätigt. Aus den Statuten sei einiges hervorgehoben. Ziel ist, dem einheimischen Klerus die Möglichkeit einer guten Durchbildung zu verschaffen. Der *Generalpräses* wird von der Kongregation für die orientalische Kirche ernannt. Der Verein untersteht ganz dieser Kongregation. Die *Mitglieder* des *Zentralrates* werden vom Präses gewählt, bedürfen jedoch der Bestätigung der Kongregation. Jeder Katholik kann Mitglied werden. Er muß sich *einschreiben* lassen, täglich gewisse Gebete verrichten und einen *Geldbeitrag* leisten. *Sektionen* der Unio Catholica dürfen nur mit Zustimmung des Ortsordinarius gegründet werden. Dieser ernennt auch den Diözesanvorstand (S. Congr. pro Eccl. Orient. 6 Jan. 1931; A. A. S. XXIII, p. 162 sqq.).

**2. Rosenkranz und Byzantinisch-slawischer Ritus.** Bereits am 29. April 1930 (vgl. diese Zeitschrift 1930, S. 833) hatte der Heilige Vater den ruthenischen Christen die Vergünstigung gegeben, daß sie alle dem Beten des mariänen Rosenkranzes verliehenen Ablässe gewinnen könnten, obgleich die Form des Ave Maria von der unsrigen verschieden ist und die Geheimnisse nach dem Ave kurz erwähnt würden. Genau dieselbe Vergünstigung gewährte der Heilige Vater den Christen des byzantinisch-slawischen Ritus für das Beten des mariänen Rosenkranzes,

so wie es bei ihnen Sitte ist (S. P. Ap. 31. Jan. 1931; A. A. S. XXIII, p. 88).

**3. Vergünstigungen für die Feier des 700jährigen Geburtstages der heiligen Elisabeth von Ungarn, der Patronin des Dritten Ordens.** Während des Jubeljahres 1931 gelten für alle Kirchen und Oratorien des 1., 2. und 3. franziskanischen Ordens folgende Privilegien: I. An jedem 19. des Monates kann in ihnen eine feierliche Votivmesse zu Ehren der heiligen Elisabeth gehalten werden, vorausgesetzt, daß kein Fest 1. und 2. Klasse, keine privilegierten Ferien, Vigilien und Oktaven auf diesen Tag fallen. — II. An den Tagen der *Triduen* oder *Oktaven*, die von dem zuständigen Oberen des Konventes bestimmt sind, darf auch *eine eigene Messe* gelesen werden (Annal. O. M. Cap. 1931, p. 85).

**4. Kreuze mit den Kreuzwegablässen — Neue Vergünstigungen für Kranke.** Se. Heiligkeit Papst Pius XI. hat den Kranken folgende, bedeutend erleichterte Weise alle Ablässe zu gewinnen, die dem Gehen des Kreuzweges verliehen wurden, gestattet:

Alle Kranken, die weder auf die *gewöhnliche Art und Weise* den Kreuzweg beten können, noch ohne *lästige Unbequemlichkeit* oder *Schwierigkeit* — *absque gravi incommodo vel difficultate* —, die vorgeschriebenen 20 Pater, Ave und Gloria zu beten vermögen, können dennoch alle Kreuzwegablässe unter folgenden Bedingungen gewinnen: I. In reumütiger Gesinnung sollen sie ein Kruzifix *küssen* oder *wenigstens anschauen* und dabei ein *kurzes Gebetchen* oder ein Stoßgebetchen *zur Verehrung des bitteren Leidens und Todes* unseres Herrn Jesus Christus verrichten. — II. Das *Kruzifix* muß natürlich die vorgeschriebene Weihe haben. Der Kranke *braucht* dasselbe *nicht selbst* in der Hand zu haben; es genügt, wenn ein Priester oder sonst jemand das Kreuz ihm zeigt (S. P. A. 25. März 1931; A. A. S. XXIII, p. 167).

## Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Kitlitzko, Professor i. R. in Ried im Innkreise (O.-Ö.).

### I. Missionsbericht.

#### 1. Asien.

**Vorderasien.** In der Nähe der vor kurzem von den Kapuzinern an der Mündung des Chobar gegründeten Missionsstation Deir-az-zor in Syrien haben sich gegen 6000 Auswanderer aus der Türkei niedergelassen und den Bau eines Städtchens *Hassetehe* (Heimweh) begonnen. Mit den Kapuzinermissionären kamen auch Franziskanerinnen, welche eine Schule eröffneten, die bereits 180 Kinder zählt. („Weltapost.“ 1931, 127.)

Über dringenden Wunsch der Propaganda haben die Dominikaner der englischen Provinz eine neue Mission in *Schiras (Persien)* gegründet. Drei Patres sind bereits vor längerer Zeit abgereist, um die Gründung vorzubereiten.

600 griechisch-orthodoxe Beduinen von *Fehes in Transjordanien* haben den lateinischen Patriarchen von Jerusalem um Aufnahme in die katholische Kirche gebeten. Fehes ist ein kleines Dorf, das bisher nur 200 Katholiken zählte, die dortige katholische Mission besteht seit 1877.

(„Fides.“)

**Vorderindien.** In *Malabar* greift die Unionsbewegung weiter um sich. Erzbischof Ivanios hat im November 1930 allein in seiner Heimat *Mavallikara (Travancore)* 35 Familien = 180 Personen in die Kirche aufgenommen. Auch in *Airur* ist eine beträchtliche Anzahl übergetreten.

Der Vertreter der Katholiken bei der *Konferenz am Runden Tisch*, Rao Bahadur A. T. Pannieselvam, forderte von der neuen Verfassung: 1. volle Freiheit für die Kirche, d. h. daß der Übertritt zum Christentum keine nachteiligen sozialen oder wirtschaftlichen Folgen mit sich bringt; 2. das Recht der juristischen Person für die Kirche, das ihr bisher nicht ausnahmslos zustand; 3. das Recht auf katholische Schulen. — Bei Erfüllung dieser Wünsche erklärte Rao Bahadur die loyale Annahme und Befolgung der künftigen Verfassung durch die Katholiken.

Ehemalige und gegenwärtige Schüler des St.-Josefs-Kollegs in *Tritschinopoly* haben sich zu einer Garde „Freiwillige Christi“ zusammengeschlossen, um durch Wort und Beispiel, auch durch Verteilung christlicher Schriften, am Missionsarbeiten teilzunehmen. Recht begrüßenswert!

(„Kath. Miss.“ 1931, 110.)

Ein in *Madras* unter dem Vorsitze der Königin von *Travancore* abgehaltener Frauenkongreß forderte die Abschaffung der Vielweiberei und die Aufstellung eines beide Geschlechter gleich bindenden Sittengesetzes. Mit der Erfüllung dieser Forderungen würde eines der stärksten Hindernisse der Ausbreitung des Christentums wegfallen. („Weltapost.“ 1931, 92.)

Die Kapuziner der Diözese *Ajmer* haben zu *Mikelpura* eine Katechistenschule eröffnet. Berichte über größere Missionserfolge liegen nicht vor.

**Hinterindien.** Das Große Generalseminar der Pariser Missionsgesellschaft zu *Pinang* hat das neue Schuljahr mit 117 Alumnen begonnen, die nicht nur den verschiedenen Vikariaten Hinterindiens angehören, sondern zum Teil auch aus China und Indien stammen. Unter den letzteren befindet sich auch ein Kandidat aus der Diözese *Mysore*, der sehr talentiert ist, aber einer *kastenlosen* Familie angehört. Als es sich um die Aufnahme dieses „Kastenlosen“ in das Kleine Seminar handelte, ließ der Bischof von Mysore, um der indischen Denkart entgegenzukommen, seine europäischen und einheimischen Priester, dann die Priesterkandidaten, und zuletzt sogar die Kleinen Seminaristen, die zukünftigen Kameraden des Aufzunehmenden, um ihre Meinung über die Zulassung eines Kastenlosen zum Priestertum fragen. Mit allen gegen vier Stimmen wurde die Zulassung gebilligt; die vier Zulassungsgegner waren Kleine Seminaristen, die selber *tiefstehenden* Kasten entstammten. Der Junge wurde aufgenommen; den Kastenstolzen wurde die Wahl gelassen, zu gehen. Beim Übertritt ins Große Seminar gab es keine Schwierigkeiten mehr.

(„Kath. Miss.“ 1931, 112.)

**China.** In einer Übersicht über die Lage in China berichtet der „Osservatore Romano“, daß das vergangene Jahr ruhiger verlaufen ist als die früheren. Am 14. November v. J. wurde in *Nanking* in Gegenwart des aus Peking hiehergekommenen diplomatischen Korps die Einigung des Landes und die Wiederherstellung des Friedens gefeiert. Es ist die zweite Feier dieser Art; hoffen wir, daß es die letzte ist. Der Feldzug gegen die Banden,

den Chiang persönlich leiten wollte, hat zwar schon einige Erfolge erzielt, bei der Größe des verseuchten Gebietes ist aber eine völlige Unterdrückung in nächster Zeit nicht zu erwarten. Für den Kommunismus wird sogar an den Universitäten noch geworben, so daß seine Unterdrückung noch schwieriger sein wird, als die der Banden. Acht Priester sollen noch in Gefangenschaft sein. („Osserv. Rom.“ 1931, 94.)

Eine der Hauptorgane der chinesischen Mission bleibt die *Schulfrage*, weil die Regierung auf der Durchführung des Verbotes des Religionsunterrichtes während der Schulzeit besteht. Auch die Schulung der katholischen Jugend in sozialen Fragen muß noch intensiver betrieben werden, damit dem katholischen Christentum tüchtige Führer erwachsen. Die Beschränkung auf die niederen Volksklassen ist für die Dauer nicht haltbar, die Kirche würde immer als inferior gelten.

(„Antoniusbote“ 1931, 187.)

In letzter Zeit wurden wieder drei Missionsgebiete dem einheimischen Klerus übertragen. Papst Pius XI. hat bis jetzt elf Chinesen zur bischöflichen Würde erhoben. Die Zahl der Missionssprengel Chinas beträgt jetzt hundert. („Kath. Miss.“ 1931, 167.)

**Japan.** Ende April d. J. brachten mehrere christliche Zeitungen den Brief eines führenden Katholiken Tokios vom März 1931, der für uns Katholiken recht tröstlich ist. Nach ihm liegen manche Anzeichen vor, daß die katholische Kirche Japans in eine neue Phase tritt, daß die Verhältnisse zu ihren Gunsten sich wenden. Dieser erfreuliche Umschwung ist nicht in letzter Linie den deutschen *Steylern* und den deutschen Franziskanern von *Sappore* zu verdanken, die ihre ganze Kraft in den Dienst der Mission stellen. Erstere haben voriges Jahr zu *Toyooko* in der Präfektur Nagoya ein neues Ordenshaus errichtet, letztere haben anlässlich der Augustinusfeier ungemein intensiv gearbeitet. Die katholische Presse ist in erfreulichem Aufschwunge begriffen. („Fides.“)

An Stelle des zurückgetretenen Apostolischen Delegaten *Giardini* wurde der bisherige Delegat *Mooney* von Indien — ein nordamerikanischer Weltpriester — nach Japan versetzt.

**Korea.** Bischof Sauer O. S. B. von *Wonsan* meldet, daß im Missionsbezirk von Tokwon mit seinen 400.000 Seelen eine Bewegung eingesetzt habe, die im ganzen japanischen Reich nicht ihresgleichen hat. Wenn die Mission Katechisten anstellen, Schulen gründen und wenigstens Schulkapellen bauen könnte, so wäre eine Massenbekehrung nicht unschwer zu erzielen. Leider ist die finanzielle Lage des Vikariates so ungünstig, daß selbst die stark besuchte Schule in Tokwon bedroht ist. Ausgiebige Hilfe tut dringend not. („Kath. Miss.“ 1931, 131.)

## 2. Afrika.

**Ostafrika.** Die Kapuzinermission von *Erythräa* kann endlich nach 18 Jahren harter, opfervoller Arbeit unter dem Stamme der *Cumana* einen erfreulichen Umschwung verzeichnen. Die Zahl der Katechumenen ist auf 4000 gestiegen; der Empfang der Sakramente ist recht befriedigend. Die Mission zählt dermalen 9 Stationen. („Weltpost.“ 1930, 376.)

Die Franziskanerinnen von Calais, die im Vikariate der *Gallasländer* arbeiten, zählen in ihren Reihen bereits 29 einheimische abessinische Mitglieder. („Echo a. A.“ 1931, 11.)

Die Missionäre der *Consolata* von Turin haben bei der anfangs Jänner d. J. in *Nairobi* (Kenya) abgehaltenen 3. allgemeinen Ausstellung von Britisch-Ostafrika herrlich abgeschnitten. Sie erhielten 15 erste, 10 zweite, 5 dritte Preise, 2 Ehrenkarten, und in der Abteilung für einheimische Arbeit den silbernen Pokal. — Auch die seelsorglichen Arbeiten tragen erfreuliche Früchte, die Taufschulen erfreuen sich trotz großer Strenge eines zahlreichen Besuches. („Kath. Miss.“ 1931, 144.)

In *Ruanda*, dem zweiten Mandatsgebiet Belgiens im Nordwesten des vormaligen Deutsch-Ostafrikas, sind die Missionsaussichten fast noch günstiger als in *Urundi*. Die Bekehrungswelle, namentlich unter der vornehmen Klasse der Batutsi, ist so stark, daß die Missionäre der Arbeit nicht mehr gewachsen sind. Auch der Nachwuchs an eingeborenen Priestern, Schwestern und Brüdern ist sehr zufriedenstellend. Drei eingeborene Priester leiten die Stationen *Rulindo* und *Murunda*.

In der Mission *Oberkongo* wurden am 12. Oktober 1930 zwei eingeborene Seminaristen — die ersten des Vikariates — zu Priestern geweiht. („Afrika-Bote“ 1931, 158.)

*Lindi* hat vor kurzem einen Zuwachs von 13 Missionskräften — 5 Patres, 8 Brüder — erfahren; das Missionspersonal *Dar es Salams* wurde um 1 Pater und 2 Brüder vermehrt.

Der westliche Teil der von polnischen Jesuiten geleiteten Apostolischen Präfektur *Broken Hill* in *Nord-Rhodesia* ist nun endgültig an die irischen Kapuziner übergegangen. Das Gebiet wird von dem mächtigen Stamm der *Barotse* bewohnt, der bisher mit der katholischen Mission nicht in Berührung gekommen ist, dessen Oberhäuptling *Yeta III*, aber vor kurzem den Statthalter der Provinz schriftlich ersucht hat, die Gründung einer katholischen Mission in die Wege zu leiten. Der Bitte des Oberhäuptlings, der Protestant ist, wurde freudigst durch Errichtung einer selbständigen Mission entsprochen. Den Anlaß zur Bitte des Oberhäuptlings dürfte folgender Vorgang gegeben haben: 27 katholische Polizisten dieses Gebietes — 7 weiße und 20 schwarze — waren wiederholt an die Missionäre der nord-rhodischen Station *Mongu* mit dem Ersuchen um Entsendung eines Priesters zwecks Empfangs der Sakramente herangetreten, wurden aber immer wegen der großen Reiseauslagen auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet. Da mieteten die wackeren Männer auf eigene Kosten — gegen 50 Pfund — ein Flugzeug und ließen einen Pater abholen. P. von Siemienksi, der per Flugzeug hiehergebracht wurde, äußerte sich begeistert über die Haltung der Polizisten bei der heiligen Messe und beim Empfang der Sakramente. Eine Beschreibung der Reise bringt das Juniheft der „Kath. Missionen“.

Auch von der Präfektur *Salisbury* — mittlerweile zum Apostolischen Vikariat mit Msgr. Chichester S. J. an der Spitze erhoben — wurde der westliche Teil abgetrennt und als „Mission *Bulawayo*“ den Mariannhillern überwiesen. („Vergißmeinnicht“ 1931, 162.)

Die neuen Missionäre nehmen sich in besonderer Weise der Minenarbeiter an, die aus Mahsonaland, Bangweolo, Nyassaland, Shire, Portugiesisch-Ostafrika u. s. w. stammen und hier ganz verlassen sind. Wie dankbar diese Leute sind, zeigt die Meldung, daß die katholischen Arbeiter trotz ihrer niedrigen Löhne und der hohen Lebensmittelpreise dem Missionär beim ersten Besuche in dem 210 Meilen entfernten *Wankie* zur Bestreitung der Reiseauslagen einen Betrag von 40 Schilling einhändigten. In den Bergwerken von *Lomely*, ca. 90 km nach Norden, und *Fred*, ca. 70 km nach Osten, herrscht das gleiche Verlangen nach Missionären. Leider sind die Mittel der Mission zu gering, um diese berechtigten Bitten sofort erfüllen zu können. Um wenigstens die dringendsten berücksichtigen zu können, hat P. Urban, der Seelsorger der Minenarbeiter, mehrere Schulen in *Bulawayo* geschlossen und das dadurch ersparte Geld den Arbeitern überwiesen. („Echo a. A.“ 1931, 26.)

**Südafrika.** Die Missionsberichte aus Südafrika lauten sämtlich zuversichtlich, wenn auch die Erfolge, in Ziffern ausgedrückt, mitunter bescheiden scheinen. Der jahrzehntelange Vorsprung der andersgläubigen Sekten läßt sich eben nicht in ein paar Jahren wettmachen, namentlich nicht, wenn die Mittel so unzureichend sind, wie in fast allen Missionen Südafrikas.

Das Vikariat *Eshowe*, dessen tatkräftiger Oberhirte, Bischof *Thomas Spreiter*, am 1. Mai d. J. sein silbernes Bischofjubiläum gefeiert hat — wozu wir ehrfurchtvoll gratulieren —, hat es bereits auf 8 Stationen mit 38 Schulen gebracht, und zwei weitere Stationen sind so weit vorbereitet, daß bloß mehr das Missionspersonal einzuziehen braucht, wenn es aus Europa kommt. Je sechs Knaben und Mädchen bereiten sich auf den Ordensberuf vor. („Missionsbl.“ 1931, 136 f.)

Die *Marianhiller Eingeborenen-Kongregation* vom heiligen Franziskus, die für Priester und Laienbrüder gedacht ist, hat von einem irischen Katholiken, der schon früher 240 Acker gespendet hat, weitere 820 Acker Land zum Ordenseigentum als Geschenk erhalten. Die Kongregation scheint zu Großem für die Missionierung Südafrikas berufen zu sein.

(„Echo a. d. M.“ 1931; 186.)

Das Vikariat *Natal* wird in nächster Zeit an die Lothringer Provinz übergehen, die ihr Scholastikat in Burthecourt hat, 11 Theologen des Scholastikates empfingen am 28. Februar d. J. in Metz die ersten Weihen.

*Basutoland* kann weitere außerordentliche Fortschritte melden. Die Zahl der Schulen ist in kurzer Zeit von 130 auf 220 gestiegen, die Zahl der Schulkinder beläuft sich bereits auf 15.000. Der jährliche Zuwachs an Getauften beträgt ungefähr 5000.

Auch das Priesterseminar von *Roma* bevölkert sich allmählich; es zählt dermalen 33 Alumnen. Das Neueste ist die Eröffnung eines *Noviziates* für *Brüder*, und die Ankunft von kanadischen *Schwestern* aus der seinerzeit von P. Allard — erster Vikar von *Natal* — gegründeten Kongregation von „den Heiligen Namen Jesus und Maria“. („Immaculata“ 1931.)

Für weiße Priesterkandidaten wurde am 19. März 1931 zu *Aliwal North* in der Präfektur *Gariep* das erste südafrikanische Priesterseminar in Anwesenheit fast sämtlicher Missionsoberen Südafrikas feierlich eingeweiht.

In die Missionsarbeit in *Queenstown-Kaffraria* ist nun auch die polnische Provinz der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria eingetreten. Ihr erster Vertreter in Südafrika ist P. Bernhard Pawlowski.

Die fünf Missionsvikariate der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau in Südafrika weisen unter 3.117.251 Andersgläubigen und Heiden 126.650 Katholiken, darunter 33.767 Weiße, und 14.513 Taufbewerber, 162 Priester, 118 Brüder, 1110 Schwestern und 542 Schulen mit 41.490 Kindern auf.

Dem Missionär P. Sylla von Taungs im *Vikariate Kimberley* ist es nach jahrelangen Bemühungen gelungen, im Bezirk Kurukara, der an der Grenze der Kalahari liegt, einen Platz zum Bau einer Kapelle zu bekommen, und zwar mitten im Missionsgebiet der Londoner Missionsgesellschaft.

(„Immaculata“ 1931, 142.)

*Namaqualand* und *Windhoek* leiden noch unter den Folgen der Dürre.

**Westafrika.** Dem Apostolischen Präfekten von *Kubango-Angola*, Msgr. *Keiling*, ist es gelungen, Missions-Benediktinerinnen von Tutzing für seine Missionen zu gewinnen. Die ersten fünf Schwestern sind bereits abgereist.

(„Echo a. d. M.“ 1931, 187.)

Der Apostolische Vikar von *Gabun* berichtet, daß die an der Grenze Kameruns liegende Station Oyem von der christentumfreundlichen Stimmung Jaundes ergriffen worden ist; sie zählt bereits zwei Nebenstationen.

(„Kath. Miss.“ 1931, 143.)

Die schon längst erwartete Teilung *Kameruns* ist endlich durchgeführt worden. Das Gebiet zerfällt nun in die Apostolische Präfektur *Duala* und das Apostolische Vikariat *Jaunde*. Beide Sprengel verbleiben den Missionären vom Heiligen Geist. („Echo a. d. M.“ 1931, 186 f.)

Der greise Bischof *Shanahan* von *Südnigeria* konnte am 8. Dezember 1930 in Onitscha seinen ersten Priester weißen; 3 Bischöfe und 56 Priester fanden sich zur Weihe ein, und bekundeten damit, welche Bedeutung sie dieser Erstlingsfrucht im Priestertum beilegen. Leider sind die Aussichten

für Priesterberufe nicht besonders groß, da das Priesterseminar zur Zeit nur 12 Alumnen zählt.

An der „*Kru-Küste*“ im Vikariate *West-Niger* faßt der Glaube Wurzel. Die katholischen Missionäre wurden sehr freundlich begrüßt. Die Gründung einer Station steht bevor. („*Echo a. A.*“ 1931, 54.)

**Innerafrika.** Die belgische Provinz der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria übernimmt den westlichen Teil des Vikariates *Kwango*; der östliche Teil verbleibt als Vikariat *Kisantu* den belgischen Jesuiten. („*Immaculata*“ 1931, 143.)

Die Scheutvelder von *Leopoldville* und *Oberkassai* arbeiten fieberhaft, ihr Missionsgebiet mit Katechumenaten zu überziehen, ehe die amerikanischen Sekten bis hieher vordringen. Zur Leitung der Katechumenate werden Katechisten ausgebildet, die durch Wandermissionäre überwacht werden.

In *Neu-Antwerpen* hat jede Mission auch ihren ärztlichen Hilfsdienst, der von den Eingeborenen sehr geschätzt wird.

Auch die Prämonstratenser von *Buta* scheinen diese Praxis zu befolgen, denn der Apostolische Vikar *Vanuytven* schrieb vor kurzem: „Diese Schulkapellen — 197 — sind im ganzen Gebiete verstreut, so daß alle Seelen, die guten Willens sind, ohne allzuviel Schwierigkeiten Gottes Wort hören und am Religionsunterricht teilnehmen können, da diese Kapellen von den ihnen zugeteilten Missionären sehr regelmäßig besucht werden.“

Die Augustiner von der Himmelfahrt Mariä von *Beni* im Gebiete der Stanley-Fälle verstärken erfreulicherweise ihr Missionspersonal, um den Protestanten, die ihnen sehr feindselig entgegentreten, mit Erfolg begegnen zu können. Das ganze Gebiet von Beni umfaßt bei 150.000 Einwohner; die nähere Umgebung bei 15.000.

(„*Miss. d. Augustiner*“ 1931, 646.)

Zu *Lira* in *Äquatoriaal-Nil* wurde eine Schule für zukünftige Lehrer und Katechisten eröffnet, die nach kurzer Zeit schon 60 Zöglinge zählte. Die Bevölkerung steht dem Christentum sehr freundlich gegenüber.

**Nordafrika.** Das von spanischen Franziskanern geleitete Vikariat *Tanger* macht erfreuliche Fortschritte. Es besitzt bereits 60 Missionsposten mit Kirche und Missionshaus und 35 Grundschulen mit 2094 Schülern und 10 höhere Schulen mit 350 Zöglingen. Von den 883 Schülern der Stadt Tanger sind 348 Mohammedaner und 24 Juden.

(„*Kath. Miss.*“ 1931, 115.)

### 3. Amerika.

**Nordamerika.** Die kanadische Regierung bringt den Eismissionären ein erfreuliches Wohlwollen entgegen. So sendet sie seit einem Jahre fast regelmäßig Flieger in die Eisregionen, um den Missionen Briefe und Zeitungen zu übermitteln. Zwei Stationen am nördlichen Eismeere, Lettie Harbour und Coperaune, denen die Post nur Ende Mai und anfangs Oktober zugestellt wird, erhielten ein Radio zur Verfügung. In letzter Zeit wurde von der Regierung in den drei Missionsstationen Churchill, Coperaune und Chesterfield Inlet ein Radiosender errichtet, damit die Missionäre die Möglichkeit haben, Neuigkeiten nach dem Süden zu senden.

(„*Immaculata*“ 1931, 94.)

Die Sioux-Indianer der St.-Francis-Mission in *Süd-Dakota* (Vereinigte Staaten), die an einer Wanderschau durch Europa beteiligt waren, haben auch in der Ferne ihres Kirchleins nicht vergessen. Sie brachten ein großes seidenes Umschlagetuch als Altardecke, ein paar Leuchter und eine Glasschlüssel zum Händewaschen mit.

Die Gesellschaft katholischer Missionsärztinnen aus dem Mutterhause *Brooklaad, Washington* — gegründet von der Tirolerin Dr Anna Dengel —,

hat am 23. Januar d. J. wiederum drei Ärztinnen nach *Indien* entsandt. Zwei gehen nach Rawalpindi in der Apostolischen Präfektur Kashmir und Kafiristan, die dritte nach Dakka, wo die Gesellschaft zwei Mutter- und Kinderheime leitet und einheimische Wärterinnen heranbildet.

(„Kath. Miss.“ 1931, 109, 116.)

**Südamerika.** Die neue Regierung in *Brasilien* gibt den Katholiken dieses Landes allergrößte Hoffnung in Bezug auf die künftige Einstellung des Staates zur Kirche. Der Erzbischof von Rio, Sebastian Leene, unter dessen weiser Führung eine starke und einflußreiche katholische Partei entstanden ist, hat die Forderungen der Katholiken in sechs Artikel zusammengefaßt und der Regierung vorgelegt. Die Antwort ist noch ausständig. („D. Reich d. Herzens Jesu“ 1931, 184.)

Das Missionskolleg der Franziskaner zu *Bardel* hat am 15. Mai d. J. 13 Fratres nach Nordbrasiliens, das von *Garnstock* hat acht Tage zuvor 3 Brüder und 19 Studenten nach Südbrasiliens gesandt.

(„Antoniusbote“ 1931, 182.)

#### 4. Australien und Ozeanien.

**Australien.** Der Ende 1930 zu Sidney zum Apostolischen Vikar der *Nordsalomonen* geweihte Bischof Thomas Wade hielt nach seiner Weihe in verschiedenen Städten Australiens und Neuseelands öffentliche Vorträge, in welchen er der australischen Regierung die religiösen Verpflichtungen ins Gedächtnis rief, die mit der Mandatsübernahme verbunden sind. Bisher ist in dieser Beziehung wenig geschehen.

Bei der Erdbebenkatastrophe auf *Neuseeland* anfangs Februar 1931 ist auch die Maristenmission hart betroffen worden, besonders die Studienanstalt in *Gremmendows*, einer Vorstadt von Meunce. Die Theologen wohnten gerade einem Exerzitienvortrage bei, als die Kirche einstürzte und die Patres Gondringer und Boyle und 7 Alumnen erschlug und mehrere Studenten schwer verletzte. Sie wurden in einem Massengrab bestattet, da in den zerstörten Städten keine Särge mehr aufzutreiben waren.

**Ozeanien.** Die deutsche Missions-Verkehrshilfsorganisation „*Miva*“ geht nun daran, für die Missionen Ozeaniens Wasserflugzeuge zu besorgen. Ein in Düsseldorf ausgebildeter Flieger-Missionär — P. Tönjes — sowie vorgebildetes technisches Personal stehen bereits zur Verfügung; das größte *Missionsschiff* im Stillen Ozean besitzt seit einigen Monaten die Steyler Genossenschaft, die zu diesem Zwecke 225.000 Mark geopfert hat.

(„Kreuz u. Kar.“ 1931, 97, 162.)

Die Missionsarbeit nimmt einen befriedigenden Verlauf. Auf einer Reihe von Inseln und Inselchen ist eine starke Konversionsbewegung vom Protestantismus zum Katholizismus zu verzeichnen. Auch die Salomonen-Inseln und Neupommern weisen zahlreiche Übertritte auf. Wenn nur die Zahl der Katechisten größer wäre.

Die Grenzen zwischen den zwei Steyler Missionssprengeln *Mittel-* und *Ost-Neuguinea* sind durch ein Dekret vom 23. Februar 1931 derart geregelt worden, daß beide Präfekturen nun ungefähr gleich groß sind. Ost-Neuguinea tritt 5 Haupt- und 32 Nebenstationen mit 3968 Christen und 310 Katechumenen an Mittel-Neuguinea ab. Sein Stand sinkt auf 9957 getaufte und 3672 Taufschüler. („Missionbote“ 1931, 157.)

Der Missionär von Papatalai auf den Admiralitätsinseln berichtet von zwei Inseln — Rambutjo und Nauna —, deren Gesamtbevölkerung ohne Zutun eines Missionärs katholisch geworden ist. Als der Missionär endlich nach zwei Jahren hinkommen konnte, wurde er in allen Dörfern als ihr „Vater“ begrüßt. Der Missionär mußte nach sechs Tagen wieder fort und konnte ihnen nicht einmal einen Katechisten zurücklassen.

(„Liebfrauen-Monatshefte“ 1931, 170.)

Auf der Maristenmission von Fidschi starb am 7. November 1930 im Alter von 75 Jahren der Katechist Daniel Lunuvii, der vor drei Jahren vom Heiligen Vater wegen seiner Verdienste um die Mission mit der Medaille „Bene Merenti“ ausgezeichnet worden war. („Kreuz u. Kar.“ 1931, 144.)

### 5. Europa.

**Rom.** Der neue Propagandapalast auf dem Gianicolo wurde am 24. April in Anwesenheit des Heiligen Vaters und zahlreicher kirchlicher Würdenträger feierlich eingeweiht. Er bietet nun Raum für 200 Studenten.

**Frankreich.** Die Leitung der in diesem Jahre stattfindenden internationalen Kolonialausstellung in Paris (Vincennes) hat der katholischen Mission eigene Räume zur Ausstellung von Missionsgegenständen zur Verfügung gestellt. In besonderer Weise soll die Tätigkeit der Mission auf dem Gebiete der katholischen Karitas und des katholischen Erziehungswesens zur Darstellung gelangen. („Kath. Miss.“ 1931, 79.)

**Belgien.** In Belgien soll in nächster Zeit eine neue Priesterhilfsgesellschaft gegründet werden, deren Mitglieder sich dem Missionsapostolat unter chinesischer Führung widmen wollen, um ein Beispiel der Disziplin zu geben und den Nationalismus im Missionswesen durch das Beispiel abzudrosseln. Ein Mitglied — der belgische Subdiakon de Jegher (Verviers) — ist bereits Ende Jänner zu Peking eingetroffen; eine Anzahl junger Freunde wird ihm nach Abschluß der Studien in Löwen folgen. Die neue Gesellschaft erhält besondere Konstitutionen. („Kreuz u. Kar.“ 1931, 112.)

**England.** In England besteht eine eigene Vereinigung mit der Aufgabe, für die Heranbildung eines einheimischen chinesischen Klerus zu arbeiten. Die Vereinigung hat im vergangenen Jahre 1931 Pfund Sterling gesammelt und 16 Freistellen für chinesische Theologen gestiftet. Sie verfügt über ein Kapital von 16.000 Pfund Sterling, dessen Zinsen ausschließlich für den Vereinszweck verwendet werden.

**Deutschland.** Die vor mehreren Wochen von der Tagespresse gebrachte Meldung, daß Erzabt Norbert Weber auch seine Stelle als Generalsuperior der Benediktiner-Kongregation von St. Ottilien zurücklegen wolle, wird nun offiziell bestätigt. Erzabt Norbert wird sich auf eine der ostafrikanischen Missionsstationen zurückziehen und dort persönlich am Heidenapostolate mitarbeiten.

Die Leitung der Gesamtkongregation geht nun auf den Erzabt von St. Ottilien, P. Chrysostomus Schmid, über, der bis jetzt Koadjutor war. („Missionsbl.“ 1931, 161.)

**Österreich.** Die St.-Petrus-Claver-Sodalität in Salzburg hat im Jahre 1930 an Missionsalmosen und außerordentlichen Spenden die Summe von 6,482.580'5 Lire = 2,446.256 60 S = 1,440.573 35 Mark = 1,776.049 30 Schweizerfranken = 11,493.936 60 Kc verteilt. Die in die afrikanischen Missionen gesandten Gegenstände stellen einen Wert von 838.820 Lire dar. („Echo a. A.“ 1931, 111 f.)

## II. Auszeichnungen katholischer Missionskräfte.

Die Franziskanerpater Hugo Mense und Ludwig Wand, denen die Gründung der *Muadurucu*-Mission im Tapajoz-Gebiet in der Präfektur *Santarem* (*Brasilien*) zu verdanken ist, wurden anlässlich ihrer letzten Missionsreise in dieses Gebiet von dem hundertjährigen Stammeshäuptling Cudjäu durch die Aufnahme unter die Stammesmitglieder ausgezeichnet. P. Hugo erhielt den Namen Hacaiburiäbö, P. Ludwig den Namen Paranaiburiäbö. („Kath. Miss.“ 1931, 86.)

Msgr. Jarosseau O. M. Cap., Apostolischer Vikar der *Gallas*, der vor kurzem durch einen abessinischen Orden ausgezeichnet worden ist, erhielt von der französischen Regierung anlässlich seines dreißigjährigen Bischofsjubiläums das Offizierskreuz der Ehrenlegion. („Weltapost.“ 1931, 143.)

Auch zwei in Abessinien wirkende Krankenschwestern wurden von der französischen Regierung mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet; die erste war einen Monat zuvor gestorben, die zweite lag auf dem Krankenbett an Typhus, den sie sich in der Krankenpflege zugezogen hatte.

(„Antoniusbote“ 1931, 145.)

Der Apostolische Präfekt *Oge* von Liberia wurde anlässlich seines vierzigjährigen Wirkens in Liberia vom Präsidenten der Negerrepublik zum „Groß-Komtur“ des „Stern von Afrika“ ernannt. Das Verhältnis zwischen Bischof und Regierung gestaltet sich immer freundschaftlicher.

(„Kath. Miss.“ 1931, 84.)

Der Jesuitenpater *Gherzi* von der Stern- und Wetterwarte *Zi-ka-wei* bei Schanghai wurde zum korrespondierenden Mitglied der päpstlichen Akademie der Wissenschaften „Nuovi Lincei“ ernannt. Die gleiche Auszeichnung wurde ihm zuerkannt von der geophysischen Abteilung der Nationalakademie in Peking. Zudem erhielt er von der chinesischen Regierung den Auftrag zur Errichtung einer im Westen Chinas zu errichtenden Erdbebenwarte. („Osserv. Rom.“ 1930, Nr. 223.)

### III. Totenliste.

Im hohen Norden Kanadas starb am 7. März 1931 Erzbischof Emil *Grouard* O. M. I., der Dekan der Missionsbischöfe. Der im Jahre 1840 geborene Kirchenfürst wirkte 69 Jahre in den Eismissionen, seit 1890 als Bischof von Alhabaska-Mackenzia, seit 1902 als Bischof des neugebildeten Sprengels Alhabaska, der 1927 nach ihm „Vikariat Grouard“ genannt wurde. 1929 trat er von seinem Amte zurück und erhielt bei diesem Anlass die Erzbischofswürde. Erzbischof Grouard zählte zu den größten Missionären der katholischen Kirche. („Monatsbl.“ 1931, 158.)

Zu Honolulu (Hawai) starb der Amerikaner Josef *Dutton* nach vierundvierzigjähriger Betätigung im Dienste der Aussätzigen. Anfangs Gehilfe, später Nachfolger P. Damians in der Aussätzigenkolonie von Molokai, hat er, ohne jemals die Insel zu verlassen, als „Bruder Josef“ unendlich viel Gutes gewirkt. Das Parlament von Hawai hat dem nun Verstorbenen einige Wochen zuvor eine Ehrenrente von 300 Dollar per Monat ausgesetzt.

Um dieselbe Zeit starb die 85jährige Franziskanerschwester *Crescentia*, die 40 Jahre in der weiblichen Abteilung desselben Aussätzigenheimes auf Molokai gewirkt hat. Schwester Crescentia lebte seit 1929 in Honolulu. („Kreuz u. Kar.“ 1931, 175.)

Zu Feldkirch in Vorarlberg starb am 8. Februar 1931 der Jesuitenpater Robert *Zimmermann*, von 1913 bis 1930 Professor der Sanskritliteratur und indischen Philosophie am St.-Xaver-Kolleg der Universität Bombay. Er galt als internationale Autorität auf dem Gebiete der Sanskirtforschung und war auch einige Zeit Vizepräsident der Königlichen Asiensgesellschaft zu Bombay. Kurz vor seinem Tode wurde er noch zum Vizepräsidenten der Anthropologischen Gesellschaft Indiens ernannt. Die Nachrufe der großen Presse Indiens sind ein Beweis der hervorragenden Leistungen des Verstorbenen.

P. Zimmermann war 1874 zu Döttingen in der Schweiz geboren, und seit 1896 Mitglied der Gesellschaft Jesu. 1930 mußte er krankheitshalber Indien verlassen und in seiner Heimat Heilung suchen. Mit P. Zimmermann schied nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein überaus frommer Priester aus dem Leben. (Eigenbericht.)

*Sammelstelle.* Bisher ausgewiesen: 1292.08 S. — Neu eingelaufen: A. Der Berichterstatter: 15 S. — B. Bei der Redaktion: Ungenannt: 435 Schw. Fr. = 600 S; Katechet A. Jandl, Mähr.-Ostrau 30·30 čK = S 6·42; Pfarrer Gerh. Tholen-Neuhonrath (Rhld), für die armen kath. Armenier 23 RM. = S 38·64.

Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 1952·14 S. — Deo gratias!

## Kirchliche Zeitalte.

Von Dr. Josef Massarete.

1. Aus Rom und der Vatikanstadt: Einweihung des neuen Kollegs der Propaganda durch Pius XI. Die 15. Zentenarfeier des Konzils von Ephesus. Vierzigjähriges Jubiläum der Enzyklika „Rerum novarum“. — 2. Der Konflikt zwischen Kirche und Staat in Italien: Faschistische Kampagne gegen die Kath. Aktion. Eine bezeichnende Äußerung des Kammerpräsidenten Giurati. Charaktervolle Kundgebungen des Hl. Vaters. Ein Sturm faschistischer Ausschreitungen und Gewalttaten. Willkürliche Schließung der katholischen Jugendvereine. Maßnahmen und Einspruch des Papstes. Unterhandlungen. — 3. Frankreich: Um die Schulfrage; ein Jubiläum der freien katholischen Schule. Gedächtnisfeier in Rouen zum 500. Todestag der hl. Jeanne d' Arc. Das neue französische Staatsoberhaupt und die Freimaurerei. — 4. Politische Umwälzung in Spanien Schandbare Kloster- und Kirchenbrände.

1. Aus Rom und der Vatikanstadt. Vor mehreren Jahren konnte die Kongregation der Propaganda durch Vermittlung des Kardinals Mundelein, Erzbischofs von Chicago, in den Vereinigten Staaten eine Anleihe von 1½ Millionen Dollars aufnehmen zum Bau eines neuen Kollegs in Rom und zur Errichtung von Seminarien in Missionsländern. Am 12. Mai 1928 fand die Grundsteinlegung des Kollegs auf dem Gianicolo, nahe dem Vatikan, statt; den Stein benedizierte der Hl. Vater am selben Tage vor der Lourdes-Grotte in den vatikanischen Gärten. Der imposante, sehr zweckentsprechende Bau erhebt sich in herrlicher Lage auf dem Terrain der früheren staatlichen Irrenanstalt. Am 20. April nahm der Kardinal van Rossum, Präfekt der Propaganda, die Konsekration der Kollegskirche vor. Im Beisein von neun Kardinälen, worunter der Erzbischof von Chicago, wurde am 23. in der großen Aula eine von Roscioli geschaffene Bronzefigur Pius' XI. enthüllt. Msgr. Dini, Rektor der Anstalt, und Msgr. Salotti, Sekretär der Propaganda-Kongregation, feierten die Verdienste des glorreichen regierenden Papstes um die Missionen. Dieser hatte den Kardinal-Statssekretär Pacelli beauftragt, als sein Legat am 24. April die feierliche Einweihung und Eröffnung des neuen Kollegs vorzunehmen. In letzter Stunde beschloß er jedoch, persönlich der Feier zu präsidieren. Kurz vor 11 Uhr begab Pius XI. sich im Auto nach dem Gianicolo. Soeben hatte Kardinal Mundelein eine Pontifikalmesse beendet, als der Papst mit seinem Hofstaat eintraf. Siebzehn Kardinäle, zahlreiche Prälaten und die Alumnen geleiteten ihn in die Kirche. Nachdem Pius vor dem Sanctissimum seine Andacht verrichtet, ließ er sich auf den Thron nieder. Der greise Kardinal van Rossum bedauerte in seiner Begrüßungsansprache, daß er nicht die rechten Worte finde, für so große Ehre und Güte zu danken. Der Papst erwiederte, keine Worte finden sei nicht schlimm, wenn die Dinge eine so beredte Sprache führen, „diese so großen, so dauerhaften, mit

Vertrauen in die Zukunft so sehr erfüllten Dinge“. Er dankte der göttlichen Vorsehung und allen, die zum Gelingen des Werkes beigetragen. Nach Erteilung des apostolischen Segens benedizierte der Papst im Erdgeschoß das Gebäude und schritt segnend durch die Hauptteile. In der Aula nahten sich ihm die Professoren und Alumnen zum Handkuß, während der Chor der Sänger sich bewährte. Pius XI. richtete einige Sätze an die Anwesenden, dann besichtigte er mit den Kardinälen das Gebäude bis auf die Dachterrasse, wo er das großartige Panorama Roms bewunderte. Die Rückfahrt vollzog sich unter den freudigen Hochrufen der Volksmenge, die sich inzwischen angemeldet hatte.

Der von Pius XI. dem Kardinalvikar Pompili ausgesprochene Wunsch nach einer glanzvollen Gedenkfeier des Konzils von Ephesus (1431) in Rom ist unter gewaltiger Beteiligung der Bevölkerung erfüllt worden; Pompili selbst starb am 5. Mai. Dem nationalen Marianischen Kongreß ging ein Triduum von vorbereitenden Versammlungen (3. bis 5. Mai) für die Jungfrauen, den Klerus und die Marienvereine voraus. Der Kongreß wurde am 6. Mai in SS. Apostoli eröffnet im Beisein von sieben Kardinälen, zahlreichen Bischöfen und Diplomaten. Kardinal Cerretti, Erzpriester von S. Maria Maggiore, beleuchtete die Bedeutung des in Ephesus verkündeten Dogmas von der Gottesmutter Marias; dort wurde der Primat des römischen Bischofs von neuem feierlich anerkannt; in einem Berichte an den Kaiser sagte das Konzil, es sei in seinem Spruche gegen Nestorius dem Papst Cölestin gefolgt, „der schon vor unserm Urteilsspruch die häretischen Behauptungen des Nestorius verdammt hatte und unserm Urteilsspruch zuvorgekommen war, indem er Fürsorge getragen für die Reinheit des von den Aposteln und den Vätern überlieferten Glaubens.“ Cerretti schloß mit dem Wunsch, daß die Irrenden, „Doppelwaisen“, da ihnen Rom und Maria fehlt, nach Rom zurückkehren mögen, um Maria wiederzufinden. Die Kongreßredner behandelten ein dreifaches Thema: die Gottesmutter im Dogma, im Kultus und im katholischen Apostolat. — Am 10. Mai fand die Schlußfeier des Marianischen Kongresses in S. Maria Maggiore statt, wo auf dem Triumphbogen die unter Sixtus III. im Jahre 432 ausgeführten Mosaiken als Denkmal der Entscheidung gegen die Irrlehre des Nestorius leuchten. Nach einer Messe des Kardinals G. Serafini hielt Msgr. Papadopoulos, Bischof von Gratiopolis, in der dichtgefüllten Erzbasilika ein Pontifikalamt nach byzantinischem Ritus. Das uralte Gnadenbild „Theotokos“ (Gottesgebärerin), Roms meistverbreitetes Muttergottesbild, vor dem dieser Gottesdienst sich entfaltete, wurde nachmittags in farbenreicher Prozession nach dem Lateran gebracht, thron-

nend auf sechsspännigem Prunkwagen. Auf dem ganzen Wege begrüßten es die begeisterten Hochrufe der Menschenmassen. An der Vorhalle der Scala Santa stand das gewöhnlich in der Kapelle Sancta Sanctorum aufbewahrte, aus dem 6. Jahrhundert stammende hochverehrte Bild des Erlösers. Es begleitete jenes der Himmelskönigin nach S. Giovanni, wo beide Bilder einige Tage zur Verehrung ausgestellt wurden. Eine innige, erhebende Glaubenskundgebung des römischen Volkes war es, als am Abend des 14. Mai tausende Männer mit Fackeln das Palladium von S. Maria Maggiore an seine gewöhnliche Stätte zurückgeleiteten, gleichsam eine Erneuerung der freudigen Gefühle, die das Volk von Ephesus nach der Entscheidung durchströmten. „Als es vernahm“, berichtet der hl. Cyril, „daß (Nestorius) der Urheber der Gotteslästerungen abgesetzt worden, da pries es mit einmütiger Stimme die Versammlung und lobte Gott, daß der Feind des Glaubens gefallen. Wie wir aus der Kirche traten, begleitete es uns mit Fackeln zu unserer Wohnung; es war spät am Abend. Überall Kundgebung der Freude, überall Beleuchtung . . .“ Am 21. Juni nahm in S. Maggiore eine große Pontifikalfeier unter Assistenz aller in Rom anwesenden Kardinäle einen glänzenden Verlauf.

An die Festlichkeiten im Monate Mai schloß sich die große Kundgebung der 40jährigen Gedenkfeier der Enzyklika „*Rerum novarum*“ an. Der Einladung des Internationalen Komitees Folge leistend, kamen aus über 20 Nationen Vertreter der christlichen Unternehmer- und Arbeiterschaft, dem Nachfolger Leos XIII. die unverwelkte Lebenskraft jener „*Magna Charta*“ christlicher Soziallehre zu bezeugen. Sie alle fanden sich am Morgen des 14. Mai in der Lateranbasilika ein. Nach einer von Msgr. Pizzardo, Titularerzbischof von Nicäa, Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten und Generalassistent der Kath. Aktion Italiens zelebrierten hl. Messe zogen die Pilger am Grabe Leos XIII. vorüber, über dem der große Papst, einen Arbeiter segnend, dargestellt ist. Dann versammelten sie sich im Garten nebenan. Am Denkmal des christlichen Arbeiters wurde ein Kranz niedergelegt und eine marmorene Tafel enthüllt zur Erinnerung an diese Gedächtnisfeier. Msgr. Pizzardo sprach von der nimmermüden Sorge der Kirche um eine gerechte Lösung der Arbeitsprobleme. Der Generalpräsident der italienischen Kath. Aktion, A. Ciriaci, hob in seiner Rede hervor, daß die heutige Kundgebung nicht nur ein Akt pflichtgemäßer Dankbarkeit gegenüber dem Papsttum, sondern auch die Beteuerung fester Anhänglichkeit ans Lehramt der Kirche sei, von der man allein in der sozialen Frage Worte des Lichtes und Lebens erwarten könne. Nachher füllte sich der Hof der Cancelleria zu einer großen Versammlung,

deren Glanz durch die Anwesenheit von sieben Kardinälen erhöht wurde. 19 Redner feierten in ihrer Muttersprache die weithin segensreiche Wirkung der Enzyklika „Rerum novarum“. Es sprachen u. a. im Namen der Österreicher Generalpräses Hausleithner, im Namen der Reichsdeutschen Msgr. Walterbach. Erwähnt seien noch der belgische Arbeitsminister Heymans, der frühere holländische Arbeitsminister Prof. Aalberse, Georges Goyau, Mitglied der französischen Akademie, Ernszt, ungarischer Minister der sozialen Fürsorge und der öffentlichen Arbeiten. Besonders bemerkenswert waren die Ausführungen des Advokaten T. Cortis, der die herzliche Zustimmung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf ausdrückte. — Tags darauf war der Petersdom das Ziel von 10.000 Pilgern und vielen andern Gläubigen. Wie sie dem Vater der Christenheit jubelten, als er auf der Sedia gestatoria erschien, um dann das hl. Opfer darzubringen! Nachmittags imposante Festveranstaltung im Damasushof. Umgeben von 20 Kardinälen richtete der Papst in italienischer, französischer und deutscher Sprache an die hochgestimmten Scharen eine Rede, die der vatikanische Rundfunk in die weite Welt hinaustrug. Er kündigte die Enzyklika „Quadragesimo anno“ über die gesellschaftliche Ordnung, ihre Wiederherstellung und ihre Vollendung nach dem Heilsplan der frohen Botschaft an, die, wie er sagte, „zugleich eine Erinnerung und eine Fortsetzung der ‚Rerum novarum‘ sein will“. Eingehend erläuterte er drei wichtige Programm-punkte für alle, die ihre sozialen Pflichten erfüllen, nämlich Gebet, Tätigkeit, Opferwilligkeit. — Den einzelnen nationalen Pilgergruppen wurden besondere Audienzen gewährt. Die Gedenkfeier schloß am 17. Mai in S. Maria Maggiore mit einem Pontifikalamt des Vicegerente von Rom, Msgr. Palica, und einem vom neuen Kardinalvikar Marchetti-Selvaggiani ange-stimmten Te Deum. Kurz vorher hatte Kardinal Lépicier auf italienisch, französisch, englisch und deutsch eine kurze An-sprache gehalten und auf die Pilger und ihre Nationen den mütterlichen Schutz Marias, besonders zur Zeit der Prüfung, herabgerufen.

2. *Der Konflikt zwischen Kirche und Staat in Italien: Faschistische Kampagne gegen die Kath. Aktion. Eine bezeichnende Äußerung des Kammerpräsidenten Giurati. Charaktervolle Kundgebungen des Hl. Vaters. Ein Sturm faschistischer Aus-schreitungen und Gewalttaten. Willkürliche Schließung der katholischen Jugendvereine. Maßnahmen und Einspruch des Papstes. Unterhandlungen.* Der Einladung zur Feier der „Rerum novarum“ leistete das faschistische Italien keine Folge. Denn leider sind die Beziehungen bedenklich getrübt durch eine über-spannte Staatsauffassung und den hartnäckig festgehaltenen

Wahn, daß die Kath. Aktion nur eine verkappte politische, antifaschistische Aktion sei. Klugheit und Kraft vereinend, hat Pius XI. sich gegenüber den Machthabern Italiens stets versöhnlich gezeigt bis zum Äußersten. In den Jahren vor Abschluß der Lateranverträge kamen nicht selten vielerorts Ausschreitungen faschistischer Draufgänger gegen geistliche Personen und „klerikale“ Institute vor. Wenn der Papst die Exzesse zu ignorieren schien, so wurde diese Zurückhaltung gedeutet als Rücksichtnahme auf die Möglichkeit einer gründlichen Regelung der Beziehungen zwischen Italien und dem Hl. Stuhl. Immerhin hat er mehrmals bei feierlichen Gelegenheiten offene, unwiderlegliche Kritik an den bedenklichen Erscheinungen geübt. So in seiner Konsistorial-Ansprache vom 20. Dezember 1926, als er, nach Schilderung der zahlreichen Gewaltakte, betonte, der faschistische Staatsbegriff weiche vom katholischen Standpunkt ab. „Es scheint“, erklärte der Hl. Vater, „als ob eine düstere Bedrohung, die von einer ganzen Wolke von Verdächtigungen, Einmischungen und Schwierigkeiten bestätigt wird, über den Organisationen und Werken der Katholischen Aktion, besonders denjenigen der Jugend, Unserm Augapfel, schwebe, und es scheint auch als ob die christliche Erziehung und Schulung der Jugend, der erhabenste Teil des göttlichen Auftrags, ‚Gehet hin und lehret‘ ebenfalls gefährdet sei. Es scheint, daß neuerdings eine Staatsauffassung hervortritt, die nicht die katholische sein kann, da sie, im Staate alles monopolisierend und aufsaugend, den Staat zum Selbstzweck und aus dem Bürger lediglich ein Mittel macht . . . Schlecht vereinbar scheint es mit den offiziellen Kundgebungen von Religiosität zu sein, wenn die Diener des Heiligtums in einer Weise behandelt werden, die auf alle Fälle ihres Kleides und ihrer Eigenschaft unwürdig ist . . .“

Das Zustandekommen der Lateranverträge änderte leider nichts an den faschistischen Ansprüchen schrankenloser Staatsomnipotenz, so daß es auch nachher an Rückschlägen und Schwierigkeiten nicht fehlte. Pius XI. war wiederholt in der unangenehmen Lage, gegen Übergriffe Einspruch zu erheben. Gemäß Art. 43 des Konkordats erkennt der italienische Staat die der Kath. Aktion unterstehenden Organisationen an, soweit sie sich außerhalb jeder politischen Partei und in unmittelbarer Abhängigkeit von der kirchlichen Hierarchie zur Verbreitung und Verwirklichung der katholischen Grundsätze betätigen. Dem Faschismus ist jedoch die Kath. Aktion ein Dorn im Auge, zumal sie bereits recht erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen hat. Die Jugendvereine, die, vom katholischen Gedanken erfüllt, religiöse Erziehung und Friedensgesinnung fördern, haben stark zugenumommen. Man hat auch mit der Bildung katholischer

Berufsgruppen, z. B. für Ärzte, Ingenieure, Advokaten begonnen. Solche „Konkurrenz“ ist den Vertretern der faschistischen Staatsautorität höchst unerwünscht. Ihr Regime kennt nur die eigenen Korporationen und Syndikate, die das ausschließliche Monopol besitzen sollen. Den faschistischen Jugendorganisationen liegt der Gedanke, Krieger für den Staat zu erziehen, zugrunde. Wohl wird darin die Erfüllung der religiösen Pflichten nicht außeracht gelassen, doch kann dies die Kath. Aktion nicht abhalten, die religiöse Betreuung der Jugend als eine ihrer wichtigsten Aufgaben zu betrachten.

Einen willkommenen Anlaß zu einer scharfen Kampagne gegen die kirchliche Organisationstätigkeit bot der faschistischen Presse ein Rundschreiben des römischen Verbandes der *Gioventù Cattolica Italiana* vom 19. März. Es teilt mit, daß im Zentralvorstand dieser großen Jugendorganisation ein nationales Arbeitssekretariat eingerichtet wurde und fordert die Präsidenten der einzelnen Zirkel auf, im Interesse der Arbeiter diese sozialen Bestrebungen zu unterstützen. Daraufhin eröffnete das gewerkschaftliche Blatt „Lavoro Fascista“ (Rom) unter den Spitzmarken „Katholische Manöver“ und „Katholischer Antifaschismus“ sowie mit Karikaturen eine heftige Polemik gegen die Kath. Aktion im allgemeinen und insbesondere gegen die katholischen Jugendvereinigungen; den Katholiken stellte es sogar eine „Tracht Prügel“ in Aussicht. „Lavoro Fascista“ behauptete, die Kath. Aktion bediene sich ihrer Organisationen, um als Ersatz der aufgelösten Volkspartei (*Partito Popolare*) eine politische Partei zu schaffen, bestimmt, dem Faschismus hemmend in den Weg zu treten und eventuell seine Nachfolge zu übernehmen. Man berief sich darauf, daß verschiedene Persönlichkeiten, die einst in der Volkspartei eine prominente Rolle gespielt, nunmehr leitende Stellen in der Kath. Aktion innehatten. Ebenso gehässig trieben es andere Blätter des herrschenden Regimes, z. B. die Turiner „Stampa“ und die römische „Tribuna“. Die geplante 40jährige Gedenkfeier der Enzyklika „Rerum novarum“ erschien der „Stampa“ als gegenstandslos, da es sich um ein abstraktes, durch das faschistische Korporationswesen überholtes Dokument handle, dessen praktische Verwirklichung unmöglich sei, obwohl man es der *Carta del Lavoro*, dem konkreten Kodex des Lebens und der Produktion, der rechtlichen Basis einer bereits geschaffenen sozialen Gesamtlage entgegenstellen wolle. Hauptzweck der Veranstaltung sei, der Kath. Aktion eine dem Staaate vorbehaltene soziale Betätigung zu eröffnen; hinter dem löcherigen Vorhang der Enzyklika stehe aber nur ein eitles Vorhaben und eine noch eitlere Hoffnung. Immer wieder wurde behauptet, besondere Organisationen zur religiösen Ausbildung des Volkes

seien zumindest unnütz, denn sie könnten bloß Uneinigkeit dort säen, wo der Faschismus Einigkeit geschaffen. Die Entgegnung, daß die Einigkeit in Italien durch die ungehindert um sich greifende protestantische Propaganda am meisten bedroht sei, lag nahe. — Solcher feindseliger Gesinnung gegenüber der Kath. Aktion entsprach es auch, daß die Regierung die für den Monat April angekündigten Regionaltagungen des katholischen Studentenverbandes „Fuci“ (*Federazione Universitaria Cattolica Italiana*) in Ferrara, Pavia, Catania und Viterbo verbot.

Der Zentralausschuß der Kath. Aktion Italiens erklärte am 8. April, das vom 19. März datierte Rundschreiben der römischen *Federazione della Gioventù Cattolica Italiana* entspreche nicht den von den verantwortlichen Organen der Katholischen Aktion festgesetzten Richtlinien. Infolge dieser Desavouierung demissionierte der Präsident Rechtsanwalt Traglia.

— Die leichtfertigen Anklagen zurückweisend, erklärte der „Osservatore Romano“ (15. April), die Kath. Aktion habe sich seit der korporativen Organisierung von 1927 streng innerhalb der Schranken des Gesetzes gehalten, „um in loyaler, ehrlicher, christlicher Weise die aus demselben erwachsenen Pflichten zu erfüllen und in vollkommenem Bewußtsein der eigenen Würde und der eigenen ersprießlichen Mission sich der Rechte zu bedienen, die dasselbe Gesetz den freien Initiativen zuerkennt. Nie wurde etwas verheimlicht. Reden und Adressen, die man wie neue oder der öffentlichen Meinung geheimgehaltene Dokumente aufdecken zu können glaubte, sind seit Monaten gedruckt und in Zeitungen und Schriften veröffentlicht. Niemand fand jemals darin eine Verschwörung gegen Gesetz, Regime und Staat“.

In diese Diskussion griff der Kammerpräsident Giurati, Sekretär der nationalen faschistischen Partei, ein, indem er am Sonntag, 19. April, in Mailand eine große Rede mit folgenden Sätzen schloß: „Wir wollen auch unsere Jungen in der Religion der Väter erziehen. Der Faschismus hat nicht den 11. Februar 1929 abgewartet, um in dieser Beziehung eine Meinung und eine Einstellung zu haben. Vor dem Marsche nach Rom hat Mussolini in der Kammer seine religiöse und antifreimaurerische Anschauung erklärt. Nachdem der Faschismus Regime geworden, zeigte er mit öffentlichen Erklärungen, durch präzise gesetzliche Maßnahmen, vor allem durch die tägliche Praxis, was er in dieser Sache wolle. Daher sind wir mit einer gewissen Überraschung Zeugen eines ganzen großen Manövers, das retten soll, was bereits gerettet ist. Denjenigen, die zur Rechtfertigung einer vielleicht unnützen und vielleicht gefährlichen Aktion sich auf einen Artikel des Konkordats berufen, bemerken wir einfach, daß das Konkordat vom Hl. Stuhl mit dem gesamten

faschistischen Regime und mit dem faschistischen Korporativstaat abgeschlossen worden ist.“ Das klang wie eine Warnung.

Am selben Sonntag empfing der HI. Vater die Leiter der katholischen Vereinigungen von Rom. Er hielt eine bedeutsame Rede über das Wesen und die Ziele der Kath. Aktion. Bezugnehmend auf seine erste Enzyklika wies der Papst von neuem darauf hin, daß sie nichts anderes ist als „die Teilnahme der Laienwelt am hierarchischen Apostolat der Kirche“. Diese Teilnahme ist eine eigentliche Berufung, ebenso alt wie das Christentum selbst, bedienten sich doch bereits die Apostel der Hilfe der Laien. Die Kath. Aktion würde ihren Daseinszweck verlieren, wenn auch nur kurze Zeit das Band gelockert würde, das sie an die Hierarchie bindet. Vor allem müssen Mitarbeiter herangebildet werden, bestimmt, der Heiligung zu dienen. Das Gebiet der Kath. Aktion ist überall dort, wo es sich um die Ehre Gottes, das Heil der Seelen und um moralische Probleme handelt. Zu letzteren gehört die soziale Frage und vor allem das Problem der Arbeit, solange man darin nicht eine bloß materielle, wirtschaftliche Frage oder eine sogen. Magen- und Verdauungsfrage, sondern eine Menschheitsfrage erblicken muß, die die menschliche Würde, das Gewissen, die Moral betrifft. Die Kirche, die Kath. Aktion zeigen, wie man die Arbeit heiligt, adelt, fruchtbar macht, so daß sie nicht bloß eine materielle, sondern auch eine höhere, das ewige Leben fördernde Speise schafft, wie die Arbeit gewissenhafter und für den Menschen, die Gesellschaft nützlicher gestaltet wird. Die Kath. Aktion ist denn auch, wie der Papst mit Nachdruck erklärte und des näheren beleuchtete, nicht nur berechtigt und notwendig, sondern auch unersetztlich.

Zur Rede Giuratis nahm Pius XI. Stellung in einem an Kardinal Schuster, Erzbischof von Mailand, gerichteten Schreiben vom 26. April, worin er sich zum Thema Kath. Aktion und faschistischer Staat äußert. Man liest da u. a.: „Es wird gesagt, man wolle die Jünglinge auch in der Religion der Väter erziehen; gut so. Wir haben nicht bis heute gewartet, um all das Gute anzuerkennen, was auf diesem Gebiete unternommen und getan wurde. Trotzdem ist niemals die Bemerkung überflüssig, daß gerade auf diesem Gebiete die Kompetenz sowie die eigene und spezifische Autorität der Kirche zukommen und daß das Regime die Pflicht hat, nicht nur dem ihr von Gott anvertrauten Lehramt zu folgen, sondern auch dessen Ausübung zu fördern. Sicher erzielt man dies nicht, sondern weit eher das Gegenteil, wenn man die Jugend den Einflüsterungen von Haß und Ehrfurchtslosigkeit aussetzt, die Erfüllung der religiösen Pflichten durch gleichzeitiges Abhalten ganz anderer Übungen erschwert oder fast unmöglich macht, öffentliche athletische

Wettspiele von Frauenspersonen erlaubt, die sogar das Heidentum als unschicklich und gefährlich empfunden hat . . .“ Mit Bezug auf die Bemerkung, daß das Konkordat vom Hl. Stuhl mit dem gesamten (*totalitario*) faschistischen Regime und mit dem faschistischen korporativen Staat geschlossen worden sei, sagt der Papst, sie führe zu Schlußfolgerungen, die möglicherweise dem Redner fernlagen, und fährt fort: „Entschieden verwerfen und mißbilligen Wir als für beide hohen vertragschließenden Parteien beleidigend die Schlußfolgerung, die einige in Italien und außerhalb fälschlicherweise ziehen zu können vermachten, nämlich als habe das Regime, der Staat dem Hl. Stuhl eine Falle gelegt.“ Eine Totalität des Regimes und des Staates, die sogar das übernatürliche Leben umfassen wollte, ist im Reiche der Ideen eine offene Absurdität und wäre, wenn man das in die Praxis umsetzen wollte, eine wahre Ungeheuerlichkeit. Die Kirche hat immer mit Worten und Werken kundgetan, daß die Kath. Aktion dem übernatürlichen Leben angehört, mit der Hierarchie und in Abhängigkeit von ihr arbeitet an der Vervollkommnung der individuellen Erziehung und am stets wirksameren und ausgedehnteren Apostolat. Politik soll sie nicht treiben, doch hindert sie nicht jene, die sich christlich und katholisch mit wahrer und guter Politik befassen wollen, mit jener Politik, die das öffentliche Wohl studiert und dafür sorgt. Die Kath. Aktion bereitet in vorzüglicher Weise darauf vor. Sie soll sich auch auf das soziale Gebiet begeben, nicht um eine ihr nicht zustehende gewerkschaftliche Tätigkeit zu usurpieren oder in Verwirrung zu bringen, sondern um immer und überall Gottes Ehre, das Heil der Seelen, das übernatürliche Leben mit allen seinen Wohltaten zu wahren und zu fördern. Besonders bemerkenswert sind die Schlußworte: „Der Faschismus nennt sich katholisch und will es sein. Wohlan, um katholisch zu sein, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch tatsächlich, um wahre und gute Katholiken zu sein und nicht solche, die in der großen Familie der Kirche mit ihrer Art und Weise zu reden und zu handeln das Herz der Mutter und des Vaters kränken, die Brüder betrüben und durch ihr schlechtes Beispiel vom rechten Weg abziehen, für all das gibt es nur ein Mittel, ein einziges aber unerlässliches und unersetzliches: der Kirche und ihrem Oberhaupt gehorchen und mit der Kirche und ihrem Oberhaupt fühlen. Was die Kirche in Bezug auf Kath. Aktion will und fühlt, ist niemals zweifelhaft geblieben und, man kann wohl sagen, noch nie so wie in unsern Tagen klar geworden. Wir hoffen und beten darum, es möge diesem Unserm Schreiben gelingen, Mißtrauen und Verdächtigungen zu zerstreuen, die nicht mehr zu rechtfertigen und sicher der allen so nützlichen Annäherung und Zusammenarbeit schädlich wären . . .“

Der „Osservatore Romano“ (27. bis 28. April) veröffentlichte ein Rundschreiben des Generalpräsidenten der Katholischen Aktion, A. Ciriaci, gerichtet an die Vorstände der Nationalverbände zwecks Mitteilung an die Diözesan-Ausschüsse. Programm, Natur und Tätigkeit der „Fachgruppen“ (*sezioni professionali*) werden darin aufs klarste präzisiert. Dieselben haben keine gewerkschaftlichen Aufgaben, die durch Gesetz den juristisch anerkannten Syndikaten zugewiesen sind. Die nach Kategorien spezialisierte Bewegung hat religiöse, moralische, kulturelle und soziale Aufgaben. Zu deren Verwirklichung dienen geistliche Übungen für die verschiedenen Berufe, das Studium jener Berufsprobleme, die einer Prüfung und Lösung gemäß den katholischen Grundsätzen bedürfen, Erziehung zu möglichst gewissenhafter Erfüllung der Berufspflichten.

Diese unzweideutige Erklärung hätte sicher zur Beseitigung von Mißständen beigetragen, wenn mehr guter Wille vorhanden wäre. Daß der Papst den Faschisten nahelegte, gleich den andern Katholiken auf die Kirche und ihr Oberhaupt zu hören, war für einen Teil ihrer Presse wiederum Anlaß zu gehässigen Ausfällen. Als Arnaldo Mussolini, Bruder des Duce, Chefredakteur des „Popolo d' Italia“, versuchte, die Gegensätze als ziemlich harmlos darzustellen, widersprach ihm der „Osservatore Romano“ (6. Mai) in einem mit Tatsachen gespickten Artikel. In letzter Zeit seien nicht nur papiere, sondern auch sehr handgreifliche Angriffe erfolgt, und zwar in nicht geringer Zahl. Die Auslassungen gewalttätigen Hasses machen es der Kath. Aktion zur Pflicht, die Religion zu schützen, ohne sich mit Politik zu befassen. Sie sehe sich leider auch genötigt, Mißstände zu bekämpfen, die der Staat trotz aller Proteste dulde, z. B. die Auswüchse des Kino, die sehr rege Propaganda gewisser Sekten mit unehrlichen Mitteln.

Am 18. Mai wurde dem katholischen Hochschülerverband „Fuci“ die Ehre einer päpstlichen Audienz zuteil, indem der Hl. Vater die Präsidenten der Zirkel und die Nationalräte, die sich in Rom zu einer Beratung getroffen, empfing. Der Verbandspräsident Dr Righetti erstattete ihm eingehend Bericht. Er bedauerte, daß das Regierungsverbot der Regionalversammlungen auf die Tätigkeit der Federazione einen Schatten von Verdächtigung und Mißtrauen geworfen habe, als ob sie aufrührerisch sei, so daß dadurch Feindseligkeiten gegen katholische Studenten gefördert wurden. Die Zugehörigkeit zu dem katholischen Studentenverband wurde als unvereinbar erklärt mit der Mitgliedschaft bei den faschistischen Universitätsgruppen. Righetti zählte eine Reihe empörender Gewalttaten gegen Studenten und Vereinslokale auf. In seiner Ansprache forderte Pius XI. die Studenten auf, jedesmal ihm und der

katholischen Presse feindselige Akte zu melden. Er betonte, ihm selbst sei in aller Form versichert worden, daß die katholischen Studentenvereine neben den faschistischen fortbestehen können. An die jugendlichen Zuhörer richtete er Worte der Aufmunterung und des Trostes; sie sollten nicht vergessen, daß nur der Papst, der den Studentenorganisationen ihren Platz innerhalb der Kath. Aktion angewiesen, sie auflösen könne.

Die unangenehmen Wahrheiten, die den Faschistenhäuptlingen entgegengehalten wurden, steigerten ihren Groll. Am 19. Mai qualifizierte Mussolini in der Kammer eine Äußerung Benedikts XV. von 1917 als verbrecherisch, als Attentat gegen die Widerstandskraft der Armee. Der gen. Papst hatte bei seinen Bemühungen um den Frieden vor weiteren „unnützen Opfern“ gewarnt. „Osservatore Romano“ bemerkte dazu, daß die betr. Bezeichnung sich in einer Note Benedikts befand, die weder an die öffentliche Meinung noch an die Soldaten, sondern an die Staatsoberhäupter gerichtet war und unter dem Schutze des diplomatischen Geheimnisses stand, für dessen Verletzung der Papst nicht verantwortlich war. — Am 22. Mai begann das vatikanische Organ, unter der neuen Rubrik *Cronache* über bedauerliche Vorgänge zu berichten, die nicht allein den offiziellen Erklärungen über die Vereinbarkeit von Kath. Aktion und faschistischen Organisationen, sondern auch der von den höchsten Autoritäten des Faschismus feierlich proklamierten Ehrfurcht gegenüber der katholischen Religion widersprechen.

Gewisse Oberfaschisten, die trotz der offiziellen Verfehlung der Freimaurerei an Kirchenhaß den schlimmsten Logenbrüdern nicht nachstehen, zielten auf einen offenen Kampf hin. Die Parteipresse durfte immer toller hetzen. Msgr. Pizzardo, sehr verdient um die Entfaltung der Kath. Aktion, kam in die Lage, sich glatt erfundener Behauptungen erwehren zu müssen. Das Mussolinische Italien, so stolz auf seine musterhafte Ordnung, hat sich in den letzten Maitagen selbst entehrt durch eine große Zahl von Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten, die wie auf Kommando in Rom und allen Landesteilen gegen die Kath. Aktion und ihre Anhänger wüteten. Faschistische Draufgänger mißhandelten insbesondere die Mitglieder der Jugendvereine und verwüsteten ihre Lokale. Der Papst selbst schien vogelfrei. Anfangs sahen die Behörden untätig zu. Zur Reihe flagranter Konkordatsverletzungen gehört die zweistündige polizeiliche Haussuchung im exterritorialen Zentralsitz der Kath. Aktion in Rom. Es würde zu weit führen, im übrigen auf Einzelheiten einzugehen.

Während die Regierung die Schließung aller katholischen Jugendvereine verfügte und ihre Archive beschlagnahmte, ordnete Pius XI. am 30. Mai an, daß die Bischöfe, von denen

die Kath. Aktion mittels der Diözesan-Ausschüsse immer abhängig war, nunmehr persönlich und direkt deren Schutz und Leitung ausüben gemäß den Weisungen des Hl. Stuhles. Weiter wurde mit Hinweis auf die tiefbedauerlichen Vorgänge die Feier des Eucharistischen Nationalkongresses in Rom abgesagt, auf die Entsendung eines päpstlichen Legaten zum St.-Antonius-Jubiläum in Padua verzichtet und die Abhaltung von Prozessionen außerhalb der Kirchen verboten.

Bei einer am 30. Mai 300 Salesianerschülern gewährten Audienz klagte der Papst, ihr Besuch falle in eine der traurigsten Stunden, die er je erlebt. Er fügte bei, es seien bereits gemäß den Lateranverträgen diplomatische Schritte eingeleitet worden. Nichts könne ihn hindern, die Stimme zu erheben. Vom Bischof von Rom könne man wohl das Leben fordern, aber nicht das Stillschweigen. Tags darauf, bei der Verlesung des Dekrets betr. die Tugenden des ehrw. G. Landriani — es war Pius' XI. Geburstag, an dem er ins 75. Lebensjahr eintrat — brandmarkte der Hl. Vater in höchst eindrucksvoller Rede die schmachvollen Exzesse. „Wir sehen“, sagte er u. a., „seit einiger Zeit und mehr noch in den letzten Tagen, erstmals die Früchte einer Erziehung reifen, die das Gegenteil der christlichen und auch der staatsbürgerlichen Erziehung ist, denn sie erzieht systematisch zu Haß, Unehrerbietigkeit, Gewalttätigkeit. Wir haben nicht einen Tag gezögert, die unschätzbare Wohltat des in den Schulen wiederhergestellten Religionsunterrichts hoch zu bewerten, eines Unterrichts, der auch Erziehung sein wollte und sollte. Man hat aber allzu rasch begonnen, mit der Linken zu zerstören, was man angeblich mit der Rechten aufbauen wollte und die traurigen Schauspiele, deren Zeugen Rom und ganz Italien in diesen letzten Tagen gewesen, zeigen, wie weit das Zerstörungswerk bereits gediehen ist . . .“ Auf die Preßkampagne, die ungehindert mit Erfindungen, Schmähungen, Verleumdungen operierte, folgte in breiter Öffentlichkeit eine Kampagne der Unehrerbietigkeiten, Unanständigkeiten, Bedrückungen, Gewalttätigkeiten, wobei nicht selten Blut floß; ein Sturm von Invasionen, Beschlagnahmungen in Rom und ganz Italien. — Der erhabene Redner betonte, daß er Besseres verdient hätte und erinnerte an die vielen Beweise seines guten Willens. Nun wisse die Welt, wie hart man ihn getroffen habe in dem, was ihm am teuersten sei, der Kath. Aktion und speziell ihren Jugendorganisationen, obwohl er immer wieder wiederholt habe, daß es sich keineswegs um Politik handle. Auch in großen Audienzen der folgenden Tage berührte der charakterfeste Papst den unheilvollen Konflikt, entschlossen, vom Recht der Kirche auf die Jugenderziehung kein Jota aufzugeben; er forderte zu eifrigem Gebet auf, da die Zukunft in Gottes Hand liege. Von

der Regierung verlangte er, daß die rechtswidrige Auflösung der zur Kath. Aktion zugehörenden Jugendvereine rückgängig gemacht und für die Ausschreitungen, Gewalttätigkeiten, Schädigungen und andern Konkordatsverletzungen Sühne geleistet werde. Während der langwierigen, schwierigen Verhandlungen liefen täglich zahlreiche Telegramme und Schreiben aus allen Ländern im Vatikan ein, Kundgebungen inniger Anteilnahme an der Betrübnis des Hl. Vaters sowie unwandelbarer Treue und Ergebenheit. — Ende Juni war noch keine Einigung erzielt. Es scheint eben den faschistischen Machthabern an gutem Willen zu fehlen.

3. Frankreich: *Um die Schulfrage; ein Jubiläum der freien katholischen Schule. Gedächtnisfeier in Rouen zum 500. Todestag der hl. Jeanne d' Arc. Das neue französische Staatsoberhaupt und die Freimaurerei.* In den letzten Monaten beginnen die französischen Katholiken durch Kongresse, Versammlungen und Umzüge die Zentenarfeier der Anfänge ihrer Unterrichtsfreiheit. Gegenüber dem kirchenfeindlichen Ansturm der Jahre 1830—1831 riefen in Frankreich glaubensstarke Männer zum Kampfe für die religiöse Erneuerung auf. Eigenmächtig eröffneten am 9. Mai 1831 Abbé Lacordaire, Graf Montalembert und Charles de Coux in Paris die erste freie Schule. Sie wurden gerichtlich verfolgt. Doch führte die nun einsetzende unermüdliche Werbearbeit bereits 1833 zur Bewilligung der Unterrichtsfreiheit für die Volksschulen. 1850 erkämpften die Katholiken die Freiheit des mittleren Unterrichts und 1875 setzten sie das Recht auf eigene Hochschulen durch. Es sind die schönsten und wertvollsten Errungenschaften des französischen Katholizismus im 19. Jahrhundert. Der freie Unterricht ist immer noch lebenskräftig, obwohl die Gegner alles aufboten, ihn zu erschweren oder zu vernichten. Im Jahre 1904 sahen tausende katholischer Lehrpersonen sich genötigt, ihre Tätigkeit aufzugeben, als ein im Dunkel der Freimaurerlogen geschmiedetes Gesetz allen Mitgliedern der Kongregationen, auch der autorisierten, die Befähigung, zu unterrichten, absprach. Auch wurde den katholischen Schulen jegliche Subvention aus den öffentlichen Kassen verweigert, so daß die ihrer Gewissenspflicht bewußten Eltern heute noch für den freien Unterricht schwere materielle Opfer bringen. Trotzdem ist derselbe lebenskräftig geblieben; die katholischen Primärschulen sind gut besucht und in den Anstalten des mittleren Unterrichts ist die Schülerzahl nicht geringer als in den staatlichen. Für letztere möchten die Antiklerikalen völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts eingeführt sehen. Dadurch würde den katholischen Mittelschulen eine gewaltige Konkurrenz geschaffen. Voriges Jahr wurde der erste Schritt in dieser Beziehung getan.

Daher ist die Schulfrage wieder aktuell. Die Zeitverhältnisse verlangen, daß der Eifer der Katholiken für die erhabene Sache der Unterrichtsfreiheit nicht erlahme. Erfreulicherweise fehlt es nicht an berufenen Führern. Das Verständnis wächst in weiten Volkskreisen, denn nach dem Krieg begannen die französischen Katholiken sich mächtig zu regen. Am 3. Mai wurde die hundertjährige Erinnerung an die Eröffnung der ersten katholischen Privatschule im ganzen Lande begangen. In Paris strömten viele Tausende nach Notre-Dame und dann zu einer Versammlung im Trocadéro. Außerdem fanden an andern Tagen in vielen Städten Kundgebungen für die religiöse Schule, Kongresse, Versammlungen und Umzüge statt. Bischöfe und andere Redner unterstrichen von neuem die maßvollen Ansprüche der Katholiken in der Schulfrage, ohne sich gewisse, von einzelnen katholischen Gruppen formulierte allzu weitgehende und realpolitisch nicht durchsetzbare Forderungen zu eigen zu machen. — Manche befürchten gerade jetzt eine Verschärfung des Antiklerikalismus auf diesem Gebiet. Vor einigen Monaten votierte die Mehrheit der Deputiertenkammer zwei Millionen Frs. für eine besondere Gedenkfeier zu Ehren von Jules Ferry (1832 bis 1893), der vor 50 Jahren mit seinen positivistischen und liberal-protestantischen Mitarbeitern die rein weltliche Volksschule geschaffen. In den verschiedenen Landesteilen sollen Kundgebungen stattfinden. Das Vosges-Departement, dem der gen. Held des Laizismus entstammte, sah am 7. Juni die erste dieser Veranstaltungen. Hauptredner war François-Albert, Präsident der freimaurerischen Unterrichtsliga. Auch in Lille, Reims, Senlis, Melun, Chartres, Bourges, Limoges, Nevers und anderswo fanden Versammlungen statt. Die Organisatoren möchten sie als national gelten lassen, während es sich in Wirklichkeit um politische Kundgebungen des antiklerikalen Kartells handelt, für das immer noch ein Kulturmampf nach Combesschem Rezept das Ideal ist. Als Redner scheinen die eifrigsten, intolerantesten Wortführer des Freisinns ausgewählt worden zu sein. Neben ihnen tritt der Unterrichtsminister Mario Roustan als Lobredner der Laienschule auf, die angeblich eine Ideengemeinschaft unter den Franzosen schafft, tatsächlich aber die Bevölkerung entzweit. Das Unterrichtsministerium erscheint immer noch als Festung der Freimaurerei.

Dagegen hätte man unrecht, zu verkennen, daß in andern Ministerien, in gewissen Regierungskreisen ein neuer Geist weht, dem bornierter Kirchenhaß fremd ist. Eine wohltuende Fühlungnahme zwischen Staat und Kirche trat wieder zutage bei der Fünfhundertjahrfeier der hl. Jeanne d'Arc in Rouen. Dort starb am 30. Mai 1431 die 19jährige Retterin Frankreichs mit großem Mut und Gottvertrauen auf dem Scheiterhaufen. Zwei

Jahre früher war das Hirtenmädchen von Domrémy bei Vaucouleurs aufgebrochen, ihre Mission zu erfüllen. Die Not ihres zu großem Teil von den Engländern unterjochten Vaterlandes schmerzlich empfindend, hatte sie „Stimmen“ gehört: die Heiligen Katharina und Margareta und der Erzengel Michael sprachen mit ihr und bereiteten sie vor auf das Werk, zu dem sie ausgewählt war, nämlich Orléans zu befreien und den Dauphin zu Reims krönen zu lassen. Nach mancherlei Erfolgen und Mißerfolgen in englische Gefangenschaft geraten, wurde Jeanne am 24. Mai 1431 in Rouen als Zauberin und Ketzerin zum Tode verurteilt. Die Kirche hat sie 1909 beatifiziert und 1920 kanonisiert. Zum 500. Jahrestag ihres Todes war Rouen Ende Mai Schauplatz großartiger Festlichkeiten, wobei Frankreich und England vereint der aus dem Landvolk hervorgegangenen edlen Jungfrau huldigten, die so wacker gekämpft und so geduldig gelitten hat und nun in allen Ländern der Christenheit verehrt und angerufen wird. Als Legat des Papstes war Kardinal Bourne, Erzbischof von Westminster erschienen, umgeben von vier Kardinälen und etwa 50 Erzbischöfen und Bischöfen. Die französische Regierung vertrat der Justizminister Bérard, der treffliche Worte zum Lobpreis der Nationalheldin sprach. Man sah auch den englischen Botschafter in Paris, Lord Tyrell. Französische Marschälle, Generäle und Parlamentarier, eine große Zahl anderer hervorragender Persönlichkeiten, die Zivil- und Militärbehörden u. s. w. nahmen mit den Vorgenannten teil an dem Festzug, der, von 200.000 Personen begrüßt, sich zur Boieldieu-Brücke begab; junge Mädchen warfen Blumen dort in die Seine, wo der Henker die Asche des Opfers zerstreut hatte. In der Kathedrale schilderte Msgr. Tissier, Bischof von Châlons, die Tugenden und Taten der hl. Jeanne d' Arc. Um dieselbe Stunde, wo sie vor 500 Jahren auf dem Scheiterhaufen Gott und ihren Heiligen ihren Geist befahl, haben alle Glocken Frankreichs geläutet.

Am 13. Mai wurde der Senatspräsident Paul Doumer (geb. 1857) von der Nationalversammlung der Deputierten und Senatoren zum Präsidenten der Republik gewählt. Der Außenminister Briand, dessen Bemühungen um Europas Befriedung alle Anerkennung verdienen, unterlag wider Erwarten. Doumers Sieg kann als Symptom eines gewissen Rückgangs des freimaurerischen Einflusses in Frankreich gelten, denn die grüne Sekte hat ihm nie verziehen, daß er sie vor 26 Jahren in energischer und ehrlicher Weise öffentlich desavouiert hat. 1905 vor den Kammerwahlen erklärte Doumer in seinem Wahlprogramm: „Als ich der Freimaurerei beitrat, war es meine Meinung, daß ich mich Freunden, Anhängern einer Politik des Fortschritts und der Freiheit anschloß. Wenig später vollzog sich eine ver-

derbliche Umwandlung. Die Freimaurerei wurde zu einer Koterie, von der die Angeberei ausging, das niedrige Regime des Aus-spionierens, der Günstlingswirtschaft, des Internationalismus. Dies gehörte nie zu meinen Grundsätzen und meinen Ideen. Ich habe mit der Freimaurerei gebrochen, um mit dieser entehrenden Klientenschaft Schluß zu machen.“ — Das Blatt „Aux Ecouteuses“ erzählt, Doumer habe mehreren Parlamentariern erklärt, er versichere auf seine Ehre, daß es sein schriftlich ausgedrückter Wille sei, mit den Sterbesakramenten versehen und kirchlich begraben zu werden. Trotzdem haben manche Zeitungen behauptet, der neue französische Staatspräsident sei Freimaurer und nicht einmal getauft.

4. *Politische Umwälzung in Spanien. Schandbare Kloster- und Kirchenbrände.* Nach der langen parlamentarischen Korruptionswirtschaft hatte in Spanien die Anarchie überhand genommen. 1923 ermordeten die Anarchisten in Barcelona allein mehr als 700 Menschen. Weil der 83jährige Kardinal Soldevilla y Romero, Erzbischof von Saragossa, gegen die kirchenfeindliche Haltung eines Ministers Einspruch erhoben hatte, wurde er am 4. Juni 1923 meuchlings erschossen. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, gestattete der König dem General Primo de Rivera, durch einen Staatsstreich die Diktatur zur Wiederherstellung der Ordnung und zur wirtschaftlichen und kulturellen Hebung des Landes einzuführen. Die neue Regierung trat denn auch dem Terror freimaurerisch-anarchistischer Mächte mit Erfolg entgegen. Sie liquidierte das unselige Marokkoabenteuer und führte manche Reformen durch. Das Staatsbudget wurde einigermaßen saniert wie auch der Haushalt der Städte. In sozialer Hinsicht wurde einiges getan, leider aber lange nicht genug. Wenn die Oberschicht wenig Verständnis und Gefühl zu haben schien für die Not der besitzlosen Klassen, so hätte der Staat mit starker Hand eingreifen müssen. Auf den riesigen Latifundien Südspaniens ist das Landproletariat durchwegs zu einer elenden Existenz verurteilt. Die Diktatur wollte oder konnte nicht mit der Rückständigkeit der Gutsbesitzer und Unternehmer aufräumen. Da eine umfassende vernünftige Sozialreform ausblieb, empfanden weite Volkskreise den Verlust der Freiheit um so schmerzlicher. Das Kultusbudget ließ in seiner Dürftigkeit sehr zu wünschen übrig. Namentlich war der Landklerus durch ein karges Einkommen gehemmt in seiner Bildung und bei der Seelsorgetätigkeit, so daß vor drei Jahren in dessen Reihen sich eine soziale Unruhe bemerkbar machte. Trotz wiederholter Bemühungen der Bischöfe, besonders des Kardinals Segura y Saenz, Erzbischofs von Toledo und Primas von Spanien, wurde nur eine ganz geringe Gehaltsaufbesserung bewilligt.

Ende Januar 1930 räumte der Diktator das Feld; er starb bereits am folgenden 16. März in Paris. Die Regierung des Generals Berenguar war den Schwierigkeiten nicht gewachsen. Obwohl die verhaßte Diktatur Riveras nur durch den Willen des Königs ein Ende gefunden, eröffneten alsbald die politischen Linksparteien einen heftigen Kampf gegen Alfons XIII. In Massenversammlungen und in einem großen Teil der Presse wurde die Monarchie als Verkörperung alles Verwerflichen gebrandmarkt. Als ihre schlimmsten Feinde erwiesen sich nicht etwa die offenen Aufrührer, nämlich die Syndikalisten, Sozialisten und Kommunisten, sondern gewisse Kapitalisten, welche die liberalen, freisinnigen Blätter finanzieren. Die katholischen Gewerkschaften wurden aufs schärfste bekämpft. Im Dezember führte die republikanische Propaganda zu einer Militärrevolte in Jaca; sie konnte aber von der Regierung leicht unterdrückt werden, ohne daß, wie manche befürchteten, in ganz Spanien die Flammen des Aufruhrs aufloderten. Bei dem Kampf um die Staatsform waren nicht zuletzt weltanschauliche Motive im Spiel. Den Antiklerikalen, besonders dem Logentum ist Alfons XIII., weil aus tiefstem Herzensgrunde der Kirche ergeben, seit langem verhaßt. Stets bewährte er sich als Hüter und Förderer katholischer Kultur. 1924 erklärte er in einer Ansprache an den Papst, er empfinde den Titel „Der katholische König“ als höchste Ehre und sei stolz darauf, Herrscher eines katholischen Volkes zu sein; Spanien wäre nicht mehr Spanien, wenn das Kreuz Christi aufhöre, seinen segenbringenden Schatten auf spanischen Boden zu werfen.

Hauptsächlich in den Städten gewann die republikanische Bewegung die Oberhand. Rascher als selbst gute Kenner Spaniens gehaßt, sind dann die Würfel gefallen. Die neue Regierung des Admirals Aznar schrieb Wahlen für die Gemeinden und die konstituierenden Cortes aus. Am 12. April hatte die Bevölkerung seit acht Jahren die erste Gelegenheit, bei den Gemeindewahlen ihre Meinung wirkungsvoll kund zu tun. Obwohl es sich dabei mehr um administrative Dinge als um die Frage der Staatsform handelte, wollten doch die antimonarchischen Parteien daraus eine große Machtprobe machen; sie hatten umfassende Vorbereitungen getroffen, während die Monarchisten nur an wenigen Orten organisiert waren. Neben vielen, denen die republikanische Verfassung als Inbegriff alles Guten oder als Weg zum sozialistischen Zukunftsstaat erscheint, sollen auch zahlreiche sozialdenkende Katholiken sowie manche Geistliche republikanisch gestimmt haben, in der Hoffnung, daß zum Neuaufbau des Staates eine Grundlage christlicher Demokratie geschaffen werde. Während in den kleinen Städten und auf dem Lande die Mehrheit der Mandate Anhängern der Krone

zufiel, erzielten die Republikaner in allen Großstädten namhafte Erfolge und waren denn auch sofort entschlossen, die Republik auszurufen. Der König zog die Konsequenzen, da ein Bürgerkrieg für ihn ausgeschlossen war. Ohne ausdrücklich abzudanken, verzichtete er einstweilen auf die Ausübung der Macht und ging außer Landes. Dem *Rey Caballero* macht sein letztes Manifest alle Ehre. Er sagt u. a.: „Ich verzichte auf keines meiner Rechte, weil sie über meine Ansprüche hinaus ein von der Geschichte angehäuftes Gut sind und weil ich eines Tages frei Rechenschaft über die Verwaltung dieses Schatzes abzulegen haben werde. Ich warte den wahren Ausdruck der öffentlichen Meinung des Volkes ab, und bis die Nation sich geäußert hat, suspendiere ich freiwillig die Ausübung der königlichen Gewalt und entferne mich aus Spanien. Hiermit erkenne ich an, daß Spanien allein Herr seines Geschickes ist. Auch heute glaube ich die mir durch die Liebe zu meinem Vaterlande diktierte Pflicht zu erfüllen. Ich flehe Gott an, daß alle übrigen Spanier sich ihrer Pflicht ebenso tief bewußt sein mögen wie ich.“ — Eine provisorische Regierung mit Alcalà Zamora, Führer der republikanischen Liberalen, als Ministerpräsident, trat ans Ruder der Republik Spanien. Dem Kabinett gehören neben praktizierenden Katholiken wie Zamora und Miguel Maura verschiedene Freimaurer an.

Die neuen Machthaber beeilten sich zu erklären, daß die Gewissens- und Kultusfreiheit, die Gleichberechtigung aller Konfessionen proklamiert würde. Gegenüber dem Justizminister sprach der Apost. Nuntius in Madrid, Msgr. Tedeschini, die Hoffnung aus, die Kirchenpolitik Spaniens werde sich nicht von derjenigen anderer Länder mit Kultusfreiheit unterscheiden; er glaube, daß die kirchlichen Behörden der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten würden. Der Minister erwiederte, man wünsche, daß der Klerus seine religiösen Funktionen weiter ausübe, ohne Politik zu treiben; Tedeschini bemerkte, das sei auch der Standpunkt des Vatikans. — Die Bischöfe verhielten sich durchaus loyal gegenüber der neuen Regierung. Die monarchistische Presse nahm dieselbe Haltung ein wie sie „El Debate“, das Hauptorgan der spanischen Katholiken, für sich bereits am 15. April festlegte, indem es erklärte, in jeder Weise die Männer unterstützen zu wollen, denen nunmehr die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut sei, denn das Wohl des Volkes stehe über der Staatsform; anders vorgehen wäre ein Verbrechen am Vaterland. Bald erfolgte auch die Anerkennung der Republik durch den Hl. Stuhl.

Die auf Zamora und andere ordnungsliebende Führer hörenden Republikaner strebten eine bürgerlich-konservative Republik nach französischem Muster an. Anders jene extremen Linksparteien, die mit syndikalistischen und bolschewistischen

Tendenzen durchsetzt sind. War der Auftakt der spanischen Revolution ziemlich ruhig verlaufen, so wurden doch bald die Hauptstadt und eine Reihe von Städten in den meisten Landesteilen Schauplatz unerhörter Gewalttaten. Sie waren zweifelsohne von Kommunisten vorbereitet und wurden zu einer Stunde ausgeführt, wo am wenigsten Widerstand zu gewärtigen war. Am 10. Mai brach in Madrid der Orkan los im Anschluß an einen Streit zwischen einigen Monarchisten und Kommunisten. Der Pöbel griff das Gebäude der monarchistischen Zeitung „A B C“ an, steckte eine große Unterrichtsanstalt der Jesuiten in Brand; zehn Ordensniederlassungen wurden eingeäschert. Rasch griff das Vernichtungswerk um sich, wütete in Sevilla, Malaga, Cadiz, Alicante, Burgos, Granada, Jerez, Valencia, San Sebastian u.s.w. Besonders übel wurde den Jesuiten mitgespielt. In Madrid ging ihr herrliches Profefßhaus mit der Kirche, die das Grab des hl. Franz Borgia barg, zugrunde. Ein Raub der Flammen wurde auch das große Technische Institut, in dem Ingenieure und Handwerker ausgebildet wurden. Gleich nach Proklamierung der Republik hatten die Sozialisten dem P. Rektor mitgeteilt, die Patres dürften unbesorgt sein, „denn sie selbst vergäßen nicht die Wohltaten, welche die Arbeiter in dieser Anstalt erhalten haben“. Trotzdem wurde das Haus in Brand gesteckt, doch gelang die Rettung des Maschinenraumes. Die Klosterstürmer gingen gegen alle Ordensleute ohne Unterschied vor, so daß die Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter, Salesianer, Maristen, die Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu, U. L. Frau, die Augustinerinnen u. a. schwere Verluste zu beklagen haben. Höchst bedauerlich ist z. B. der Brand der Karmeliter-Residenz in Madrid, berühmt durch ihr Archiv und die Bibliothek mit den ältesten Ausgaben der Schriften der hl. Theresia von Jesus. Der Brandlegung ging vielfach Plünderung voraus. Über 200 Kirchen und Klöster mit zahlreichen Kunstwerken gingen zugrunde. In der Stadt Malaga wurden 40 Kirchen und Klöster in Brand gesteckt, im Bezirk Malaga außerdem noch zwölf andere Klöster. Der bischöfliche Palast brannte bis auf die Grundmauern aus; nur mit größter Mühe konnte der Bischof sich retten. Schwere Wunden hat der blindwütige Religionshaß dem Unterrichtswesen geschlagen, da manche mit Klöstern verbundene vortreffliche Schulen, deren Besuch unentgeltlich war, nunmehr vernichtet sind. Freisinnige Blätter meldeten schadenfroh, die spanischen Katholiken hätten teilnahmslos zugesesehen. Eine starke Übertreibung. Wohl wurde das katholische Volk gleich der Regierung durch die Exzesse überrascht, doch griff es rasch zu energischer Gegenwehr, mit dem Erfolg, daß die Ausführung einer Menge vandalischer Pläne verhindert werden konnte. Barcelona, bekannt als revolutionärer Brand-

herd, blieb verschont von den Greueln, mit denen der verbündete Umsturzmob so viele Städte geschändet hat. Bei den Fronleichnamsprozessionen wurde in allen Landesteilen offenbar, daß noch ein sehr großer Teil der Bevölkerung treu am ererbten katholischen Glauben festhält.

Wegen vorgeblicher antirepublikanischer Gesinnung wurde der Bischof von Vitoria bereits vor dem Klostersturm ausgewiesen. Gleich nach den schandbaren Vorgängen begab der Kardinal-Primas sich nach Rom; er war heftigen Anfeindungen ausgesetzt wegen einer Predigt und eines Hirtenschreibens, welche Kundgebungen übrigens maßvoll gehalten waren. Als der Kardinal, Erzbischof von Toledo, Mitte Juni wiederum spanischen Boden betrat, um heimzukehren, wurde er alsbald behördlich aufgefordert, sofort das Land zu verlassen. Der Hl. Stuhl erhob durch den Nuntius Protest in Madrid. Alles in allem scheinen die Aussichten außerordentlich trübe. Ob nicht die republikanische Bewegung in ein kommunistisches Fahrwasser abgleiten und Lenins Voraussage, nach Rußland werde Spanien die nächste Sowjetrepublik werden, sich verwirklichen wird?

## Literatur.

### A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

**Aeken**, P. Bernhard van, S. J. *Der Priesterberuf*. Ein Beitrag zur speziellen Seelsorge. Als Manuskript gedruckt. Trier 1931, Paulinus-Druckerei. M. 1.—, 10 Stück je M. —.90, 25 Stück je M. —.85, 50 Stück je M. —.80.

**Adam**, Dr theol. August. *Der Primat der Liebe*. Eine Untersuchung über die Einordnung der Sexualmoral in das Sittengesetz. Straubing, Ortolf u. Walther, vorm. Manzsche Hofbuchhandlung. M. 1.—.

**Adam**, Karl. *Das Wesen des Katholizismus*. 6. Aufl. Düsseldorf 1931, L. Schwann.

**Bajerowiez**, Ks. Kasimierz. *Orzeczenia Papieskie Dotyczace Dziel Misyjnych*. Poszczególne Dzieła Misyjne. Poznań 1931 Roku. Nakładem Rady Krajowej Papieskiego Działu Rozkrzewiania Wiary. Poznań, Al. Maćinkowskiego 22.

**Bartmann**, Dr Bernhard. *Unser Vorsehungsglaube*. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Kart. M. 3.30, geb. M. 4.50.

**Baumann**, Ferdinand, S. J. *So liebt der Herr!* Herz-Jesu-Verehrung als „Inbegriff der Religion und Richtschnur der Vollkommenheit“. 8° (VIII u. 72). 1 Titelbild. Freiburg i. Br. 1931, Herder. Geh. u. beschn. M. 1.—.

- Berghoff, Steph.** *Im Großstadtgefängnis.* 21. bis 40. Tausend (72). Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —.30.
- Bertram, Adolf Kardinal.** *Charismen priesterlicher Gesinnung und Arbeit. Skizzen und Winke für Tage der Recollectio.* Gr. 8° (X u. 196). Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 3.80, in Leinwand geb. M. 4.80, mit Kopfgoldschnitt M. 5.80.
- Bielak, Valerie.** *Maria Theresia Gräfin Ledóchowska.* Lebensbild der Gründerin und ersten General-Leiterin der St.-Petrus-Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen. Nach dem Italienischen ins Deutsche übertragen und erweitert von Auguste Sander. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Salzburg 1931. Zu beziehen in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19 und in allen Filialen und Abgabestellen der Sodalität. Brosch. S 3.80, Kc 18.—, in schönem Kaliko-Einband S 5.—, Kc 25.—.
- Bierbaum, Dr Max.** *Religion und Recht in der Ehe.* Betrachtungen zur Ehe-Enzyklika Pius' XI. (71). (Aschendorffs zeitgemäße Schriften, Heft 21.) Münster 1931, Aschendorff. M. 1.50.
- Archiv für elsässische Kirchengeschichte.** Im Auftrage der Gesellschaft für elsässische Kirchengeschichte herausgegeben von Josef Brauner. 6. Jahrgang. Lex.-8° (XII u. 424). Mit 9 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 10.—.
- Buehberger, Bischof Dr Michael.** *Gibt es noch eine Rettung?* Gedanken zur heutigen Zeit und Lage. 8° (148). Regensburg, Pustet. In Umschlag kart. M. 2.50.
- Bürkle, Lukas.** *Muttersorgen.* Über Mischehe und Gleichgültigkeit im Glauben. Verbesserte u. vermehrte Aufl. (48). 106. bis 130. Tausend. Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —.30.
- Bürkle, Lukas.** *Treu zur Mutter.* Die Kirche Christi und das Glück, ihr Kind zu sein (64). 191. bis 215. Tausend. Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —.30.
- Capellmann-Niedermeyer,** Fakultative Sterilität ohne Verletzung der Sittengesetze. Limburg a. d. L. 1931, Gebr. Steffen, Kart. M. 3.50.
- Crawley-Bowey P. Mateo.** Für Christus den König. Zeitgemäße Worte an die weibliche Jugend (96). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Geb. in Ganzleinen S 3.—, M. 1.80.
- Das Bekennnis der Österreichischen Mädehengilde „Sonnenland“.** Wien 1931. Verlag: Bundesleitung d. Ö. M. S., Wien, IX., Währingergürtel 102.
- Das Nationaltheater.** Vierteljahrsschrift des Bühnenvolksbundes. Herausgeber: Rud. Rößler und Leo Weismantel. Bühnenvolksbundverlag Berlin.
- Der suchende Hirt.** Ein vollständiges Gebetbuch für alle Stände. 2. Aufl. Rottweil a. N. 1931, Verlag Emmanuel.
- Dorsch, Emil, S. J.** *Institutiones theol. fundamentalis.* Vol. I. *De religione revelata cum prolegomenis in S. Theologiam.* Editio altera. Gr. 8° (XVI u. 829). Innsbruck, Fel. Rauch. M. 16.—.
- Egger, Adrian.** *Kirchliche Kunst und Denkmalpflege.* Bressanone 1930, Weger. M. 3.—.
- Elpidias, P., O. F. M.** *Eine Mannestat!* Für Männer und Jungmänner (64). 21. bis 40. Tausend. Leutesdorf a. Rh. 1931, Johannesbund. M. —.30.
- Fink, St. Semina.** III. Band: *Secus Viam.* Gelegenheitspredigten und Ansprachen: 8° (VIII u. 245). Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 4.80, biegsam kart. M. 5.50, geb. M. 6.10.
- Fink, St. Semina.** 5. Band: *In terram bonam.* Kinderansprachen. 8° (193). Rottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 3.90, biegsam kart. M. 4.60, geb. M. 5.20.
- Freckmann, Dr Ing. Karl.** *Kirchenbau.* Ratschläge und Beispiele. Mit 132 Abbildungen. Lex.-8° (VIII u. 152). 1 Titelbild. Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 10.—, geb. in Leinwand M. 12.—.

**Gentges**, Dr Ignaz, und **Mirbt**, Rudolf. *Das Volksspiel*. Blätter für Laienspiel und Volkstum. VI. Jahrgang. 1929/30. Bühnenvolksbundverlag Berlin SW 68.

**Goldschmitt**, Pfarrer. *Sowjetrußland*. Nr. 3: *Die Revolution unter Kerenski*. Nr. 4: *Lenin*. Sarralbe, Moselle 1931. Verlag der Colportage Catholique. Je M. —.30.

**Haring**, Dr Joh. *Der kirchliche Strafprozeß*. Eine praktische Anleitung für kirchliche Richter. Graz 1931, Moser. S 6.—, M. 3.60.

**Hauck**, Dr Friedrich. *Johann Theodor Rottels*, ein philosophischer Pädagog. Gr. 8° (XIV u. 248). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 5.60.

**Haupt-Katalog des Verlages Herder u. Co.** in Freiburg i. Br. II. Band: 1913—1929. Mit Jahresbericht 1930.

**Hemala**, Dr Franz. *Christliche oder freie Gewerkschaften?* Taschenformat (56). Im Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstraße 8, und allen Buchhandlungen erhältlich. S —.80, mit Postzusendung S 1.—.

**Hohenlohe**, P. Dr Konstantin. *Grundlegende Fragen des Kirchenrechtes* (170). Verlag Mayer u. Co., Wien, I., Singerstraße 7. S 8.—, M. 5.—.

**Hudal**, Prälat Dr Alois. *Der Katholizismus in Österreich. Sein Wirken, Kämpfen und Hoffen*. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute und mit einem Geleitworte von Sr. Eminenz Kardinal Friedrich G. Piffl. 15.5 × 23 cm (458). Wien-Innsbruck-München 1931, „Tyrolia“. Geb. in Ganzleinen S 20.—, M. 12.—.

**Jahrbuch 1931** des kathol. Vereines für missionsärztliche Fürsorge und des missionsärztlichen Institutes. 8. Jahrg. Herausgegeben von Prof. Dr C. Becker S. D. S. Würzburg, Selbstverlag des Missionsärztlichen Institutes.

**Joachim**, P., O. M. Cap. *Taschenbüchlein für seelsorgliche Notfälle* (104). Mit leeren Blättern für eigene Notizen. Verlag der Graph. Kunstanstalt A. Huber, München 2 M, Neuturmstraße 2 a und 4. In handlicher Notizbuchform biegksam kart. M. —.80, in weichem Kunstleder M. 1.—.

**Jorio**, Msgr. Dominikus. *Das Dekret „Quam singulari“ über das zur Erstkommunion erforderliche Alter*. Kurzer Kommentar und diesbezügliches Katechismus-Schema. Gr. 8° (65). Rottweil (Württ.), Verlag Emmanuel. Kart. M. 1.50.

**Karlik**, Dr Oldřich. *Vyznam panenství v mravním životě podle sv. Ambroze* 1931 stran 140, cena Kč 17.50 (nákladem vlastním v komisi Matice círilo-metodéjské Olomouc.).

**Kassiepe**, P. Max, O. M. I. *Homiletisches Handbuch* für Missionen, Missionserneuerungen, Exerzitien, Oktaven, Triduen und für Religionsvorträge in Standesvereinen. 4. Band: *Die Heiligung der Jugend*. Predigten für besondere Veranstaltungen. Arbeitspläne. 4. Aufl. Paderborn 1931, Schöningh. Brosch. M. 4.80, geb. M. 6.80.

**Kastner**, Dr Karl. *Kirchengeschichte in Längsschnitten*. Bonn 1931, Hanstein.

**Knapp**, Dr Fritz. *Tilman Riemenschneider*. Würzburgs großer Bildschnitzer. Mit 37 Bildern. Paderborn-Würzburg 1931, Schöningh. Kart. M. 2.—.

**Kolb**, Viktor, S. J. *Das Leben des heiligen Ignatius von Loyola*, Stifters der Gesellschaft Jesu, unter Benützung der neuesten Quellen. Nach dessen Tod veröffentlicht von Franz Hatheyer S. J. Mit 3 Bildern. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8° (X u. 160). Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 3.40, geb. in Leinwand M. 4.80.

**Kommunionandenken**. Vom akad. Maler Franz Köck in Graz. Ausgeführt in sechs Farben. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Verlag „Styria“. Nr. 24 (Bildgröße ohne Text 16 : 16 cm, Papierformat 25 : 35 cm)

S —.50; Nr. 25 (Bildgröße ohne Text 12 : 12 cm, Papierformat 22 : 31cm)  
S —.40.

**Krapf**, Josef. *Grüß Gott, liebe Sommergäste*. Ein Fremdenbrief. Bestellungen zu richten an das Pfarramt Mayrhofen, Zillertal (Tirol). S —.40 oder M. —.25.

**Krapf**, Josef. *Siebenhundert Sprüche und Verse zum Katechismus*. Bestellungen zu richten an das Pfarramt Mayrhofen, Zillertal (Tirol). S —.70 oder M. —.50.

**Krüger**, Franz. *Christus vor Moskau*. Wegezeichen. Wiesbaden 1931, H. Rauch. Geh. M. —.80, ab 25 Stück M. —.75, ab 50 Stück M. —.70, ab 100 Stück M. —.60.

**Lang**, P. Dr Hugo. *Auch Du eine Mutter Christi!* Zwei Reihen Marienpredigten. 8° (75). München 1931, Max Hueber. Kart. M. 1.75.

**Lippert**, Peter, S. J. *Aus dem Engadin*. Briefe zum Frohmachen (168). Mit 11 Kupferstichdruckbildern. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18. Geb. in Halbleder M. 4.60, S 7.65, Fr. 5.75.

**Lohmüller**, Rektor Johannes. *Paul Hols erste heilige Beichte*. Beichtbilderbuch für Kinder. Erzieherisch dargestellt. 4°. Mit 27 zum Teil vierfarbigen Textbildern von Carl Rieder. Kevelaer (Rhld.), Butzon u. Bercke Geb. in Leinwand mit zweifarbigem, auffallendem Schutzmuschlag M.3.—.

**Lortz**, Dr Jos. *Geschichte der Kirche*. Unter Mitwirkung von Dr F. X. Seppelt und O. Koch. III. Teil: *Die kirchliche Neuzeit*. I. Epoche: *Die offenbarungsgläubige Zeit*. '31 (XI u. 116). M. 2.30. — IV. Teil, II. Epoche: *Die offenbarungsfeindliche Zeit*. '31. (VII u. 89). M. 1.70. Münster i. W., Aschendorff.

**Lukas**, P. Josef, P. S. M. *Vinzenz Palotti*, Gründer der Gesellschaft des „Katholischen Apostolates“ 1795—1850. Mit 1 Titelbild und 32 Tiefdruckbildern. Limburg a. d. Lahn 1931, Pallottinerverlag.

**Lutz**, Georg. *Ruf um Mitternacht*. Die Schicksale Johannes' des Findlings. 8° (VI u. 230). Freiburg i. Br. 1931, Herder. Geh. M. 2.80, geb. in Leinwand M. 4.20.

**Macho**, P. Heinrich. *Der Himmelsweg*. Ein Gebetbuch für alle Stände. 2. Aufl. 1. und 2. Teil in einem Band. Rottweil (Württ.) 1930, Verlag Emmanuel. Geb. in Leinwand M. 4.80.

**Manacorda**, G. *Testi cristiani con versione italiana a fronte introduzione e commento*: 1. Romano il Melode, a cura di G. Cammelli. — 2. S. Agostino (De magistro — De vera religione) a cura del P. Dom. Bassi. — 3. S. Massimo Confessore. (La mistagogia ed altri scritti) a cura di Raff. Cantarella. — 4. Teodoretto. (Terapia dei morbi pagani) a cura di Nicola Festa. — Firenze 1931. Industria Tipografica Fiorentina.

**Metzler**, Dr Franz Gebh. *Die Lebenskunst*: 1. *Frauenglück* (219). Höchst (Vorarlberg), Seeverlag H. Schneider. 1931. Brosch. M. 1.40, S 2.30. — 2. *Die Erziehungskunst der christl. Mutter* (285). Höchst (Vorarlberg) 1931, Seeverlag H. Schneider. M. 2.—, S 3.20.

**Muckermann**, Dr Herm., und **Verschuer**, Dr Otmar. *Eugenische Eheberatung*. Berlin und Bonn, Dümmler. M. 2.80.

**Niederhuber**, Dr Joh. Ev. *Das Neue Testament*. Für religiös Gebildete nach dem Griechischen übersetzt und erläutert. 2. Teil: *Die Apostelgeschichte und die vier großen Paulusbriefe* (416). Regensburg, Jos. Habbel. Jeder Teil: Geb. in Halbleinen M. 2.50, in Leinen-Rotschnitt M. 3.50, Geschenkausgabe in Leder und Goldschnitt M. 5.50.

**Oberhammer**, Dr Clemens. *Beispiele aus dem Leben*. Für Kanzel und Schule ausgewählt (416). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Geb. in Ganzleinen S 15.—, M. 9.—.

**Pfliegler**, Dr Michael. *Erfüllung*. Lese- und Arbeitsbuch zum Unterricht in der Offenbarungsgeschichte des N. B. für die 4 Klasse der österr. Mittelschulen. (III. Band „Das Gottesreich“.) Wien-Innsbruck-München 1931, „Tyrolia“. Ganzleinen S 5.60.

**Pförtner**, Hans. *Los von Gott!* Sturmzeichen. (Nr. 1 der „Flugschriften der Christl. Wehrkraft“.) Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. M. —25, 5 Stück M. 1.10, 10 Stück M. 2.—, 25 Stück M. 4.50, 50 Stück M. 8.—, 100 Stück M. 14.—.

**Plohowich**, Georg. *Das große Gebot.* Beiträge zu einer sozialen Erziehung der Kinder (64). 4. bis 13. Tausend. Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —45.

**Plohowich**, Georg. *Sollen die Wiegen leer bleiben?* Ein ernstes Wort über den Selbstmord der Völker (32). 10. bis 20. Tausend. Leutesdorf a. Rh., Johannesbund. M. —25.

**Pohle**, Jos., und **Gierens**, Michael. *Dogmatik.* 1. Band. Paderborn 1931, F. Schöningh.

**Reinelt**, Dr Paul. *Maria von Padua.* Eine zarte Mädchenblüte (32). (Nr. 5 der Sammlung: „Große Menschen in kleiner Welt“.) Leutesdorf a. Rh. 1931, Johannesbund. Brosch. M. —20.

**Religiöse Anschauungsbilder** nach den Gemälden von Mate Mink-Born in vielfarbiger Photolithographie. Nr. 100: „Einer unter euch wird mich verraten.“ — Nr. 101: Stephanus, der erste Blutzeuge. — Nr. 102: Philippus und der Kämmerer. — Nr. 103: Petrus wird aus dem Gefängnis befreit. — München, Hermann Appel. Nähtere Angaben siehe Heft 1, Jahrg. 1931, S. 196.

**Riegler**, Dr Ferdinand. *Geschichte der katholischen Kirche.* Zeit- und Lebensbilder. (An österreichischen Hauptschulen allgemein zugelassen.) Graz 1931, „Styria“. Geb. S 4.40.

**Rößler**, Rud. *Schauspiel* 1929/30. Berlin 1930, Bühnenvolksbund-verlag.

**Ruch charytalywny.** Nr. 4. Kwieciń 1931.

**Rüttgers**, Severin. *Das Buch der Gottesfreunde.* Vom Leben und Leiden, Kämpfen und Siegen heiliger Menschen. Dem Volk und der Jugend erzählt. Mit Bildern von Tilde Eisgruber. Gr. 8° (VI u. 240). 9 Bildertafeln. Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 5.—, geb. in Leinwand M. 6.80.

**Salotti**, Msgr. Carlo. *Die selige Lucia Filippini*, Stifterin der „Frommen Lehrerinnen“. 8° (392). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 8.—, Halbleinenband M. 10.—.

**Schilgen**, P. Hardy, S. J. *Du und sie.* Des Jungmanns Stellung zum Mädchen. Umgearbeitete und bedeutend erweiterte Aufl. (51. bis 58. Tausend). Düsseldorf 1931, Schwann. Kart. M. 2.80, geb. M. 4.—.

**Schneider**, Heinrich. *Marienverehrung.* Ihr Werden, Sinn und Wert. Mit 3 Bildern. Paderborn 1931, Schöningh. Einzelpreis M. —.50, Partiepreis von 25 Exemplaren an M. —.40.

**Schnettler**, Karl. *Christus und die Rätsel des Lebens.* Ein Predigtenkreis durch das Kirchenjahr. Gr. 8° (256). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 5.50, Ganzleinenband M. 7.50.

**Schuldis**, Dr. Prälat Dr Schofer. Sonderdruck aus der Präsidial-Korrespondenz für Marianische Kongregationen 1931, Nr. 3/4.

**Schwentner**, Dr Bernhard. *Die Rechtslage der katholischen Kirche in den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck.* Zugleich eine Zusammenstellung der die katholische Kirche in diesen Städten betreffenden staatlichen und kirchlichen Gesetze und Verordnungen. Hamburg 1931, Anton Lettenbauer.

**Sinopoli di Giunta**, Msgr. G. Pietro. *Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro*, 1843—1913. Ins Deutsche übertragen von P. Leo Schlegel O. Cist. 8° (404). Mit Namenszug und zahlreichen Bildern. Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 8.—, Ganzleinenband M. 10.—.

**Sipos**, Dr Stephanus. *Enchiridion Juris Canonici.* Ad usum scholarum et privatorum. Editio II. Pécs 1931. Ex typographia „Haladás R. T.“.

**Skninjar, A.** *Le but des paraboles sur le règne et l'économie des lumières divines d'après l'écriture sainte.* Sonderdruck der Biblica vol. 11 (1930), et 12 (1931).

**Stanislaeo P., dell' Addolorata, C. P.** *Der sel. Bischof Vinzenz Maria Strambi, Passionist 1745—1824.* 8° (288). Mit Titelbild und Namenszug. Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 8.—, Ganzleinenband M. 10.—.

**Staudinger, P. Odo, O. S. B.** *Der Heiland ist gut!* Lieblingswort der Therese Neumann. Auffallende Gebetserhörungen und Bekehrungen durch Konnersreuth (112). 1. bis 25. Tausend. Salzburg, A. Pustet. M. —.60, S 1.—, Schweizer Fr. —.75 zuzüglich der Versandspesen. Auf je drei bestellte Exemplare ein viertes gratis.

**Tanquerey, Ad.** *Grundriß der aszetischen und mystischen Theologie.* Ins Deutsche übertragen von P. Johannes Sternaux S. J. Ein Band in 12° (17 × 10½ cm) auf dünnem Papier (1192). Paris, Tournai (Belgien), Rom 1931. Société de Saint Jean l' Evangéliste, Desclée u. Cie. In bieg samem Leinenband M. 6.—.

**The Franciscan Educational Conference** (Bd. XII, Num. 12 vom 30. Nov. 1930): Report of the twelfth annual meeting, Herman, Pa. Brook land, Washington, D. C. Capuchin College.

**Thropos, A. N.** *Die Substanz der Kirche.* Berlin 1931. Lambert Schneider. Kart. M. 4.—.

**Tillmann, Dr Fritz.** *Die Heilige Schrift des Neuen Testamento.* III. Bd.: *Das Johannesevangelium*, übersetzt und erklärt. 4., neubearb. Aufl. (16. bis 18. Tausend). Bonn 1931, Hanstein. Brosch. M. 11.80.

**Timpe, Georg, P. S. M.** *Der selige Weg.* Gedanken für jeden Tag. 5. bis 10. Tausend. 8° (VIII u. 400). 1 Titelbild. Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 4.—, geb. in Leinwand M. 5.20.

**Tomek, Dr Ernst.** *Geschichte der Kirche.* I. Teil: *Alttestam und Mittelalter.* Lese- und Arbeitsbuch für die 5. und 6. Klasse der Mittelschulen. („Der Weg, die Wahrheit und das Leben“, IV. Bd.) Innsbruck-Wien-München 1931, „Tyrolia“. Geb. in Ganzleinen. S 4.80.

**Waitz, Bischof Dr Sigismund.** *Paulus, seine Bekehrung und seine Weltmission.* Zeitgemäße Erwägungen über christliches Leben und Seelsorge (224). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 6.50, M. 4.—, geb. in Ganzleinen S 8.50, M. 5.20.

**Warler, Pfarr-Rektor.** *In der Hochschule Gottes.* Ein Büchlein für jedermann. 3. erweiterte Aufl. (80). Leutesdorf a. Rh. 1930, Johannesbund. M. —.60.

**Was soll ich predigen?** Eine Sammlung von Predigtthemen, nach den Zeiten des Kirchenjahres und den besonderen Anlässen zusammengestellt aus den Predigtwerken der Baderschen Verlagsbuchhandlung in Rottenburg a. N. 8° (72). In steifen Umschlag geh. M. —.60.

**Weijenberg, Dr Joh., M. S. F.** *Die Verdienstlichkeit der menschlichen Handlung nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin.* Gr. 8° (XIV u. 212). Freiburg i. Br. 1931, Herder. Geh. M. 6.—.

**Welte, P. Adalbert.** *In der Schule Mariens.* 8° (200). Warnsdorf, Opitz. Brosch. Kc 22.—, M. 2.70, S 4.50.

**Wikenhauser, Dr Alfred.** *Der Sinn der Apokalypse des heiligen Johannes.* Mit einer übersichtlichen Darstellung ihres Inhaltes und literarischen Aufbaues (42). Münster i. W. 1931, Aschendorff. M. 1.—.

**Zähringer, P. Dr Damašus, O. S. B.** *Das kirchliche Priestertum nach dem heiligen Augustinus.* Eine dogmengeschichtliche Studie. (XVII. Band, 1./2. Heft der „Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte“, herausgegeben von Dr A. Ehrhard und Dr J. P. Kirsch.) Padéborn 1931, Schöningh. Brosch. M. 14.—.

**Zeitgemäße Aufgaben der Pfarrseelsorge.** (Beiträge zur neuzeitlichen Seelsorgehilfe, Heft V.) Herausgegeben von der Freien Vereinigung für Seelsorgehilfe. Gr. 8° (64). Freiburg i. Br. 1931. M. 1.50.

**Zurmussen, Heinz.** *Albert der Pfadfinder* (32). Mit Titelbild. Leutesdorf a. Rh. 1931, Johannesbund. M. —.20.

**Zwergenkalender 1932** für die Jugend und ihre Freunde. (Ertrag zur Errettung verlassener Kinder.) Verlag: Seraphisches Liebeswerk Linz a. D., Rudigierstraße 8. S —.35.

## B) Besprechungen.

### Neue Werke.

- 1) Die ersten Seins- und Denkprinzipien.** Von *Lorenz Fuetscher S. J.* (Philosophie und Grenzwissenschaften. Schriftenreihe, herausgegeben vom Innsbrucker Institut für scholastische Philosophie. III. Band, 2./4. Heft.) Gr. 8° (VII u. 276). Innsbruck 1930, Fel. Rauch.

Oft schon sind die letzten Seins- und Denkgrundsätze Gegenstand tiefgründiger Untersuchungen gewesen. Mehr denn je ist heute das Kausalprinzip auch von katholischen Philosophen wieder heiß umstritten, freilich der Hauptsache nach nicht im Sinn einer Leugnung, wohl aber in der Art seiner Begründung. An ihm aber hängt der wissenschaftlich zwingende Beweis für das Dasein Gottes. Daß berufene Metaphysiker diesem Streit nicht gleichgültig zusehen können, sondern alle Anstrengungen machen, um dem Kausalprinzip von neuem seine Unbestreitbarkeit zu sichern, ist selbstverständlich. Alle Beiträge, die sich nach dieser Richtung einsetzen, müssen insofern dankbar begrüßt werden, als sie die wissenschaftliche Überzeugung von der tatsächlichen Beweisbarkeit des Daseins Gottes neu beleben. Unter all diesen Werken nimmt das vorliegende ohne Zweifel einen ersten Platz ein. Beschränkt es sich doch nicht darauf, nur das Kausalprinzip von neuem zu prüfen, sondern es unterzieht auch das Widerspruchs- und das Finalitätsprinzip einer erneuten Untersuchung. Und das alles geschieht mit einer großen Sachlichkeit, mit tiefem wissenschaftlichen Ernst und einer überlegenen Stoffbeherrschung. Der Verfasser bricht in etwa neue Bahn zum Aufweis der Begründung des Kausalgesetzes. Die Gründe, die er dafür anführt, sind ohne Zweifel gewichtig. Freilich bleibt die Möglichkeit offen für andere Wege des Aufweises. Jedenfalls aber bleibt es das Verdienst des Verfassers, die Frage bis auf ihre letzten Grundlagen zurückgeführt und von dort aus streng folgerichtig behandelt zu haben.

*Univ.-Prof. Dr Alois Mager O. S. B.*

- 2) Einführung in die Religionsgeschichte.** Von *Dr Anton Anwander.* (Sammlung Kösel, 96 a.) Kl. 8° (151). München 193, Kösel-Pustet. Pp. M. 3.50.

Das Bändchen behandelt in acht Kapiteln die Grundlagen der Religion, das Jenseits, Diesseits, beider Verbindung, die religiöse Gemeinschaft, die Stellung der Religionen zu einander, die Frömmigkeit, die Religion im Ganzen des Lebens. Das Werk ist mehr eine Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, als eine Religionsgeschichte. Eine solche hat Verfasser 1927 herausgegeben. Er beherrscht seinen Gegenstand vollständig und verfügt über einen anziehenden Stil. Die Einfügung der katholischen Religion in das religionsgeschichtliche Schema ist dem Verfasser gelungen. Am Schlusse ist ein verhältnismäßig ausführliches Literaturverzeichnis und ein Register beigefügt. Das Werk ist bestens zu empfehlen.

Graz.

*A. Michelitsch.*

**3) Forschungen zur christl. Literatur- und Dogmengeschichte.**

Herausgegeben von Dr A. Ehrhard und Dr J. P. Kirsch. XVI. Bd., 3. H.: Zur Vorgeschichte der Moralsysteme, von Vittoria bis Medina. Neue Beiträge aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von P. Jos. Ternus S. J., Professor in Frankfurt a. M. 8° (116). Paderborn 1930, Schöningh. M. 7.50.

Mit Freude kann das lebhafte Interesse gebucht werden, das sich in neuerer Zeit der Erforschung der Geschichte der katholischen Moraltheologie zuwendet. Auch das vorliegende Werk ist ein Baustein zur so heiß ersehnten Gesamtgeschichte dieser Wissenschaft. Es liefert einen schätzenswerten Beitrag zur Frühgeschichte der Bildung der sogenannten Moralsysteme, vor allem des Probabilismus, mit dem die Kämpfe um das „Moralsystem“ anheben. Streitschriften für oder wider den Probabilismus haben wohl früher schon die geschichtliche Seite dieser Entwicklung behandelt. Hier aber handelt es sich um eine rein geschichtlich interessierte Darstellung der Entwicklung des Traktates de dubio et opinione, wie sie sich bei den führenden Männern des ersten Lehrstuhles von Salamanca, von Vittoria an bis Medina vollzogen hat. Im Vordergrund stehen Dom. Soto und Barth. Medina, deren gedruckter und ungedruckter Nachlaß reicherden Einblick in die Geschichte gestattet. Während ersterem das Hauptverdienst um die systematische Ausgestaltung dieses Traktates gebührt, ist letzterem die Wendung von der tutoristisch-probabilioristischen Lösung der Fälle zur probabilioristischen Auffassung zuzuschreiben. Möge der Eifer in der sachlichen Erforschung der geschichtlichen Probleme der Moraltheologie nicht erlahmen. Denn nur auf diese Weise ist zu hoffen, daß sie endlich dem bereits unfruchtbaren gewordenen Streitboden entzogen werden.

St. Pölten. Dr Alois Schrattenholzer.

**4) Etudes de Théologie Mystique par le P. Joseph de Guibert S. I.,**

Professeur à l' Université Grégorienne. 8° (VIII, 317). Bibliothèque de la Revue d' Ascétique et de Mystique, 2<sup>e</sup> Série-Fasc. I., Toulouse 1930, Edit. Ram.

Der vorliegende Band bietet in Sonderausgabe eine Zusammenfassung früherer Artikel des Verfassers, die größtenteils in der läblichst bekannten und von P. de Guibert selbst geleiteten „Revue d' Ascétique et de Mystique“ erschienen sind. Sie befassen sich mit terminologischen und methodologischen Fragen von Zuständen des Innenlebens (Mystik, Beschauung — erworbene und eingegossene —, Ruf und Beruf, gewöhnlichen und außergewöhnlichen Wegen). Auch die Gaben des Heiligen Geistes sowie die seinerzeit durch P. Rousselot so scharfsinnig angeregte Begriffsbestimmung über die Natur der Liebe mit all ihren Folgen für das geistliche Leben zieht der Verfasser mit in den Bereich seiner Besprechung hinein, um uns auf diese Art mit der Weitsicht seines Geistes und dem Reichtum seiner Belesenheit und seiner Erfahrung die Verzweigtheit, aber auch die tatsächliche Einheit und Kontinuierlichkeit der Probleme des Innenlebens zu erklären. Inwieweit ihm dies gelungen, möge der Leser selbst urteilen. Unseres Erachtens ist die von P. de Guibert geleistete Vorarbeit *großer Anerkennung* wert. Sie sucht einheitliche Begriffe, ebnet die Wege zur Verständigung, schlägt brauchbare, gangbare Methoden vor, um jene „Entgleisungen“, jene „Krisen“ aus der Welt zu schaffen über die sich der Verfasser auch in den heutigen Tagen beschwert. Ganz unbewußt und von dem ruhigsten, läblichsten Eifer beseelt, trägt aber auch er in etwas zu Verschärfungen der Lage bei, indem er zuweilen eine Attacke nicht nur, wie es seine Gegner tun, gegen *Systeme*, sondern

auch gegen *Personen* reitet. Die Ausführungen sind oft zu breitspurig; die Begriffsbestimmungen allzu „bürgerlich“ und nicht immer formal genug; die vorgeschlagenen Lösungen allzu eklektisch. Die Klinge des Schwertes weist nicht immer dieselbe Schärfe, noch dasselbe Edelmetall auf wie die seines Widerparts, aber die Hand, die sie führt, ist eben so geschickt, so sicher und zart. Auf einzelnes einzugehen würde zu weit führen.

Freiburg i. d. Schw.      P. Dr Karl Keusch C. Ss. R.

5) **Institutiones iuris canonici ad usum utriusque cleri et scholarum.** Volumen II. De rebus. Auctore P. Matth. Conte a Coronata O. M. C. Taurini 1931, Marietti, L. 25.—.

Vorliegender Kommentar soll sowohl der Schule als auch dem Leben dienen. Dieses Ziel hat der Verfasser voll und ganz erreicht. Was jeder, der Theologie studiert, vom Kirchenrecht wissen soll, ist mit großen Typen gedruckt, alles andere, was mehr dem praktischen Leben dienen kann, ist im Kleindruck wiedergegeben. Eine Fülle von praktischen Fragen werden kurz und klar beantwortet. Dadurch gestaltet sich das an sich etwas trockene Rechtsstudium zu einer angenehmen Lesung.

Dieser neue Kommentar bietet etwas Neues in Bezug auf die klare und übersichtliche Darbietung des nicht immer leichten Stoffes. Theologen und Seelsorger werden mit vieler Freude und großem Nutzen dieses praktische Handbuch studieren.

Trier.

B. van Acken S. J.

6) **De matrimonii mixtis eorumque remediis.** Accedunt documenta statistica aliaque ex variis regionibus. Auctore Francisco ter Haar C. Ss. R. Taurini-Romae 1931, Marietti, L. 11.—.

Jeder Seelsorger weiß aus Erfahrung, wie wahr das Wort des gemeinsamen Hirtenbriefes der deutschen Bischöfe vom 7. Jänner 1923 über die Mischehen ist: „Ein Blick in die Statistik lehrt, daß es sich hier um eine Lebensfrage der Kirche in Deutschland handelt . . . , daß Jahr um Jahr die katholische Kirche durch die gemischten Ehen mehr Seelen verliert, als ihr durch die gesamte Missionstätigkeit auf der ganzen Erde neu zugeführt werden.“ Leider ist es seit 1923 in dieser Beziehung noch schlimmer geworden.

Großes Verdienst hat sich daher der holländische Redemptorist P. Franz ter Haar erworben durch seine klaren und gründlichen Ausführungen über diese für die Kirche so schwierige und bedeutsame Frage. Wissenschaftler und Praktiker dürften an der lichtvollen und übersichtlichen Art und Weise, wie der Verfasser seine Thesen beweist, ihre helle Freude haben. Die Argumente sind gut begründet, die vielen praktischen Schwierigkeiten, die für eine Mischehe zu sprechen scheinen, bis in ihre äußersten Schlüssefolgerungen durchdacht und schlagend widerlegt.

Der für die Praxis wichtigste Teil der gründlichen Untersuchung dieser Frage ist wohl der zweite: De remediis. Mit großem Fleiß und erstaunlichem Geschick hat hier der Verfasser die Erfahrungen fast aus der ganzen katholischen Welt gesammelt und die sich daraus ergebenden praktischen Schlüssefolgerungen überzeugend bewiesen.

Als Mittel gegen die Mischehen nennt der Verfasser:

1. Häufige Belehrung über das göttliche und kirchliche Verbot der Mischehen (Nr. 93—95).

2. Andere erfolgreiche Mittel sind: Aufklärung über die unheilvollen Folgen der Mischehen für Ehegatten und Kinder durch katholische Vereine (Katholische Aktion, Laienapostolat), Bücher, Presse, karitative Maßnahmen u. s. w. (Nr. 96—99).

3. Religiöser Unterricht, an dem beide Brautleute vor der Eheschließung gemeinsam teilnehmen sollen. Recht belehrend sind die Ausführungen über diesen Unterricht und die guten Erfahrungen, die man damit in Nordamerika und Holland gemacht hat (Nr. 100—117).

4. Unparteiische und angemessene Strenge der Beichtväter. Alle Belehrungen über die schlimmen Folgen der gemischten Ehen haben wenig Zweck, wenn der Beichtvater nicht gleich bei *Beginn* der gemischten Bekanntschaft ernstlich und entschieden mahnt und warnt. Denn alles Warnen vor den gemischten Ehen selbst ist zwecklos, wenn zwei Personen schon in einander verliebt sind. Darum gilt hier ganz besonders das Sprichwort: *Principiis obsta!* (Nr. 118—131.)

5. Kluge und verständige Strenge bei Gewährung von Dispensen. Das ist wohl der Kernpunkt der so schwierigen Frage (Nr. 132—169).

Der Verfasser geht näher ein auf die Gründe und Einwände, die von zwei verschiedenen Richtungen, einer milden und einer strengeren, vorgetragen werden. Für alle nur irgendwie vorkommenden Fälle, die für den Seelsorger oft recht schwierig und peinlich sind, zeigt der Verfasser nicht bloß volles Verständnis, sondern gibt auch den Weg an, den der Seelsorger zu gehen hat. Es ist erstaunlich, mit welch weiser Umsicht und Klugheit, mit welch feinem Takt und vollem Verständnis P. ter Haar auf alle Gründe und Einwände der mildernden Richtung eingeht und die strengere Richtung überzeugend beweist und verteidigt. Fern von jeder übertriebenen Strenge, spricht aus dem ganzen Werke eine abgeklärte Ruhe und wohltuende Besonnenheit. Theorie und Praxis sind hier in äußerst glücklicher Weise miteinander verbunden. Kein Seelsorger sollte dieses, in klarem und leichtverständlichem Latein geschriebene Büchlein unbeachtet lassen. Eine deutsche Ausgabe dieses wertvollen Schriftchens würde sich sicher lohnen und mit Dank vom deutschen Klerus aufgenommen werden.

Trier. B. van Acken S. J.

**7) Grundriß des Ordensrechtes.** Von Dr Ferdinand Schönsteiner (XXXII u. 692). Wien 1930, Ludw. Auer. Brosch. S 32.—, geb. S 38.—

Im Aufbau des Buches schließt sich der Verfasser eng an die Ordnung des CJC an. Manche vom Codex nur kurz berührte Gebiete werden in besonderen Abschnitten behandelt. Es bleibt aber noch zu wünschen, daß manche Materien, die sich im CJC nicht in dem Teil „de religiosis“ finden, noch ausführlicher behandelt werden, z. B. das Begräbnisrecht der Religiösen, die Mitternachtsmesse an Weihnachten. Im übrigen findet sowohl die wissenschaftliche wie praktische Seite des geltenden Rechtes gebührend Beachtung. Dabei ist es zu begrüßen, daß die Erläuterungen sich eng an den Text des Gesetzes anschließen. Dadurch wird sowohl der Studierende wie der Praktiker gezwungen, sich mit dem Gesetzestext auseinanderzusetzen; sie werden zugleich auch in kanonistisches Denken und Fühlen eingeführt und lernen so auch andere kirchliche Erlasse richtig verstehen. Bei Streitfragen wägt der Autor die Gründe für und wider ruhig gegen einander ab und sagt seine Ansicht klar heraus, ohne aber für sich Unfehlbarkeit zu beanspruchen. Anschauliche Beispiele beleben den Gang der Erörterungen und bringen die Lösung mancher Zweifel und Schwierigkeiten, die dem Praktiker immer wieder begegnen. Das Inhaltsverzeichnis ist gut, könnte aber noch verbessert werden, z. B. dadurch, daß auch sinnverwandte Ausdrücke mehr aufgenommen würden. Ein Reichsdeutscher z. B., der die Bestimmungen über das Almosensammeln der Religiösen kennen lernen will, wird nicht leicht den Ausdruck „Terminieren“ nachschlagen; nicht leicht wird jemand die Bestimmungen von can. 1579 unter dem Worte „Ordensgerichtsbarkeit“ suchen. Diese kleinen Schönheitsfehler tun aber der Güte des Ganzen keinen Eintrag. Es ist

daher durchaus zu wünschen, daß das Buch nicht nur in den verschiedenen Bibliotheken seinen gebührenden Platz findet, sondern auch fleißig benützt wird von Ordenspersonen und solchen, die sich mit deren Leitung befassen.

Münster (Westf.).

P. Dr Heribert Jone O. M. Cap.

- 8) **De Poenitentia.** Quaedam quaestiones, quas in Seminario Metensi proponebat P. Chrétien (150). Metis 1929. Ex typis Imprimerie Lorraine.

Im Seminar zu Metz hat P. Chrétien über drei Kapitel aus dem Bußsakrament, und zwar de potestate ministri, de sigillo sacramentali, de delictis a confessario vitandis in ausführlicher Weise vorgetragen. Die Ausführungen des Verfassers sind klar und solid; er verwertet überall die Bestimmungen des Cod. jur. can.; er weicht auch keiner Schwierigkeit aus, sondern löst sie überzeugend.

Graz.

Prof. J. Köck.

- 9) **De quaestionibus a confessario ponendis.** Tractatus compilatus a P. Thoma Villanova Gerster a Zeil O. M. Cap. (86). Oeniponte 1929, Felic. Rauch.

Eine sehr gute, verhältnismäßig kurze Zusammenfassung alles dessen, was sich auf Fragepflicht und Frageweise des Beichtvaters bezieht. Der Verfasser stützt seine Lehren auf verläßliche Autoren und auf Entscheidungen der Pönitentiarie. Die ausführliche Behandlung der ersten vier Thesen (S. 1—14) ist wohl überflüssig.

Graz.

Prof. J. Köck.

- 10) **Der Vatikan als Thron der Welt.** Von Josef Bernhart. Mit 16 Bildtafeln. 16° (416). Leipzig o. J., Paul List Verlag. Geb. M. 12.—.

Dieses inhaltsreiche Buch bietet eine Geschichte des Papsttums. Seine einzelnen Kapitel lassen schon in ihrer Überschrift den Fort- oder Rückschritt in der Machtstellung des römischen Bischofs im Wechsel der Zeiten erkennen. *Tu es Petrus* (S. 7—23) zeigt klar die göttliche Stiftung des Primates. *Kaiser und Galiläer* (S. 24—41) behandelt die Lage der Nachfolger Petri in den Jahrhunderten der Christenverfolgung durch das römische Reich. *Konsulin Gottes* (S. 48—71) werden die Päpste genannt, die von den Tagen des großen Konstantin an die Sache Gottes in der Welt vertreten. Unter ihnen stieg die Bedeutung ihres Stuhles so, daß man sein Verhältnis zu der weltlichen Macht im 8. und 9. Jahrhundert mit dem Bilde der „zwei Schwerter“ (S. 72—98) bezeichnen kann. Dann aber befand sich in der trüben Zeit des saeculum obscurum und seiner Nachwehen „*Petrus in Ketten*“ (S. 89—115). „*Die Befreiung*“ (S. 116—133) brachte der Investiturstreit. Sein Ausgang machte tatsächlich für anderthalb Jahrhunderte den Stuhl Petri zum „*Thron der Welt*“ (S. 134—174). Diese Weltstellung zerbrach in der „*Katastrophe*“ (S. 175—204), die das Pontifikat Bonifaz VIII., das avignonesische Exil, das abendländische Schisma und die konziliare Bewegung über das Papsttum herbeiführten, und noch tiefer sank es im *Sacco di Roma* (S. 204—233), den Renaissance, Humanismus und Glaubensspaltung bedeuteten. Aber die göttliche Kraft der Kirche, die sich im Tridentinum und in der Gründung neuer Orden, zumal der Gesellschaft Jesu, kundgab, berechtigte auch die Träger der Tiara, freudig *Laetare Jerusalem* (S. 234—258) zu sagen. Vom Staatskirchentum Spaniens und Frankreichs her drohten, wie das Kapitel „*Rom, Escorial und Versailles*“ (S. 259—277) zeigt, der Stellung des Oberhauptes der Kirche neue Gefahren. Sie steigerten sich zum Rufe „*Los von Rom*“ (S. 278—307)

im Jahrhundert der Aufklärung, ja wuchsen seit der napoleonischen Zeit zum allgemeinen „*Sturm auf den Thron*“ (S. 308—333), der bald stärker, bald schwächer bis zur Gegenwart tobt. Wie sich nun dieser Thron in der Gegenwart dem Beschauer darbietet, was seine Inhaber wollen und mit welchen Mitteln sie ihr Ziel zu erreichen suchen, zeigt der „*Aufbau der Ruine*“ (S. 334 bis 388). Das Ganze klingt in einem kurzen Schlußwort *Quo vadis* (S. 389 bis 392) aus, das auf die ernsten Aufgaben hinweist, deren Lösung die Zukunft von dem Nachfolger Petri erwartet.

Alles, was das vorliegende Werk bringt, ist von einem *geistvollen* Manne geschrieben und wird in einer sehr *ansprechenden Form* dargeboten. Einige Sätze mögen zum Belege dienen. S. 34 f. wird vom *römischen Reiche* und der *Kirche* gesprochen. Hier heißt es: „Der Imperator und sein Reich der Macht werden erkannt als die plumpe Apotheose des Menschen und des Staubes, über den er gebietet, aber auch das neue Reich von oben, hier und jetzt in die Menschen einzugründen, braucht die Form der Herrschaft und die Ordnung des Menschlichen durch die Mittel aller menschlichen Ordnung. Ist auch der überweltliche Kyrios Christos der Imperator, sein Wirken mystisch, sein Reich nicht von dieser Welt, so ist es doch diese Welt, die nach der seinigen zu formen ist. Sein Gesetz braucht Verkünder und Vollstrecker, die Hoheit des Entrückten ein Gleichen in der Sichtbarkeit, seine Herrschaft einen ermächtigten Vertreter. Imperium und Imperator werden als nächstes Vorbild für die erobernde Kirche gefährlich. In einer Umwelt, die dem Kaiser gab, was Gottes ist, erhob sich die Versuchung, Gott zu geben, was und wie man dem Kaiser gibt. Das Himmelreich des Galiläers wollte verwirklicht werden, aber der Staat des Kaisers, an dem es geschehen sollte, zwang die Einfalt der Taube zur Klugheit der Schlange.“

S. 60 wird die Bedeutung *Leos des Gr.* für das Papsttum also charakterisiert: „Dieser Papst ist der erste, der mit klarer, fester und völliger Entfaltung der Lehre vom römischen Primat seine Nachfolgerschaft Petri im Sinne des obersten Hirten und Lehrers der Ecclesia universalis versteht. Ohne daß er eigentlich neue Gedanken und Rechte mit seiner Stellung verknüpft, prägt er das inneliegende Gesetz der Vergangenheit (*vetustatis norma*, sagt er) zu der Weite und Größe des Papsttums aus, die das Mittelalter übernehmen, aber im Wesen nicht mehr steigern konnte. Indem sich dieser geborene Herrscher mit der Erhabenheit seines Amtes erfüllte, begriff er es auch als Dienst an der Menschheit. Er liebt die Wörter *auctoritas* und *potestas*, doch nicht weniger auch *humanitas* und das *consulere* des von der Vorsehung selbst beamteten Führers der Christenheit.“

S. 71 spricht also über *Gregor den Großen*: „Die Freunde und Verfeindiger der Bildung, die über ihn und seine Schriften lächeln, ein Schrifttum, das Jahrhunderte beherrscht hat, mißverstehen sein eigenes Lächeln über ‚Menschenweisheit‘. Das Geistesleben war ihm nicht Zweck, nur Mittel zur Vollendung der sittlichen Reife für den Antritt eines Lebens höherer Ordnung. Er schuf Kultur, indem und weil er mehr als sie erstrehte. Der Verkünder der sozialen Gerechtigkeit, der Retter und Befreier Italiens, der geniale Verwalter der Patrimonien Petri, die unter andern Händen erst zur ‚weltlichen‘ Macht der Kirche geworden sind, der Prophet eines römisch geführten Völkerbandes, in dem die Kirche nicht um ihret-, sondern um der menschlichen Gesellschaft willen, ‚Getrenntes vereint, Verwirrtes ordnet, Ungleiches ausgleicht, Unvollkommenes vollendet‘, das Vorbild aller wohlgewillten Päpste nach ihm, das Urbild eines Völkerhirten, der die Größe des Papsttums im Dienen so mächtig verkörpert, daß er auch gewandelte Zeiten mit dem Verlangen nach einer göttlichen Instanz auf Erden erfüllen kann — Gregor ist in Wahrheit gewesen, was man ihm aufs Grab geschrieben: *Konsul Gottes*.“

Stellen dieser Art ließen sich noch viele anführen. Daß in ihnen nur selten eine uneingeschränkte Anerkennung einer Persönlichkeit oder einer Einrichtung oder einer Entwicklungsreihe ausgesprochen wird, entspricht ganz der Natur der irdischen Dinge, in denen sich oft genug scheinbar widerstreitende Elemente seltsam genug miteinander verbinden. Der *Grundton der Urteile*, die hier über Päpste und ihr Werk sowie über die auf den Apostolischen Stuhl und seine Inhaber ausgeübten Einflüsse gefällt werden, ist bestimmt durch die Überzeugung, daß die Stellung des römischen Bischofs in und zu der Welt auf Gottes Willen beruhe und daß auch die Führung von oben den Erben des Fischers vom See Genesareth nie gefehlt habe, wenn sie auch oft genug weniger deutlich als die menschliche Unzulänglichkeit der Träger der Tiara in die Erscheinung getreten sein mögen. Im allgemeinen mag dies ja gesagt werden können. Mit vielen Einzelausführungen des vorliegenden Werkes aber wird der kundige Leser kaum einverstanden sein. So erhalten hier die weitaus meisten Päpste der Zeit seit der Mitte des 13. Jahrhunderts eine schlechte Note, die nicht immer verdient ist. Auch manche Einrichtungen der Vergangenheit werden zu hart beurteilt. „Ruchloser als je ein Verfahren gegen die Christen im römischen Reich, ist das Glaubensgericht“ der *Inquisition* „zur Schande des Papsttums, seiner geistlichen und weltlichen Helfer geworden . . . gemessen an der Sendung der Kirche und den Tafeln ihres Stifters, liegt das Irreligiöse der Inquisition in dem Unvertrauen auf den Geist, der seiner Gründung verheißen hat, er — der Bergprediger — werde alle Tage bei ihr sein. Seines Gesetzes nicht ein Jota entschuldigt die unmenschlichkeiten ihrer fünf Jahrhunderte“ (S. 171). Das *Papsttum des 14. Jahrhunderts* wird also charakterisiert: „Das Regiment der Kirche erschöpfte sich in dem Streben, Gott zu dienen und dem Mammon“ (S. 175). Vom *Papsttum der Renaissance* wird gesagt: „Gewiß ist das eine, daß die antike Roma fortlebt auch in der christlichen und diese selbst in christvergessenen Tagen der politische Halt des abendländischen Glaubenslebens gewesen ist. So blieb es, bis das Rom der Renaissance Gott unter die Götter versetzte. Es verlor die innere Welt des ersten und siebten Gregor mit ihr das Recht auf Macht um dieses Glaubens willen“ (S. 205). „Pius V. mußte ein halber Don Quichote sein, um den Anachronismus seines Pontifikats mit einer Tat von säkularem Gewichte zu krönen“ (S. 256).

Man kann nur bedauern, daß derartige und manche andere sehr mißverständliche Äußerungen den hohen Wert der Bernhart'schen Arbeit beeinträchtigen. Am wenigsten befriedigen gewisse Behauptungen des ersten und zweiten Kapitels, die neben Sätzen, die den göttlichen Ursprung des Papsttums und der Kirche aussprechen, den Gedanken nahe legen, daß die Stellung des Nachfolgers Petri doch lediglich auf der natürlichen Entwicklung beruhe. Sie erwecken leicht ein gewisses Mißtrauen gegen den Autor und können dazu beitragen, daß viel Treffliches, was er sagt, nicht nach Verdienst gewürdigt wird.

Mainz.

J. Schmidt.

- 11) **Kirchengeschichte.** Unter Mitwirkung von *Andreas Bigelmair, Josef Greven und Andreas Veit* herausgegeben von *Johann Peter Kirsch*. IV. Band: *Die Kirche im Zeitalter des Individualismus. 1648 bis zur Gegenwart*. Von *D. Dr Ludwig Andreas Veit*, a. o. Professor der Kirchengeschichte a. d. Universität Freiburg i. Br., Mainzer Diözesanarchivar. 1. Hälfte: *Im Zeichen des vordringenden Individualismus. 1648—1800* (XXIII u. 528). Freiburg i. Br. 1931, Herder. Brosch. M. 16.50, geb. M. 20.—.

Dieses Buch soll die erste Hälfte des vierten Bandes der *Allgemeinen Kirchengeschichte* von Hergenröther ersetzen. Es ist aber nicht etwa eine neue Auflage dieses Werkes, sondern ein ganz neues Buch. Die Verteilung des Stoffes, die Darstellung und die Beurteilung wichtiger Seiten der kirchlichen Entwicklung sind hier von der Disposition und Auffassung des gelehrten Würzburger Kirchenhistorikers ganz verschieden. Behandelt wird die Zeit von der Mitte des 17. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Sie wird mit Recht als die Periode des „vordringenden Individualismus“ bezeichnet. Dieser machte sich damals auch in kirchlichen Kreisen sehr stark geltend. Jansenismus, Gallikanismus, Febronianismus, Josefianismus und Aufklärung waren Geistesströmungen, die die Kirche als Ganzes und das die Gesamtkirche vertretende Papsttum vor dem einzelnen Lande, der einzelnen Diözese, den einzelnen Katholiken über Gebühr zurückstellten. Diesem Sachverhalt entspricht es durchaus, daß Veit die Geschichte der anderthalb Jahrhunderte, die er hier vorführt, nach den einzelnen Ländern gruppiert, daß er dabei die deutschen Verhältnisse besonders eingehend behandelt, versteht sich von selbst. Merkwürdig ist, daß er von den bedeutenden Kanonisten, die Deutschland um 1700 aufzuweisen hatte, wie z. B. Reiffenstuel, Schmalzgrueber, kein Wort sagt, daß er über den deutschen Barock S. 312 nur ganz wenige Bemerkungen macht, daß man nirgends erfährt, was die Illuminaten wollten. In ähnlicher Weise werden die überaus großen Verdienste der Mauriner um die kirchliche Wissenschaft in den Abschnitten, die von Frankreich handeln, sehr kurz abgetan. In den Kapitel über Spanien wird weder Calderon († 1681) noch Murillo († 1682) genannt.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Hergenröthers Art, gewisse für die Urteilsfindung über Personen und Zeiten wichtige und bedeutsame Lagen nur beiläufig anzudeuten oder durch ein Stichwort zu qualifizieren, bezw. zu disqualifizieren, ohne nähere Angaben dazu zu bringen, wird den Leser sicher nicht befriedigen.“ So ist es in der Tat. In dem vorliegenden Werke findet man demgegenüber allenthalben klare, bestimmte, konkrete Mitteilungen. Darum liest es sich durchwegs sehr gut, stellenweise ist es geradezu spannend. Dabei macht die frische Darstellung aus der Zu- oder Abneigung, die Veit dieser oder jener Erscheinung entgegenbringt, nirgends ein Hehl.

Nicht jeder Leser wird übrigens seine Urteile in allem teilen. Die *Aufhebung des Jesuitenordens* und die dem Individualismus so stark dienende kirchliche Bewegung in Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts werden Vielen in einem anderen Lichte erscheinen, als sie hier gesehen werden. Gar mancher wird z. B. die Angaben über die Gegnerschaft Pombals gegen die Jesuiten und die Art und Weise seines Vorgehens gegen sie (S. 143 f.) sehr dürfsig finden. Was S. 138 über die Verfolgung der Gesellschaft Jesu in Spanien gesagt wird, lautet seltsam: „Ob die Staatsmänner Aranda oder Campomanes oder Moñino, Graf von Florida-blanca hießen: sie waren die Vollstrecker eines Diktats, welches aus der Zeit resultierte, und Gott hat es zugelassen.“ Kann man so nicht geradezu alles rechtfertigen, was je in der Welt geschehen ist? S. 121 wird bei der Darstellung der Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich von Dingen gesprochen, durch die der Orden „seine Monopolstellung in der Kirche begründet habe.“ Gab es wirklich je etwas derartiges?

In der Schilderung der Aufklärung und der papstfeindlichen Bestrebungen im katholischen Deutschland wird die Bedeutung mancher Tatsachen vom Ende des 18. Jahrhunderts sicher zu gering angeschlagen: „Wenn die Zahl der katholischen Theologen“, so heißt es S. 285, „die damals in Deutschland für ein dogmenloses, individuelles Christentum geschwärmt haben sollen, noch höher angegeben würde: was wollen einige Dutzende

gegenüber den Zehntausenden von Klerikern, von denen zustimmende Stimmen nicht bekannt sind?" Hier ist nur übersehen, daß die Theologen, denen Rationalismus nachgesagt wird, fast alle Professoren der angehenden Geistlichen waren. Daß diese aber durchweg die Anschauungen ihrer Lehrer in sich aufnahmen, versteht sich fast von selbst. Ob ausdrückliche Zustimmungen von ihnen bekannt sind, ist dabei ganz gleichgültig. — Die Mainzer „Monatsschrift von geistlichen Dingen“ kann allerdings, wie S. 287 hervorgehoben wird, nicht als schlechthin rationalistisch bezeichnet werden. Aber kann sie wohl als „dogmentreu“ charakterisiert werden? Warum hat sie 1790/1, die Beschlüsse der bekannten Synode von Pistoja in deutscher Sprache veröffentlicht, jene Beschlüsse, von denen die Bulle *Auctorem fidei* von 1794 eine ganze Anzahl als häretisch verurteilt hat? Die in den Jahrgängen 1790 und 1791 der genannten Zeitschrift veröffentlichten Briefe „eines auswärtigen Gelehrten über die Antwort Pius VI“ von 14. November 1789 „an die vier Hochwürdigsten Erzbischöfe Deutschlands“ sind außerordentlich gehässig gegen den Heiligen Stuhl. Daselbe gilt von den dort veröffentlichten „Betrachtungen über . . . die Wahlkapitulation des römischen Kaisers Leopold II.“. Wie unkirchlich sind die Bemerkungen der „Monatsschrift“ von 1790 zu den von ihr bekannt gemachten *Ordinationes generales* des Kapuzinergenerals von 1761!

Daß in dem vorliegenden Werke eine Anzahl kleinerer Irrtümer dem scharfen Auge des Korrektors entgangen sind, tut der Bedeutung des Buches keinen Eintrag. Es ist jedenfalls sehr geeignet, eine klare und, abgesehen von den obigen Vorbehalten, auch durchaus richtige Erkenntnis von der Bedeutung des 17. und 18. Jahrhunderts für die Kirche zu vermitteln.

Mainz.

J. Schmidt.

**12) Die Kirche Christi.** Von Peter Lippert S. J. 8° (293). Freiburg i. Br. 1931, Herder. M. 3,50, geb. in Leinwand M. 5.—.

In seiner eigenartigen fein psychologischen Weise hat P. Lippert über die katholische Kirche geschrieben. Geist und Leben eines organischen Gebildes wehen uns hier entgegen. Deshalb wird der I. Teil (13—69) betitelt: „Das *Erlebnis* der Kirche“, eine „intensive, packende und formende Erfahrung“ (3) der Kirche in ihrer „einzigartigen Größe (13 ff.), vielgestaltig bei aller Stetigkeit in den Grundformen, im Anfang schon bis ins Kleinste organisiert“ (28 ff.), mit dem „Bewußtsein einer möglichen Weltföhrerschaft (35 ff.), der Einbruch des Objektiven (29), jener eigenartigen Transzendenz, die den Dingen eine Tiefe gibt (54), die letzte Zuflucht gegen die Unterdrückung alles Persönlichen (66), die Verkörperung des religiösen Lebens“ (68).

Im II. Teil (73—84) wird entwickelt Begriff und *Verfassung* der Kirche mit der grundlegenden Gliederung in „Bevollmächtigte“ und „Nicht-bevollmächtigte“ (77) und absolut monarchischer Spitze (80 f.): „antidemokatisch, hierarchisch (83 ff.). Selbst text- und literarkritische Erschütterung der Verheißung Jesu vom Felsenfundament“ — hier vermißt man den positiven Gegenbeweis — „würde nicht lösen sein Geheimnis: eine weltgeschichtliche Erfüllung, wie sonst kein Wort aus eines Menschen Mund (119 ff.). Schon aus dem 2. Jahrhundert (Irenäus) vernehmen wir ein Bekenntnis zur päpstlichen Unfehlbarkeit, genau in dem Sinn, wie es im 19. Jahrhundert das Konzil vom Vatikan verlangt“ (139) — dagegen wäre zu erinnern an den organischen Fortschritt in der Glaubensentfaltung, besonders die nähere Bestimmung des Subjektes und Objektes päpstlicher Unfehlbarkeit. Auch dürfte mehr Gewicht gelegt werden auf den „apostolischen Vater“ Clemens I. mit seiner Autorität als oberster Lehrer und Hirte der Gesamtkirche gegenüber der fremden und fernen, auf charismatische Vorzüge eingebildeten Kirchengemeinde zu Korinth (vgl. Irenäus

III, 3, 3; Harnack, Lehrb. d. Dogmengeschichte I<sup>4</sup>, 481, 485). Andererseits „wird die Kirche selbst allgemeine Zeitirrtümer nicht immer und sogleich durchschauen. Sie hat das Religionswidrige in der Einrichtung der Inquisition und die ungeheuerliche Sittenwidrigkeit der Hexenverfolgung nicht erkannt“ — hier wäre nochmals hinzuzufügen: „nicht sogleich“. Die kirchliche Philosophie und Theologie war zu allen Zeiten belastet mit frommen Torheiten, Schrullen oder Phantasiegebilden einzelner. Niemand wird aber für subjektive, zeitgeschichtlich bedingte, unhaltbare Dinge die Lehrautorität der Kirche einsetzen (147 f.). Das Kirchenrecht ist ebenso stetig herangewachsen wie die Kirche selbst. Alles fließt folgerichtig aus dem Glaubensbewußtsein (153 ff.). Das Allzumenschliche bleibt die stärkste Belastungsprobe. Aber die vollkommenen Seelen sind an dieser gereift (158 ff.). Spezifisch katholisch ist das Phänomen des Gehorsams. Der Eifer der Kirche um die eigene Autorität ist nicht kleinliche Angst um ihren Einfluß, sondern Verantwortungsbewußtsein für die Rechte Gottes (167 ff.). Unter der gewaltigen Wucht sogar der kleinsten liturgischen Rubriken tut sich der Weg auf in die einzige wahre Freiheit der Liebe, Treue im Kleinsten und doch Großzügigkeit, Erfassung des Geistes des Gesetzes (174 ff.).

Der III. Teil (187—293): „Der Glaube an die Kirche“ beginnt mit: „Der Christusglaube in der Kirche, die eigentliche Triebkraft beispielloser Zusammenballung der kirchlichen Energie“. Christi Gegenwart in der Kirche bedeutet die „fruchtbarste Kraft, ist nicht bloß mit historischen oder psychologischen Erkenntnismitteln zu erweisen. Von unerschöpflicher Tiefe sind Pauli Bilder der Kirche (203 ff.). Alle äußerlich sichtbaren Faktoren reichen nicht hin, das überströmende innere Werden und Wachsen der Kirche zu erklären (224). Die Frömmigkeit der katholischen Kirche war in der Urkirche eine ausgesprochen theozentrische — der Gottesgedanke beherrscht das ganze Seelenleben —, im Mittelalter gewissermaßen anthropozentrisch (richtiger: theanthropozentrisch!) — Christus als Menschensohn gewann einen selbständigen Kult, daneben seine Mutter und zahlreiche Heilige —, in der Neuzeit ist die Kirche selbst Zentrum der Verehrung geworden (243 ff.). In stärkster Selbstbesinnung und Verantwortlichkeit beobachten wir eine wachsende Einbeziehung der Laienwelt in den großen Missionsberuf (255). Die lebendige Hingegebenheit an den persönlich gegenwärtigen Heiland ist bis heute gewachsen — nicht so sehr an Innigkeit und Kraft, aber an Ausdehnung, Popularität, Allgemeinheit (254). Die alleinseligmachende Kirche (259 ff.) schließt jene ein, die aus einem schicksalhaften Grund in keiner Weise an der Gemeinschaft der Kirche teilnehmen, aber in voller Ehrlichkeit alles getan haben, was die ihnen verliehenen Einsichten und äußeren Verhältnisse ihnen nahegelegt haben (267 ff.). Zahlreiche Wege zur Kirche sind offen. Als ungangbar scheidet aus der Weg der Gewalt. Denn ein persönliches Verhältnis kann nie erzwungen werden. Für die Praxis sind von größerer Bedeutung jene Erkenntnisse und Erlebnisse, die schon ein irrationales Element enthalten, den fesselnden Eindruck der einzigartigen Erscheinung der Kirche, vertieft bei genauerem Studium. Wenn sie auch eine Art Intuition, ja ein subjektives Stimmungselement enthalten, lassen sie sich doch auch wissenschaftlich rechtfertigen, werden objektiv von einer Wirklichkeit hervorgerufen (279 ff.) nicht bloß sekundär, sondern primär. Eben deshalb sind sie wesentlich rational. Das Vatikanum nennt sie ja einen „Erweis, wie vernunftgemäß unser Glaube ist, und ein unwiderlegliches Zeugnis für ihre göttliche Sendung“! — „Eigentliche Massenbewegungen zur Kirche werden mit zunehmender Entfaltung des Menschengeistes ganz unmöglich“ (287). — Warum? Sollte nicht die abgrundtiefe Verblendung durch den Bolschewismus den verlorenen Sohn der Menschheit zurückführen können gerade auf dem von dieser Seite her angebahnten Weg des Kollektivismus nach dem Sichzutodfahren im falschen Geleise?

Freudig stimmen wir dem Schlußwort (293) zu: „Immer wieder steht die Menschheit erschrocken oder besiegelt vor dieser Kirche und lauscht — wenn es auch ganz still zu sein scheint in ihren weiten, schattenverhüllten Räumen, und nichts zu sehen ist als ein fernes, halb erlöschendes Flimmern: Es ist das ewige Licht!“

München.

*Univ.-Prof. Dr Anton Seitz.*

**13) Das Leben des heiligen Kirchenvaters Augustinus,** beschrieben von seinem Freunde Bischof Possidius. Aus dem Lateinischen übertragen von P. Dr Kapistran Romeis. 8 (99). Berlin, Augustinusverlag. M. 4.80.

Von wenigen heiligen Vätern haben wir eine Biographie, die in so kurzen, aber inhaltsreichen Zügen uns ein treues Bild des Heiligen zeichnet wie es Bischof Possidius, der durch 40jährige treue Freundschaft mit St. Augustinus verbunden war und den St. Augustin selbst sein „zweites Ich“ nannte, uns in seiner vita Augustini hinterließ. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, diese vita Augustini nach dem von Migne abgedruckten Text der Maurinerausgabe ins Deutsche zu übertragen. Was St. Augustin über sich selbst in den Bekennenissen erzählt, wird von Possidius übergegangen oder nur kurz berührt. Der größte Teil des Büchleins ist dem Leben und Wirken des heiligen Augustinus als Bischof gewidmet; auch schöne Einzelzüge sind uns dadurch überliefert wie das Verhalten des Heiligen Frauen gegenüber, seine Grundsätze über Besuche, seine Gastfreundschaft mit dem Verbot übler Nachrede durch den in den Tisch eingemeißelten Spruch: *Quisquis amat dictis absentum rodere vitam — Hanc mensam indignam noverit esse sibi.* Die Übersetzung liest sich leicht. Das Büchlein sei wärmstens empfohlen.

Salzburg.

*P. Amandus Sulzböck O.F.M.*

**14) Menschen und Heilige.** Katholische Gestalten. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Mit Holzschnitten von Hans Unkel. Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 8.—, geb. M. 10.—.

„Es geht wie ein Trauerlied von Mund zu Mund, von Land zu Land: Wir haben keine Ideale mehr.“ Dieses Wort, das der selige P. Bonaventura O. Pr. vor mehreren Jahrzehnten beim Karitastag zu Hildesheim gesprochen, hat heute noch viel mehr Geltung als damals. Ein Volk ohne Ideale wäre aber ein Volk im Verfalle, reif zum Untergange. Daß in unserer Zeit noch nicht aller Idealismus erstorben ist, daß noch vorwärts und aufwärts treibende Kräfte im Leben der Völker wirken, verdanken wir vor allem der Quelle aller Ideale, der Religion. Sie gibt die höchsten Ideale und die höchsten Ideen, die höchsten Vorbilder und die Macht, sie zu verwirklichen; sie erzeugt Idealgestalten in allen Jahrhunderten. — Hin und her geworfen zwischen Himmel und Erde, weiß sich unser heutiges nervöses Geschlecht kaum mehr zu helfen. Es sucht nach Führern und Vorbildern, nach Menschen, die Heilige waren. Wie schon vor vielen Jahren der Verlag Herder in Freiburg durch den unvergesslichen Alban Stolz der Zeit *ihre* Legende gab, so stellt er auch jetzt wieder in die Not der Zeit die neue Legende: *Menschen und Heilige*, katholische Führergestalten, herausgegeben von Heinrich Mohr. Das Werk bringt 25 Heiligenbilder, die von verschiedenen führenden Persönlichkeiten des katholischen Schrifttums entworfen sind. Die Verfasser haben sich nach ihrer Eigenart „*ihre*“ Heiligen selbst gewählt: „Jedem blieb es unbenommen, sich aus näherer oder fernerer Vergangenheit eine Lieblingsgestalt zu wählen, jeder sollte der gottgeschenkten Eigenart seines Künstlertums freien Spielraum gewähren dürfen“ (Vorwort). Bei der Verschiedenheit der Verfasser war die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß das Werk in lose Teile auseinanderfallen,

Gegensätze und Widersprüche enthalten könnte. Doch ist dies glocklicherweise nicht der Fall, es herrscht im Gegenteil im ganzen Werke eine wohltuende Einheit und Harmonie. Mögen die Scharen von Hungernden und Dürstenden unserer Tage in einsamen Stunden zu diesem Buche flüchten, um in ödem Lande voll Unkraut und Gestrüpp sich Geistesnahrung und Idealismus zu holen.

Abtei Neresheim.

*P. Otto Häring O. S. B.*

- 15) **Aus Ethik und Leben.** Festschrift für Josef Mausbach zur Vollendung des siebzigsten Lebensjahres (7. Februar 1931). Herausgegeben von *Max Meinertz* und *Ad. Donders*. Gr. 8° (VIII u. 250). Münster 1931, Aschendorff. Brosch. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Durch seine Verdienste um die Wissenschaft, vor allem der Moraltheologie, hat Mausbach diese Huldigungsfestschrift mit 21 Beiträgen von hervorragenden Vertretern der katholischen Wissenschaft reichlichst verdient. Leider hat diese Ehrung ihn nicht mehr erreicht. Knapp eine Woche vor seinem Ehrentage hat ihn der Tod uns entrissen. Bei der Vielfältigkeit der Beiträge ist es schwer, auch nur eine Übersicht darüber zu geben. Von der Religion der Urvölker an bis zu den neuesten Problemen und Streitfragen sind schier aus allen Epochen interessante Details herausgehoben und kurz und knapp behandelt worden. Allen Verehrern Mausbachs, wie allen Liebhabern der geschichtlichen und gegenwärtigen Probleme der Ethik kann diese Festgabe bestens empfohlen werden.

St. Pölten.

*Dr Alois Schrattenholzer.*

- 16) **Die soziale Frage.** Von *Otto Schilling*. Mit einem Geleitwort von Sr. Eminenz dem H. Kardinal *Dr Bertram*, Erzbischof von Breslau. Kl. 8° (VIII u. 359). München, Verlag Hueber. M. 5.—, geb. in Leinen M. 6.50.

Der rühmlichst bekannte und rastlos tätige Tübinger Professor Dr Schilling beschenkt uns in dem vorliegenden Buch mit einer neuen trefflichen Gabe, die sicher vielen willkommen sein wird. Nach einer kurzen Einleitung über das Wesen der sozialen Frage widerlegt er im ersten und allgemeinen Teile die falschen Lösungsversuche derselben von Seiten des Liberalismus und Sozialismus, dann entwickelt er kurz die christliche Gesellschaftslehre in Bezug auf Familie und Staat und die christliche Wirtschaftsethik (Ziel der Wirtschaft, Grundnormen, Privateigentum u. s. w.). Im zweiten und besondern Teil behandelt er die einzelnen Zweige der sozialen Frage (Arbeiter-, Agrar-, Handwerker-, Mittelstandsfrage u. s. w.).

Da eine so große Zahl wichtiger und vielumstrittener Fragen in dem Buche zur Behandlung kommen, können selbstverständlich die einzelnen Fragen nicht eingehend besprochen werden, aber der Verfasser hat es verstanden, die wesentlichsten Punkte geschickt zusammenzustellen, so daß man sich leicht und gut orientieren kann. Daß bei der sehr großen Zahl von schwierigen Fragen, die zur Behandlung kommen, alle mit ihm völlig einverstanden seien, wird der Verfasser wohl selbst nicht erwartet haben. So wird manchen die Begründung der Berechtigung des Zinsnehmens durch den titulus legis civilis nicht als ausreichend erscheinen. Doch das sind untergeordnete Punkte, die dem Werte des Buches keinen Eintrag tun. Die Darlegungen desselben sind sehr klar, die Definitionen genau und das Urteil über die einzelnen Fragen sehr vorsichtig und immer maßvoll. Wir können deshalb das Buch allen, die sich mit der sozialen Frage befassen, besonders den Geistlichen, nur dringend empfehlen. Wir haben zwar schon eine Reihe von Kompendien über die soziale Frage, aber das

vorliegende ist unseres Erachtens das beste und vollständigste von allen und berücksichtigt auch die allerneuesten Probleme, die auf katholischer Seite gegenwärtig im Vordergrund des Interesses stehen.

Vikt. Cathrein S. J.

**17) Leben und Wirken des Sozialpolitikers K. Frhr. v. Vogelsang.**

Nach den Quellen gearbeitet von Wiard Klopp. 8º (XII u. 478). Wien 1930, Typographische Anstalt.

Frhr. Karl von Vogelsang hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf sozialpolitischem Gebiet in Österreich eine ganz hervorragende Rolle gespielt. Schon im Jahre 1883 schrieb ihm Graf Egbert Belkredi: „Was speziell die soziale Reform betrifft, ist Ihr Verdienst von allen, die daran etwas geleistet haben, das größte.“ Vogelsang selbst hat aber kein größeres Werk geschrieben. Er verbreitete seine Ansichten in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften. Namentlich lieferte er von 1874 bis 1890 die meisten Leitartikel für das Wiener „Vaterland“. Seit 1883 gab er auch die „Österreichische Monatschrift für christliche Sozialreform“ heraus. Eine eigentliche Biographie des bedeutenden Mannes fehlte uns bisher. Eine solche bietet uns nun Wiard Klopp in dem vorliegenden, nach den Quellen bearbeiteten, interessanten und lehrreichen Buche. Das Ziel Vogelsangs war eine entschiedene Sozialreform auf christlicher Grundlage. Die christlichen Grundsätze sollten auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete zur vollen Anerkennung gelangen. Das war gewiß ein edles Ziel, und an diesem Ziel arbeitete er mit selbstloser Hingabe und dem Feuereifer eines Konvertiten. Daß die Sozialreform in Österreich in Fluß kam, ist wesentlich sein Verdienst. Große Hoffnungen setzte er auf eine ständische Reorganisation der Gesellschaft. Er begegnete aber bei allen seinen Bestrebungen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die besonders in den damaligen verworrenen Parteiverhältnissen Österreichs ihren Grund hatten. Dazu kam, daß er trotz seiner rastlosen Tätigkeit ganz ungenügend honoriert wurde, so daß er nach seinem eigenen Ausdruck mit seiner Familie wie ein Kapuziner leben mußte. Es ist auch möglich, daß er in seinem Idealismus nicht immer das richtige Maß für das konkret Erreichbare fand.

So uneingeschränkt wir aber auch den lauter Charakter, die hochherzige und edle, wahrhaft christliche Gesinnung Vogelsangs anerkennen, dürfen wir doch nicht verschweigen, daß er sich nicht in allen Fragen zur vollen Klarheit durchgerungen hat. So kämpft er stets gegen den Kapitalismus und die Geldwirtschaft ohne genau zu definieren, worin dieselben bestehen und inwiefern sie verwerflich sind. Das Geld wird in jeder kultivierten Gesellschaft eine große Rolle spielen. Auch der Begriff des Eigentums bleibt bei ihm im Unklaren. Ganz besonders aber schießt er über das rechte Ziel hinaus, wenn er jeden *Darlehenszins* als verwerflich bezeichnet und ihn gänzlich unterdrücken will. Er beruft sich auf die älteren Zinsverbote der Kirche, ohne zu beachten, daß dieselbe seit mehr denn einem Jahrhundert infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse ihre Stellung zum Zinsnehmen geändert hat. Alle Theologen lehren heute unter den Augen der Kirche, daß der landesübliche Zins erlaubt ist und fast alle kirchlichen Anstalten leben heute zum Teil von Zinsen. In diesen Punkten hat Vogelsang nicht günstig gewirkt. Wenn heute in einigen österreichischen Kreisen sehr unklare Begriffe über das Eigentum und den Zins herrschen, so ist das wenigstens zum Teil dem Einfluß Vogelsangs zuzuschreiben. Dabei bleibt bestehen, was wir über den Charakter und die edlen Gesinnungen desselben gesagt haben.

V. Cathrein S. J.

**18) Heiliges Schuljahr.** Betrachtungen und Ansprachen für Theologiestudierende. Von *Eduard Weigel*. Erster Jahrgang. Dominus Dux Noster. München 1930, Max Hueber.

Recht gering ist die aszetische Literatur, die speziell die Bedürfnisse der Priesteramtskandidaten berücksichtigt. Zumeist liegt der Grund in der Natur der Sache. Die Alumnen der Priesterseminarien haben ihre besondere Unterweisung und Führung zum Teil in den Statuten, hauptsächlich aber in den Instruktionen und Exhorten der Seminarvorstände und zahlreichen Exerzitien. Gleichwohl wäre eine gewisse Auswahl an aszetischer Literatur eigens für die Zwecke der Priesterkandidaten sehr wünschenswert. Diesem Postulat kommt die Arbeit Eduard Weigels entgegen, deren erster Jahrgang (zwei sollen noch folgen) in zwei stattlichen Bändchen in bester Ausstattung vorliegt. Der Verfasser ist seit 30 Jahren im Beruf eines Priesterbildners tätig, kann also aus langer Praxis heraus schreiben. Aus den nie versiegenden Quellen des Dogmas, der Schrift und Väter, der Liturgik und Heiligengeschichte vornehmlich schöpfend, bietet er in Anlehnung an das Kirchenjahr eine abwechslungsreiche Fülle von Belehrungen und Anregungen. Es sind kräftige, ernste, hohe und kerngesunde Gedanken, die frei von frommem Überschwang, ohne Anspruch auf Geistreichigkeit, echt und wahr aus seiner Feder fließen, anziehend, überzeugend, in konkreter, bildhafter Sprache. Weigel hat seine Gabe als Erinnerungsgeschenk seinen früheren zahlreichen Alumnen zugesetzt. Für sie wird sie mehr bedeuten. Wer die Erfahrung des Priesterlebens und des Priesterberufes sich angeeignet, wird mit neuen Augen das Wort des ehemaligen Regens betrachten. Im Seminar haben manche nicht die ganze reale Bedeutung und Tragweite der Lehren und Mahnungen erkannt. Dieses Verständnis wird erst durch das Leben erschlossen. Möge verweilendes Durchdenken der Worte Weigels recht viele zu einem tieferen Erfassen und zu recht persönlichem Besitz des im Seminar übergebenen Geistesgutes führen!

Bamberg.

*Dr J. B. Dietz.*

**19) Tugendlehre.** Unterrichte und Lesungen. Von *Th. Mönnichs* S. J. Kl. 8° (231). Kevelaer 1930, Butzon u. Bercker. Geb. in Leinen M. 2.50.

Nach der Lehre des heiligen Franz von Sales „soll sich unser ganzes Handeln auf Tugenden aufbauen“. Die Tugend verleiht unserm Handeln den Wert. Dazu ist aber notwendig, daß man vor allem einen richtigem Begriff von den einzelnen Tugenden gewinnt. Die falsche Frömmigkeit, auch im Kloster, besteht oft darin, daß man zuviel auf das Gebet und zuwenig auf den Fortschritt in der Tugend bedacht ist. Das Streben und Ringen nach wahrer Tugend wird nicht genügend beachtet. Viele sind der Meinung, daß sie Tugend üben, aber sie täuschen sich. Sie üben sich nämlich in der Tugend solange, als es ihnen keine Mühe kostet. Kommen aber Kämpfe und Schwierigkeiten, so hören sie wieder auf. Was hier fehlt ist vor allem klare Erkenntnis der Tugend, und diese klare Erkenntnis vermittelt das Büchlein von P. Mönnichs.

Der Verfasser bietet nicht nur eine rein theoretische Erörterung über die Lehre vom Wesen und der Eigenart der verschiedenen Tugenden in leicht faßlicher Sprache, sondern er gibt zugleich auch eine recht praktische Anleitung zur Übung der Tugend. Jeder, der aufrichtig und ehrlich nach Tugend strebt, findet hier die goldene Mitte einer jeden Tugend klar und bestimmt aufgezeigt. Allen Liebhabern der Tugend wird das schmucke Büchlein bald ein angenehmer Begleiter sein.

Saarlouis.

*B. van Acken S. J.*

**20) Heilige Saat.** Predigtskizzen für das ganze Kirchenjahr. Herausgegeben von Dr Nikolaus Gengler unter Mitwirkung von Tiberius Burger, A. Obendorfer und L. Wolpert. III. Band: Vom Pfingstfeste bis 12. Sonntag nach Pfingsten. Regensburg, Friedrich Pustet.

Es ist kein schlechtes Zeugnis, das einem Buche ausgestellt wird, wenn man von ihm sagt, daß es innerhalb kurzer Zeit einen Absatz von 5000 Exemplaren erlebt hat. Dieses Zeugnis, das dem zweiten Band des vorliegenden Werkes gilt, ist zugleich ein gutes Omen für die Zukunft des vorliegenden dritten Bandes. Derselbe bietet eine größere Anzahl (5 bis 7) Predigtskizzen auf den Pfingstsonntag, Pfingstmontag, das Dreifaltigkeitsfest, das Fronleichnamsfest sowie die nachfolgenden zwölf Sonntage nach Pfingsten, auf die Feste des heiligsten Herzens, der Apostelfürsten und Mariä Himmelfahrt, ferner Predigtentwürfe für den Jugendsonntag. Ausgearbeitete geistliche Reden mit längerem Exordium, Argumentation, Widerlegung, Motivierung, Amplifikation, Epilog und Schluß sind diese Skizzen nicht. Wie der Titel andeutet, sollen es nur Entwürfe sein, die dem geistlichen Sämann bei Abfassung seiner Predigten behilflich sind, indem sie ihm Themata, Gedanken, Beispiele, Vergleiche, Zitate, Einteilungen liefern, meist neu, originell, frischlebendig. Viele der angegebenen Themata lassen sich für zusammenhängende Predigten verwenden, wie auch der Anhang „Zykluspredigten“ angibt. Und daß die neue und neueste Zeit mit ihren Bedürfnissen und Schwächen nicht vergessen ist, zeigt ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, im besondern auf die fünfte Predigtserie: Soziale Frage mit den Themata: Kirche und Soziale Frage, Kirche und Kapitalismus u. s. w. Wenn mancher Entwurf weniger Material bietet, so weisen andere Skizzen geradezu ein Übermaß an geeignetem Stoff zur Bearbeitung auf. Auch der Umstand, daß mehrere Autoren bei diesen Entwürfen in Betracht kommen, möchte für das Ganze von keinem Nachteil sein, da gerade dadurch möglichste Abwechslung nach Inhalt und Form erreicht wurde.

Dr G. Kieffer.

**21) Sancta Maria.** Hundert Marienvorträge für Marienfeste. Von P. Johannes Polifka C. Ss. R. III. Teil: *Maria, die Braut des Heiligen Geistes.*

Herrliche Lesungen über die Braut des Heiligen Geistes sind es, die uns hier geboten werden. Nichts Ordinäres, Alltägliches, schon oft Gesagtes enthält die Schrift. Aus dem Schatze der biblischen Lehren und der Tradition, der Erfahrung und des eigenen Innern weiß der Autor uns Neues und Originelles, Belehrendes und Packendes zu bieten. Außer diesen Eigenschaften, die dem Ganzen eigen sind, kommt dem vorliegenden Band besondere Verwendbarkeit zu, indem im ersten Teile: die Brautwahl und das Brautwirken, im zweiten der Brautschmuck oder die Gaben und Früchte des Heiligen Geistes behandelt werden: Die Gabe der Weisheit, die Gabe der Wissenschaft, die Gabe des Verstandes, die Gabe des Rates, die Gabe der Stärke, die Gabe der Frömmigkeit, die Gabe der Furcht, die Gottesliebe, die Nächstenliebe, die Freude, der Friede, die Geduld, die Milde, die Güte, die Langmut, die Sanftmut, die Treue, die Bescheidenheit, die Enthaltsamkeit, die Keuschheit, lauter für das Leben verwendbare Themen, für deren Ausführung frische, lebenweckende Gedanken nicht erst von weitem herzuholen sind. Diese werden zugleich geboten. Auch eine Predigt über den heiligen Josef als Abbild des Heiligen Geistes findet sich eingereiht. In einem Werke, das sich „*Sancta Maria*“ betitelt, dürfte ja ein Vortrag über den Bräutigam der Gottesmutter nicht fehlen. Die Begriffe sind erklärt oder erhellen zur Genüge im Laufe der Darstellung, so

wenn von Mariens Bescheidenheit die Rede geht, oder wenn Enthaltsamkeit und Keuschheit als zwei besondere Tugenden aufgeführt werden. Stereotyp schließt jeder Vortrag mit einer Erzählung, in der Mariens Einwirkung zwar nicht immer offen zu Tage tritt, die aber jederzeit gemitwirkend ist und zur Tugend drängt. Verinnerlichung will ja P. Polifka mit seinem Werke in einer Zeit der Zerrüttung und der Zerstörung so vieler christlicher Werte im öffentlichen Leben. Namentlich den Leitern von Marienvereinen ist dasselbe zu empfehlen, um so mehr, als die meisten der Marienvorträge Stoff für mehrere Predigten oder Konferenzen bieten. Demjenigen, der in konkrete Verhältnisse hineingestellt ist, wird es leicht sein, die hier gebotenen Nutzanwendungen zu erweitern und dem Vortrag auch das praktische Moment in erhöhtem Maße zu sichern.

*Dr G. Kieffer.*

## 22) **Mein Lied dem König.** Gebetbuch für unsere Mädchenwelt.

Von *Max Trummer*, Religionsprofessor (624). Graz 1931, „Styria“. Bestelladresse: Zentralsekretariat des Reichsverbandes kathol. Mädchenvereine, Graz, Sackstraße 16. Geb. in Ganzleinen S 4.70, in Leder mit Goldschnitt S 6.20. Bei Bestellung von mehr als 10 Büchern 10% Ermäßigung. Bei größeren Bestellungen von Vereinen werden Ratenzahlungen bewilligt.

Der Reichsverband katholischer Mädchenvereine Österreichs empfiehlt allen katholischen Mädchen, insbesondere auch den Mädchenvereinen, sein neu erschienenes Mädchengebetbuch „Mein Lied dem König“, verfaßt von Prof. Max Trummer.

Dieses herrliche Büchlein gibt den Mädchen Anleitung zum Beten und Leben mit der Kirche und hat drei Hauptabschnitte: Die Weihe des Tages — des Jahres — des Lebens, mit schönen Illustrationen von M. E. Fossel. Es hat die kirchliche Druckerlaubnis und ist vom Ministerium für Unterricht dem Lehrkörper der Haupt-, Mittel- und Fortbildungsschulen zur Verwendung beim Religionsunterricht empfohlen worden.

Jedes Mädchen soll das Gebetbuch recht bald bestellen. Es ist für die Mädchenvereine zur Abhaltung gemeinsamer Feiern besonders empfehlenswert und enthält auch einen Anhang von schönen Kirchenliedern.

Graz.

*Frida Mikola,*

Präsidentin des Reichsverbandes der kath. Mädchenvereine Österreichs.

## 23) **Deutsche Kulturgeschichte.** Von *Dr Friedrich Zöpfl*. Zweiter Band: Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mit einer Farbtafel und 293 Textbildern. Lex. 8° (XXIV u. 709). Freiburg i. Br., Herder. M. 24.—, geb. M. 28.—.

Den ersten Band dieser vortrefflichen „Deutschen Kulturgeschichte“ habe ich im Jahrgang 1928, S. 882, der „Quartalschrift“ besprochen; ich habe dort die Eigenart des Werkes dargelegt, und ich darf das Lob, das ich damals spendete, für den zweiten Band uneingeschränkt wiederholen. Katholische Überzeugung, beherrschende Kenntnis des Stoffes, die Kunst gefälliger Darstellung und schöne Ausstattung haben da ein Glanzwerk geschaffen, das jeder Bücherei zur Zierde gereichen wird. Vielleicht führt eine Textprobe am besten in den Geist des schönen Buches ein. Ich wähle dazu die Schlußsätze, die von der Zukunft der deutschen Kultur handeln: „Noch zehrt die Seele auch des der Kirche und der Religion Entfremdeten von dem religiösen Leben der Väter. Noch ist der Mensch nicht arm und

hilflos genug geworden. Erst wenn einmal die Technik übermächtig und die Menschheit innerlich völlig verelendet ist, wird sie sich auf die Knie werfen und mit blutigen Fingern nach dem Silberquell der Ewigkeit graben. Und dann erst, wenn der Strom Ewigkeit wieder mächtig wie in den Tagen der Väter durch deutsches Land rauscht, dann erst wird wieder ein neues Zeitalter aufbrechen. Erst dann, wenn das Leben vom Geiste befruchtet wird, wird man in Wahrheit von einer deutschen *Kultur* sprechen können. Was sich heute vor unseren Augen ausbreitet, das ist, so sehr es gleißt und so viel es verspricht, im besten Fall *Zivilisation*."

Linz-Urfahr.

*Dr Johann Ilg.*

- 24) **Enrica von Handel-Mazzettis Persönlichkeit, Werk und Bedeutung.** Gemeinsam mit Adolf Buder, Anton Dörrer, Rudolf Henz, Josef Kröckel, Hedwig Molak-Sahlinger und Rhabana Münkel bearbeitet und herausgegeben von *Paul Siebertz* (472). München, Kösel-Pustet. M. 10.—.

Dieses staunenswert billige Prachtwerk ist jedem unentbehrlich, der tiefer in die derzeit im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit stehenden Werke Enrica von Handel-Mazzettis eindringen will.

Linz-Urfahr.

*Dr Johann Ilg.*

- 25) **Gedanken zur modernen Sexualmoral.** Von *Prof. Dr A. Mayer*, Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Tübingen. Stuttgart 1930, Ferdinand Enke. Geh. M. 2.80.

Die von Prof. Dr A. Mayer am 21. Februar 1930 im „Landesverein vom Roten Kreuz“ in Stuttgart gehaltene Rede wird hier etwas erweitert wiedergegeben. Die Schrift beantwortet klar und bestimmt folgende drei Fragen: 1. Wie kam die moderne Sexualmoral? 2. Wozu führte die moderne Sexualmoral? 3. Wie ist eine Besserung möglich? (Sinnesänderung und Umkehr.)

Wohltuende Klarheit, ruhige Sachlichkeit, überraschende Schlagfertigkeit und eine hohe Auffassung von der Frauen- und Mutterwürde zeichnen das inhaltsreiche Schriftchen aus. Ein recht lesenswertes Schriftchen für jeden Seelsorger.

Trier.

*B. van Acken S. J.*

### Neue Auflagen.

- 1) **Katholisches Religionsbüchlein.** Von *Wilhelm Pichler*. Herausgegeben von der katech. Sektion der Österr. Leo-Gesellschaft. *Elfte umgearbeitete Aufl. 8º* (153). (Als Manuskript gedruckt.) Wien und Innsbruck 1930, „Tyrolia“.

Die Neuauflage von Pichlers Religionsbüchlein entbehrt nicht der Tragik. Ein theoretisch und praktisch wie ganz wenige geschulter Verfasser, der in langjähriger, sorgfältig abwägender Arbeit ein Büchlein mit bibliischen Erzählungen und Merksätzen ausgearbeitet hat, ist genötigt, dasselbe umzuarbeiten mit Rücksicht auf einen für eine höhere Stufe bestimmten und der pädagogischen Qualitäten ermangelnden Katechismus, der nun den Model für die neu zu formenden Fragen und Antworten abgeben muß. Mit aller nur erdenklichen Geduld und Ehrerbietung wagt der Verfasser, dagegen einige Einwendungen zu erheben, in der Hoffnung, aus dem drohenden Schiffbruch seiner Ideale wenigstens einiges zu retten.

„Die Kirche sieht bei dem Höchsten und Heiligsten auf die Schwäche der Kinder: sie verlangt von ihnen für die heilige Kommunion die heilsnotwendigen Glaubenskenntnisse ‚pro suo captu‘ und die Andacht ‚pro suae aetatis modulo‘ — wird man uns Katecheten tadeln, wenn wir in unseren Vorschlägen für den ersten Teil des Religionsbüchlein ein ganz klein wenig von solcher dem göttlichen Kinderfreunde abgelernter Milde und Weisheit walten lassen?“ (S. V.). Es kann mir keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß ich, zur Kritik gebeten, des Verfassers Einwendungen voll und ganz unterschreibe. Pichler macht aus seinem Religionsbüchlein, was in der durch den Katechismus und die oberhirtlichen Anordnungen geschaffenen Lage zu machen ist. Ich möchte bei dieser Gelegenheit aber auf jenen Umstand hinweisen, der meines Erachtens der Grundfehler, das primum peccatum unserer ganzen Katechismusherstellung ist. Jeder Baum wächst von unten nach oben, vom Stamm zur Krone; jede geistige Bewegung entwickelt sich von einfachsten Ideen zu komplizierteren Formen; aus dem kurzen, kindlich geschriebenen Evangelium wurde die abstrakte Theologie. Beim Katechismus aber ist es umgekehrt. Da muß das abstrakte Gebilde eines mehr oder weniger theologischen Lehrbuches die Grundlage abgeben für ein Kinderbüchlein. Letzteres wird ein (bestenfalls vereinfachter) Auszug aus dem ersten. Aus dem Anfang wird ein Ende. Aber wo in aller Welt wächst die Krone zum Stamm, die Theorie zur schöpferischen Idee, die Theologie zum Evangelium zurück? Der naturgemäße Weg zur Gewinnung religiöspädagogisch brauchbarer Schulbücher wäre zunächst die Herstellung eines kindlichen Religionsbüchleins. Aus dessen Formulierungen hätte sich der Katechismus zu entwickeln. Ja, es würde selbst dem Lehrbuch für höhere Lehranstalten nichts schaden, wenn es etwas von der Urwüchsigkeit kindlichen und volkstümlichen Denkens und Sprechens an sich trüge. Der Vorzug der Kontinuität der Anordnung und Ausdrucksweise wäre bei diesem Weg gewahrt und tausend Schwierigkeiten würden entfallen. Wenn aber der didaktische Krebsgang gegangen werden muß, wen kann es wundern, daß man dann auf Schritt und Tritt strauchelt, daß das Ergebnis unerquicklich und seelsorglich unbefriedigend wird, daß zwischen Vorschrift und praktischer Arbeit die Spannungen nicht ausgehen? Pichlers Arbeiten begleiten meine heißesten Wünsche.

Bamberg.

*Prof. Dr Mayer.*

2) **Katholik oder Adventist?** Ausführliche Predigtskizzen von Georg Beyer S. J. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage (3. und 4. Tausend). 8° (100). Regensburg 1930, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 2.—.

Die im Jahre 1921 in erster Auflage erschienene Schrift, die sich die Bekämpfung der Sekte der Adventisten zur Aufgabe setzt, ist in der zweiten Auflage um eine neue Predigt: „Die echt christliche Liebe — das Kennzeichen der Wahrheit“ bereichert worden, so daß sie nunmehr vierzehn Predigten umfaßt. Da der Verfasser das Hauptgewicht auf die Begründung der katholischen Lehre über die wahre Kirche Christi, über den Primat Petri, die Erblehre u. s. w. legt, so sind die Predigten auch an solchen Orten zu verwerten, wo noch keine Sekten oder andere, z. B. die „Ernsten Bibelforscher“, eingedrungen sind, zumal diese teilweise dieselben Lehren wie die Adventisten vortragen. Die Predigten sind praktisch und gut dogmatisch begründet. Daß sich aus den biblischen Berichten über die Taufe ganzer Häuser oder Familien ohneweiters ergibt, daß sich auch Kinder darunter befanden, ist nicht so sicher, wie der Verfasser (S. 77) annimmt; es ist nicht ausgeschlossen, aber die Gegner der Kindertaufe verweisen auf Apg 16, 34 und 1. Kor 16, 15. — Das Schriftchen verdient warme Empfehlung.

Miesbach.

*Max Heimbucher.*

## P. Dominikus Prümmer O. Pr. †.

Gerade vor Redaktionsschluß kam die schmerzliche Nachricht, daß unser Mitarbeiter, der hochwürdige *P. Dominikus Prümmer O. Pr.*, Professor der Moraltheologie an der katholischen Universität in Freiburg i. Schw., am 9. Juni d. J. plötzlich einem Herzschlag erlegen ist. Wohl selten hat uns eine Todesnachricht so schmerzlich getroffen wie die Kunde vom Hinscheiden P. Prümmer's. Bildete doch der teure Tote eine der stärksten Stützen und der schönsten Zierden unserer Zeitschrift.

P. Prümmer, ein geborener Rheinländer, stammte aus *Kelterherberge* im Bez. Aachen, wo er am 3. Sept. 1866 das Licht der Welt erblickte. Mit 18 Jahren trat er in den Dominikanerorden, erhielt in den Schulen des Ordens eine gründliche Ausbildung in Philosophie und Theologie, studierte außerdem noch in Löwen Naturwissenschaften und in Rom kanonisches Recht. Seine Lehrtätigkeit begann er in Venlo und Düsseldorf; 1908 bestieg er die Lehrkanzel für Moraltheologie an der katholischen Universität in Freiburg in der Schweiz, die er bis zu seinem Tode mit großem Erfolg innehatte. Mit nie rastendem Eifer waltete er durch mehr als zwanzig Jahre seines Amtes; noch am Todestag hatte er Vorlesungen gehalten und bis zum Abend angestrengt gearbeitet. Mitten aus der Arbeit heraus rief ihn der oberste Herr über Leben und Tod, um ihm den Lohn eines guten und getreuen Knechtes zu geben. Wir sind überzeugt, daß dieser Lohn groß, ja über groß ausgefallen ist. Denn P. Prümmer war ein nimmermüder Arbeiter, der rastlos für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen tätig war.

P. Prümmer war ein Moralist ganz großen Stils, ein Moraltheologe von internationalem Ansehen. Seinen Ruhm begründeten vor allem seine Lehrbücher der Moraltheologie (*Manuale theologiae moralis*; dazu eine kurze Zusammenfassung des dreibändigen Moralwerkes im „*Vade mecum*“ und des kanonischen Rechtes „*Manuale iuris canonici*“, die wiederholt neu aufgelegt wurden). Daneben verfaßte der gelehrte Moralist zahlreiche Beiträge für moral- und pastoraltheologische Zeitschriften. Gerade die Linzer Quartalschrift durfte sich rühmen, P. Prümmer zu ihren fleißigsten und hervorragendsten Mitarbeitern zu zählen. Das letzte Generalregister unserer Zeitschrift weist eine stattliche Reihe von Artikeln aus seiner Feder aus.

Den Moraltheologen P. Prümmer charakterisierten hohe Begabung, umfassendes Wissen, souveräne Beherrschung seines Faches, lichtvolle und kristallklare Darstellung, maßvolles und wohlüberlegtes und wohlbegündetes Urteil auch in den schwierigsten Fragen. Und was noch besonders hervorgehoben werden soll, P. Prümmer war ein meisterhafter „Kasuslöser“. Es ist vielfach nicht so schwer, moraltheologische Fragen theoretisch zu behandeln und gelehrt zu erörtern. Ungleich schwerer ist sehr oft die Anwendung der moraltheologischen Grundsätze auf praktische Fälle verwickelter und heikler Art. Es kommt gar nicht so selten vor, daß man mit und trotz aller moraltheologischen Theorie ratlos vor der Lösung eines bestimmten Falles steht, wie ihn die Wirklichkeit bietet. In der Behandlung und Bearbeitung solcher schwieriger Pastoralfälle zeigte sich P. Prümmer als wahrer Meister und lieferte unserer Zeitschrift Kasuslösungen, die vielfach muster- und meisterhaft ausfielen.

Mit seiner Gelehrsamkeit verband P. Prümmer eine Liebenswürdigkeit, ein stets hilfsbereites Entgegenkommen und eine solche Bescheidenheit und Demut, daß man solche Tugenden nur ehrfurchtvoll bewundern konnte. Wie oft wandten wir uns bei schwierigen und schwierigsten Anfragen an den gelehrten Freiburger Moraltheologen mit der Bitte um Rat und Hilfe. Niemals taten wir eine Fehlbitte. Jedesmal erhielten wir ein ausführliches, wohlbegündetes Gutachten, aber mit einer solchen Bescheidenheit und Demut vorgebracht, daß man aus dem schriftlichen Verkehr allein den Eindruck gewinnen mußte, P. Prümmer müsse ein Priester und Ordensmann von hoher Vollkommenheit sein. Und das war er auch, wie die ihm gewidmeten Nachrufe hervorheben.

Uns bleibt nur die Pflicht, dem großen Moraltheologen und heiligmäßigen Priester den innigsten und herzlichsten Dank in die Ewigkeit nachzurufen. Die Dankeschuld, die wir zu Lebzeiten des Dahingegangenen nicht abtragen konnten, wollen wir wenigstens in etwa dadurch abzustatten suchen, daß wir des teuren Toten am Altar des Herrn gerne gedenken. Die Redaktion der Quartalschrift wird dem unersetzlichen Mitarbeiter stets ein dankbares und gesegnetes Andenken bewahren und fortfahren, in seinem Sinne zu wirken. Vivas in pace Christi: Amen.

**Unentbehrlich für jeden Leser der theol.-prakt. Quartalschrift.**

# DAS IV. GENERAL-REGISTER

umfassend die Jahrgänge 1911—1930 der Theol.-prakt.  
Quartalschrift, ist erschienen.

Es umfaßt 180 Seiten im Kleindruck und enthält ein vollständiges **Sachregister** dieser 20 Jahrgänge, ein alphabetisches **Verzeichnis aller Mitarbeiter und ihrer Beiträge** und die **Liste aller besprochenen Bücher und Schriften**.

**Preis:** Österreich 4 Schilling, Deutschland 2·50 Mk., CSR. 20 čK, Ungarn 3·30 Pengő, Polen 5·20 Zloty, Jugoslawien 35 Dinar, Rumänien 100 Lei, Schweiz 3 schw. Fr., Frankreich 15 fr. Fr., Luxemburg u. Belgien 22·50 belg. Fr., Holland 1·50 Gulden, Italien 11 Lire, Amerika 0·60 Dollar.

## BESTELLADRESSE:

Theol.-prakt. Quartalschrift, Linz a. D., Stifterstraße 7.

**„Religion und Politik“ von Dr L. Kopler.** (Separatdruck aus der Theol.-prakt. Quartalschrift 1928.) 75 Seit. Preis 50 g. Zu beziehen von der Administration der Theol.-prakt. Quartalschrift oder vom Katholischen Volksverein für Oberösterreich, Linz, Harrachstraße 12.

**„Klerus und Politik“ von Dr L. Kopler.** Separatdruck der gleichnamigen Artikelserie aus der Theol.-prakt. Quartalschrift 1929. Preis 1 S. (Porto separat).

Beide Abhandlungen sind auch in Form einer einzigen Schrift unter dem Titel: **Religion und Politik, Klerus und Politik** zu haben. Preis 2 S. (Porto separat). Zu beziehen von der Administration der Theol.-prakt. Quartalschrift.

Dieses Buch „sollte sich in der Hand jedes gebildeten Katholiken und besonders jedes Geistlichen finden“. So P. V. Cathrein S. J. in der Quartalschrift 1930, Seite 442.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Die Professoren der phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Dr Leop. Kopler, Linz, Stifterstraße 7. — Druck: Kath. Preßvereinsdruckerei Linz. Verantwortlicher Leiter: Franz Stindl, Linz, Landstraße 41.